Digitized by Google

Var. 363 hm (2

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Kleine Schriften.

Zur

Politik und Literatur.

Von

R. E. Prutz.

JUR: POL:
LESEVEREIN

Zweiter Band.

Merſeburg,

Louis Garcke.

1847.

WG 164/801

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

I. Zur Politik.

1. Theologie oder Politik? Staat oder Kirche? . . 3.
2. Ueber die gegenwärtige Stellung der Oppoſition in Deutſchland . . . . 52.

II. Zur Literatur.

1. Die politiſche Poeſie, ihre Berechtigung und Zukunft . . . . 91.
2. Ueber das deutſche Theater . . . . 136.
3. Ueber die Unterhaltungsliteratur, insbeſondere der Deutſchen . . . . 166.
4. Wilhelm Waiblinger . . . . 213.
5. Dichter und Krieger. Zum Andenken Joſ. Em. Hilſchers . . . . 254.
6. Shelley und die Poeſie des Atheismus . . . 285.

III. Der Heizer vom Aetna . . . . 321.

Digitized by Google

I.

Zur Politik.

Digitized by Google

Theologie oder Politik? Staat oder Kirche?

Der verfluchte Faſe weiſt ſelbſt nicht
was er wil, hol ihn der Deuffel.
Friedr. d. Große.

Kaum ein ſeltſamerer Anblick läßt ſich denken, als den die Geſchichte unſerer letzten fünf, ſechs Jahre dem nüchternen Beobachter gewährt. Wär' es möglich, alle die einzelnen Geſtalten, welche ſie in dieſer Zeit angenommen, die Verwandlungen, welche ſie durchgemacht, die Intereſſen, die durchaus widerſpruchsvollen, für welche ſie ſich nacheinander begeiſtert hat, der Nation ſelbſt in einem Spiegelbilde gleichſam auf einmal vors Auge zu rücken: was gilt die Wette?! wir würden erſchrecken über uns ſelbſt und uns kopfſchüttelnd abwenden von unſerm eigenen Bildniß. Auf den Schlummer, in welchem wir ſo lange gelegen, iſt ein unruhvolles, fieberhaftes Erwachen, auf die Intereſſeloſigkeit, deren wir ſelbſt uns ſo lange angeklagt, vielmehr ein Ueberfluß, auf die verrufene Dürre

Digitized by Google

unſers öffentlichen Lebens eine überwuchernde Fülle gefolgt: nur daß daſſelbe allerwege mehr ins Kraut geſchoſſen iſt als in den Samen.

Werfen wir nur einen Blick rückwärts, was Alles in dieſen letzten Jahren, ſeit dem Anfang etwa des gegenwärtigen Decenniums, unſre Geiſter in Spannung erhalten, unſere Herzen in Flammen geſetzt, vor Allem unſre Märkte mit dem Geräuſch der Debatte — oder um völlig ohne Gleichniß, in klarer, nackter Proſa zu ſprechen: unſre Zeitungen mit Berichten und Berichtigungen, mit Gerüchten, Widerlegungen, Widerlegung der Widerlegung, Widerlegung der widerlegten Widerlegung — und ſo fort in unendlicher Reihe, angefüllt hat!

Die freie Rheinbegeiſterung von Anno vierzig — aber in der That, es wird uns unbehaglich, davon ſprechen zu hören, er macht uns verlegen, dieſer Baſtard-Patriotismus, den wir da ſo voreilig in die Welt geſetzt, und dürfen uns dabei nicht einmal tröſten, wie Kent im Lear den alten Gloſter tröſtet: „Ich kann den Fehltritt nicht ungeſchehen wünſchen, da der Erfolg davon ſo anmuthig iſt." Der Kölner-Dom-Enthuſiasmus — aber er iſt verraucht und verſchollen, ſo weit ſogar, daß nicht einmal mehr eine Oppoſition dagegen ſtattfindet und die Hand voll Arbeiter, welche noch mühſam beſoldet wird, ruhig daran fortarbeiten kann unter dem Schleier der Ver-

Digitized by Google

geſſenheit. Der philoſophiſche Radicalismus, der nicht bloß aus nichts eine neue, beſſere Welt erſchaffen — dies könnte man ſich gefallen laſſen — nein: der auch die alte, vorhandene umſtoßen wollte mit nichts — aber es iſt ja längſt bei Allen eine ausgemachte Sache, daß die Epoche der Theorie einſtweilen vorüber und daß, was das wahre Bedürfniß der Zeit angeht, ein einziges Dutzend hungrige Garnſpinner ſchwerer ins Gewicht fallen, als alle gegenwärtigen Philoſophen und noch einige von den zukünftigen dazu. Die politiſche Lyrik — aber ſprechen nicht die Dichter ſelbſt ſchon mit Achſelzucken davon? ja kommen nicht ſogar ſchon die Regierungen allmälig zu der Einſicht, daß es nichts Ungefährlicheres giebt, als dieſe Königsmörder in Verſen, dieſe Brutuſſe in Reimen?! Die oppoſitionellen Beſtrebungen in einigen ſüddeutſchen Kammern — aber wie wohlgemeint, wie ehrenwerth ſie ſeien, beſchleicht uns nicht, noch während wir dieſe flammenden Reden, dieſe geharniſchten Angriffe leſen, das unbehagliche Gefühl, daß all dieſe Streiche doch endlich nur in die Luft gehen und daß es dem, der behaglich in der warmen Stube ſitzt, durchaus nicht ſchadet, wenn der Regen ein bischen an die Fenſter klappert?! Die preußiſche Verfaſſungsfrage, dieſe allgemeine privilegirte Zeitungsente, dieſe veritable „große Seeſchlange" unſrer Correſpondenten, dieſer ewige Jude unſrer hoffnungsreichen

Digitized by Google

Preſſe — aber es ſieht ſich ja kein Menſch mehr um, wenn ſie geplätſchert kommt! aber wir wiſſen ja alle, daß es keine große Seeſchlange, keinen ewigen Juden giebt! und wenn es deren gäbe: tant pis pour eux, ſo kümmern ſie uns nicht! —

Denn dies iſt das eigentlich Charakteriſtiſche, dies zugleich das Bedenkliche, das wahrhaft Gefährliche unſerer gegenwärtigen Epoche, daß die Intereſſen bei uns, ſo raſch ſie ſich entzünden, ebenſo raſch auslöſchen und verſchwinden; wie lebhaft ſie ſind, ſo flüchtig, wie zahlreich, ſo unfruchtbar. War es früher deutſche Sitte, ſich fiſchblütig zu zeigen, wo allen Uebrigen das Blut in den Adern kochte, und die gewaltigſten Ereigniſſe der Geſchichte von ſich abprallen zu laſſen, wie der Stein den Regen, der ihn wäſcht: ſo ſcheint es jetzt vielmehr deutſche Mode, ſich zu enthuſiasmiren, — gleichviel für was. Alle Mode aber iſt ihrer Natur nach frivol; auch der Enthuſiasmus, den wir hie und da, an allen Ecken Deutſchlands, bei jeder kleinſten Gelegenheit, ſofort auflodern ſehen, iſt mit Frivolität gemiſcht: nicht bloß deshalb, weil er es, wie geſagt, verſchmäht, die Gegenſtände zu prüfen, an denen er ſich entzündet: ſondern frivol hauptſächlich deshalb, weil wir ſelbſt bereits den Glauben an unſre eigene Begeiſterung verloren haben, weil wir bereits wiſſen, daß es nur eine hohle, abſtracte,

Digitized by Google

unfruchtbare Begeiſterung iſt, weil wir unſern eignen Helden regelmäßig den Hanswurſt nicht bloß nach-, nein: ſogar voraufſenden und, verwegener als jene Soldaten Cäſars, Spottlieder ſingen, nicht bloß wenn wir triumphiren, nein: auch wenn wir geſchlagen ſind. Wir haben ſo oft jene alte Fabel von dem Hirten mit dem Wolf geſpielt, wir haben ſo oft zum bloßen Scherz gerufen: hieher! es brennt! daß nicht allein unſre Nachbaren, nein: daß wir uns ſelber nicht mehr glauben.

Aber wir wollen nicht zu hart ſein gegen uns ſelbſt: wo ein Quell hervorbrechen will, was Wunder, daß es da zuerſt Blaſen treibt?! Es iſt dies ein krankhafter Zuſtand, in dem wir uns befinden, ohne Frage: aber vielleicht iſt dieſe Krankheit nöthig, damit aus ihr die volle friſche Geſundheit ſich entwickle; ſie iſt vielleicht nöthig, dieſe allgemeine, prickelnde Gährung aller Säfte, wenn der Baum blühen, die Frucht reifen ſoll; es bedarf vielleicht dieſer unruhig ſtürmenden, wogenden Brandung, um die Perle unſrer Zukunft an den Strand zu ſpülen. Geſtehen wir den einzelnen Individuen ihre Entwicklungsſtadien, ihre kritiſchen Epochen, ihre (wenn dieſer Ausdruck, auf eine große und ehrenwerthe Nation angewendet, nicht zu plump ins Ohr fällt) Tölpel- und Flegeljahre zu: warum nicht auch ganzen Völkern? Dies unbeſtimmte Sehnen und Drängen, dies raſche Ergreifen,

Digitized by Google

raſchere Fallenlaſſen, dieſe Unbeſtändigkeit, Unſicherheit Unklarheit, die wir bei heranwachſenden jungen Leuten wahrzunehmen pflegen — ſollten die Völker in ihrer hiſtoriſchen Entwicklung nicht vielleicht ähnlichen Kriſen unterworfen ſein? Ja wie dieſe Erſcheinungen bei Jünglingen und Mädchen mit ziemlicher Sicherheit den Eintritt der Mannbarkeit, die beginnende Geſchlechtsreife zu bezeichnen pflegen: ſollte dieſe gegenwärtige Kriſis unſrer Zuſtände nicht vielleicht gleicherweiſe ein Vorbote ſein, daß unſer Volk — ein ſpätreifer Jüngling, fürwahr! endlich im Begriffe ſteht, mannbar zu werden und die Kinderſchuhe, in denen es ſo lange gutmüthig geſchlendert, nunmehr von ſich zu werfen? Dieſe krampfhaften Zuckungen, die gegenwärtig den Leib unſrer Nation erſchüttern, wären ſie vielleicht nichts Anderes, als jene ängſtlichen Windungen, jene Krämpfe und Qualen der Puppe, in dem Augenblick, da der Schmetterling ſich aus ihr erheben will?!

Aber zugeſtanden, daß es ſo ſein könne, ſogar ſein werde, ſein müſſe: ſo haben wir, dünkt uns, eben deswegen nur eine um ſo größere Aufmerkſamkeit auf diejenigen Erſcheinungen zu richten, welche, mitten in dieſem allgemeinen Wechſel der Intereſſen, dieſer Fluth von Neigung und Abneigung, ſich in der That dauernd auf dem Schauplatz zu behaupten wiſſen.

Und Eine ſolche Erſcheinung wenigſtens giebt es, Ein Intereſſe zum Mindeſten, wie viel andere auch über Nacht auftauchen und verſchwinden, ſtirbt nicht aus, Eine Angelegenheit, wie vielſpaltig der deutſche Sinn im Uebrigen auch ſei und wie oft auch, was in dieſer Landſchaft, dieſer Stadt die Gemüther in die mächtigſte Aufregung verſetzt, ſchon in der nächſten nur zur Unterhaltung ſpießbürgerlicher Neugier dient — Eine Angelegenheit wenigſtens ſcheint mit ſympathetiſcher Gewalt alle Herzen, alle Geiſter zu bewegen, Eine Frage giebt es, welche, von allen Seiten, in allen Ständen, in allen Gegenden des Vaterlandes discutirt, ſich in der That wie eine National-, eine wahre Volksfrage anläßt —

Welche iſt es? Die Verfaſſungsfrage? Aber wir ſind ja noch gar nicht einmal ſo weit, von der Verfaſſungsfrage ſprechen zu können, wir haben höchſtens Verfaſſungsfragen: hannöverſche, preußiſche, Reuß-Schleiz-Greiz-Lobenſteiniſche, von einer deutſchen Verfaſſungsfrage iſt noch überall keine Rede, ja nur an ſie zu denken würde in einigen wohlpolicirten Staaten bereits zur Unterſuchung wegen entfernten Verdachtes entfernter Hinneigung zu entferntem Hochverrathe qualificiren.

Alſo etwa die deutſchen Handelsangelegenheiten? Denn gemeiniglich, was im Uebrigen himmelweit auseinander geht, das pflegt doch wenigſtens der gemeinſame Vor-

Digitized by Google

theil zuſammenzuführen; widerſpänſtige Köpfe, uneinige Herzen — der Magen zum Wenigſten, dieſer mächtigſte Dämon der Erde, pflegt ſie zu vereinigen. Die Lage aber des deutſchen Handels, der Zuſtand unſers Gewerb-lebens, wer könnte die Gefahr verkennen, die ihm droht? die Bedrängniß läugnen, in der es ſich befindet? Hier alſo, wenn irgendwo, thäte gemeinſchaftliches Ueberlegen, gemeinſchaftliches Handeln Noth; Wölfe ſieht man zu Menſchen, in die Mitte bewohnter Städte flüchten, vom grimmigen Zahn des Hungers geſtachelt — und die Aushungerung deutſchen Gewerbfleißes, die uns von England her bedroht, die Verarmung des deutſchen Handels, welche, allen Actien-Schwindelgeſchäften und allem Kornwucher zum Trotz, ja gerade durch ihre Vermittelung nur noch um ſo ſchleuniger, mit unentrinnbaren Schritten, gegen uns anrückt — ſollte ſie nicht mächtig genug ſein, unſre particularen, egoiſtiſchen Intereſſen wenigſtens auf Augenblicke zu vereinigen? ſollte nicht der gewaltige, der Hammerſchlag der Noth, uns wenigſtens auf Augenblicke zuſammenſchweißen zu dem, was wir ſelbſt ſo gern werden möchten, ja was wir auf ſo mannigfache, ſo widerſprechende Weiſe zu werden ſuchen: Eine Nation, eine ſtarke, einige, ſelbſtgewiſſe? — Aber die Naturforſcher verſammeln ſich und die Philologen und die Landwirthe und die Baumeiſter und neulich ſo-

Digitized by Google

gar hatten einige Schriftſteller den ſublimen Einfall, ſich auch verſammeln zu wollen: von einem allgemeinen deutſchen Handelscongreß aber, einer Berathung deutſcher Fabrikanten und Kaufleute iſt überall noch nicht das Mindeſte verlautbart. Im Gegentheil, wir haben es erleben müſſen, daß, als einige Gewerbtreibende über gewiſſe ſtaatliche Maßregeln, welche aufs Allergenaueſte in ihr Intereſſe eingreifen, ihre beſcheidentliche Meinung abgeben wollten, ein Finanzminiſter (denn wir regardiren ja auf den Handel nur, inwiefern er unſre Finanzen bereichert: und darum haben wir auch keine Handels- ſondern nur Finanzminiſter) ſie als unbefugte, unverſtändige Schreier unſanft zurechtwies.

Vielleicht denn die deutſche Einheit, die Nationalität in abstracto? Freilich wohl: die deutſche Einheit (oder was man ſo nennt) iſt legitim geworden, wir dürfen Toaſte ausbringen auf Hermann der Cherusker, ohne eine polizeiliche Unterſuchung befürchten zu müſſen, ſogar wir dürfen: Was iſt des deutſchen Vaterland? ſingen, ohne Köpnick oder Spielberg zu riskiren. Auch an Adreſſen, in denen wir erklären, wir wären eine einige, große, heldenkühne Nation, eine Nation, vor der die Legionen des Varus in Staub geſunken, welche Luther hervorgebracht, vor der ſogar Napoleon die Flucht ergriffen — auch an Adreſſen dieſen und ähnlichen Inhaltes iſt vielmehr

Digitized by Google

Ueberfluß als Mangel und ſie dürfen auch gedruckt werden, wenn auch nicht überall, ſo doch an einigen Orten, wenn auch nicht ganz vollſtändig, ſo doch mit Auslaſſungen und loyalen Varianten. Aber es kann ſich Einer wohl vornehmen, Kapaunen mit Luft zu mäſten, — nur ſie werden nicht fett davon; es kann ſich eine Nation wohl täuſchen, als ob ſie dadurch ſchon frei, ſtark, einig wird, daß ſie es zu ſein behauptet oder als ob Adreſſen, Ständchen, Zweckeſſen wirklich ſchon politiſche Acte, Acte des Nationalwillens und der Nationaleinheit wären — nur die Täuſchung hält nicht gegen und das Intereſſe, das ſich hieran anknüpft, muß erkalten, weil das Feuer, an dem es ſich wärmen will, ein Strohfeuer iſt — oder iſt es gar nur ein gemaltes?

Oder endlich die Literatur? Allerdings, die Literatur hat lange Zeit das deutſche Leben beherrſcht, noch mehr: ſie hat es ſelbſt gebildet und dargeſtellt; wir haben uns lange Zeit damit getröſtet, in der Literatur wenigſtens eine ideale Einheit, ein ideales Vaterland zu haben, da es mit dem realen, dem ſechsunddreißigzipfligen Bundes-Vaterland allerdings in einigen wenigen Stücken noch haperte. Aber dieſe Zeit, dieſe unſelige, revolutionäre, die ſchon ſo viele Kronen angetaſtet, ſo viele Throne erſchüttert hat — auch dieſer papiernen Königin, der Literatur, fängt ſie an den Gehorſam zu verweigern, auch

Digitized by Google

gegen ſie beginnt ſie ſich aufzulehnen, auch ihre Allberechtigung macht ſie, die ſkeptiſche! Miene in Zweifel zu ziehen. Man iſt allmälig dahinter gekommen, daß ihre Macht ſich lange nicht ſo weit erſtreckt, als man bis dahin meinte; ganz neue Provinzen, neue Sphären des Lebens, neue Schichten der Geſellſchaft ſind entdeckt, welche die Literatur weder bisher berührt hat, noch, wie die Dinge liegen, zu berühren weiß; neue Geſchwüre ſind aufgebrochen, welche kein kühlender Umſchlag von Broſchüren heilen wird; neue Sphinxe legen die breite, blutgierige Tatze auf den Leib unſers Volkes, gegen welche der Oedipus vom Leipziger Büchermarkt vergebens ſeine Keule — das heißt, ſeine Feder ſchwingt. — Und was Königen ſonſt nicht zu paſſiren pflegt: die Literatur ſelbſt iſt ihrer Herrſchaft überdrüſſig geworden, ſie möchte abdanken — nicht zwar, wie Diocletian, um ein Gärtner, oder wie Karl der Fünfte, um ein Mönch zu werden: nein, ein Soldat möchte ſie werden, den Harniſch möchte ſie umſchnallen und die Feder vertauſchen mit dem Schwerte; nicht bloß häuten möchte ſie ſich wie eine Schlange: nein, ſich ſelbſt aufgeben, ſich wieder gebären möchte ſie in andrer neuer Geſtalt — Praxis möchte ſie ſein ſtatt Theorie, Leben ſtatt Literatur.

Alſo nichts von dieſem Allen iſt es, was wir meinen! Weder Politik noch Literatur, weder Gewerbe noch

Digitized by Google

Kunſt heißt die Gottheit, der unſre Gegenwart opfert, der Mittelpunkt, um den ihre wilden, regelloſen Kreiſe ſich ordnen: der Deutſche iſt aus zarterm Stoffe, er verachtet dieſen gemeinen Materialismus irdiſcher Intereſſen, er wendet ſein Auge aufwärts zum Himmel, er quittirt das Dieſſeit, um ſich nur bei Zeiten einen ſichern, bequemen Platz im Jenſeit zu belegen: Theologie — ſiehe da die wahre große Angelegenheit des Tages! das Centrum des deutſchen Lebens! die Looſung der Parteien! Was England und Frankreich? Wir haben Uhlich und Hengſtenberg! Was Rußland und die polniſche Grenzſperre? Wir haben Ronge und den Biſchof Arnoldi von Trier! Was ſpaniſche Heirath und engliſcher Zolltarif? Wir haben Lichtfreunde und Deutſchkatholiken! Deutſche Verfaſſungsfrage? Wir beſchicken die Synode. Handelscongreſſe? Wir gehen nach Köthen. Intereſſen der Kunſt und der Literatur? Wir diſputiren über die Dreieinigkeit, erörtern die Glaubhaftigkeit des Evangeliſten Lucas, und ſchreiben dicke Bücher darüber, ob der Weg in den Himmel links geht oder rechts, ob man zu Pferde oder zu Eſel ſichrer dahin gelangt, und ob die Hölle eine Treppe tief liegt oder zwei. Da haben wir in Summa die Nationalintereſſen des deutſchen Volkes von Anno vierzig bis ſechsundvierzig: der rothe Faden, der ſich durch das Gewirre dieſer Jahre

Digitized by Google

hinzieht, er iſt aus geiſtlicher Wolle gezupft, die Dogmatik iſt unſer contract social, Geiſtliche ſind unſre Volkshelden, theologiſche Streitfragen die Fragen der Gegenwart, die Fragen der Nation! —

Wer kennte nicht, und wär' es auch nur aus Göthe, das alte gute Hiſtörchen von dem Engländer, welchen „das Liedchen Marlbrough" verfolgte:

„Einſt von Paris nach Livorn, dann von Livorno nach Rom,
Weiter nach Napel hinunter; und wär' er nach Smyrna geſegelt,
Marlbrough! empfing ihn auch dort, Marlbrough! im Hafen das Lied."

So auch, wohin Einer jetzt in Deutſchland fliehen möchte, von Königsberg bis Conſtanz, von Breslau bis Cleve, überall, aus allen Geſellſchaften, allen Wirthshäuſern, allen Dampfwagen tönt ihm die kirchliche Melodie unſrer Tage entgegen; überall geht Marlborough nicht zwar in den Krieg, aber doch in die Kirche; du kannſt keine Zeitung in die Hand nehmen: das Erſte, worauf dein Auge fällt, iſt eine theologiſche Controverſe, — kein Beefſteack eſſen: dein Nachbar unterhält dich von Uhlich und fragt, ob dir Ronge oder Czerski beſſer gefällt — keine Cigarre anzünden: man reicht dir einen Fidibus aus der „Evangeliſchen Kirchenzeitung." —

Digitized by Google

Und nicht iſt es etwa bloß das ſogenannte Publikum, nicht die unorganiſche, unberechtigte Menge als ſolche, welche auf dieſe Weiſe das theologiſche Intereſſe über alle andere ſtellt und für nichts mehr zu leben, für nichts mehr vorhanden zu ſein ſcheint, es ſei denn für religiöſe Streitigkeiten, kirchliche Zerwürfniſſe, dogmatiſche Controverſen: auch anſehnliche, einflußreiche Körperſchaften, auch öffentliche Behörden, ja die Staatsregierungen ſelbſt ſehen wir von demſelben Zuge unwiderſtehlich gefaßt; auch aus den Rathsſtuben der Städte, den Cabinetten der Miniſter, ſogar aus den Paläſten der Könige, überall tönt dieſelbe Looſung uns entgegen. Eine große deutſche Regierung, berufen vor allen andern, der allgemeine Verfechter Deutſchlands zu ſein und ſeine Stellung nach außen nachdrücklich zu vertreten, zugleich im Innern ſelbſt durch eine Maſſe der verwickeltſten, dringendſten Fragen aufs Aeußerſte beſchäftigt — was, in dem Augenblick, da die entente cordiale zwiſchen England und Frankreich ſich zu löſen und damit die ganze Geſtalt der Welt eine andere zu werden droht, da der blutige Schatten Polens ſich mahnender denn je, drohend, verhängnißvoll, an das heitere Licht des Tages drängt, da durch alle Provinzen, alle Gegenden des eignen Landes vulkaniſche Zuckungen gehen — was thut ſie? was ſtellt ſie ſelbſt in den Vorgrund ihrer Beſtrebungen? worin legt

ſie den Schwerpunkt ihrer Thätigkeit? Sie beruft eine allgemeine Landesſynode, ſie drückt den theologiſchen Controverſen den Stempel ihres Anſehens auf, durch das heilige Oel (ſo ſcheint es) eines gereinigten, wiederhergeſtellten Glaubens will ſie dieſe Fluth beſänftigen, welche das Staatsſchiff umwogt.

Und der Geſandte eben dieſer Regierung auf dem bedeutendſten Terrain, wo überhaupt ein Geſandter ſich befinden kann, an dem wahren Areopag der Welt, in London, in dem Augenblicke, da ein langerwarteter, langerſtrebter Miniſterwechſel den Parteien des Landes eine ganz neue Stellung, der engliſchen Regierung ſelbſt eine ganz neue Färbung verleiht, da ferner durch Peels letzte Maßregeln der engliſche Handel, dieſe wichtigſte Triebfeder der gegenwärtigen Politik, eine völlig neue Grundlage anzunehmen und damit zugleich unſern eignen Handelsverhältniſſen eine noch völlig unberechenbare Wendung zu geben verſpricht — — Es kommt uns nicht von Weitem in den Sinn zu behaupten, daß der ſehr ehrenwerthe Geſandte dieſe ſeine eigentlichen und wichtigſten Obliegenheiten vergeſſen oder auch nur im Allermindeſten verabſäumt habe: aber überraſchend iſt es uns allerdings geweſen, daß inmitten dieſer politiſchen wie gewerblichen Kriſis, unter den zahlreichen und (wie man meinen ſollte) unausgeſetzten Anforderungen ſeines Am-

Digitized by Google

tes, der ſehr ehrenwerthe Geſandte nichts deſto weniger Zeit und Stimmung gefunden hat, ein dickleibiges Buch über unſre kirchlichen Angelegenheiten abzufaſſen und in England ſelbſt Correſpondenzen anzuknüpfen und Unterſuchungen anzuſtellen — über den Kornhandel? die Manufacturdiſtricte? das mögliche Ergebniß einer bevorſtehenden Parlamentsauflöſung? — Vielleicht auch, wir wiſſen es nicht: aber theologiſche Correſpondenzen, kirchliche Gutachten liegen gedruckt vor uns.

Ja und damit es dieſem verhängnißvollen Schauſpiel an keiner, auch an der gefährlichſten Steigerung nicht fehle: haben wir nicht in dieſen jüngſten Tagen geſehen, wiederholentlich geſehen, wie ſogar das Oberhaupt des Staates ſelbſt, ein geiſtreicher, großſinniger Fürſt, ein Fürſt, von deſſen wohlwollenden und edlen Abſichten er ſelbſt uns täglich die bündigſten Verſicherungen giebt — haben wir, ich frage! nicht auch dies Oberhaupt des Staates ſelbſt zu wiederholten Malen in perſönlichen Conflict gerathen ſehen mit den Magiſtraten und bürgerlichen Behörden der älteſten, edelſten, einflußreichſten Städte der Monarchie — **weshalb**? wegen ſtreitiger ſtädtiſcher Gerechtſame, wegen Abgaben und Steuern oder anderer politiſcher Fragen? **Nicht** im Geringſten! ſondern auch hier wieder iſt es **die** kirchliche Frage, welche, ſich an den Thron ſelbſt **drängend**, in ihrem unſeligen Gefolge

auch dieſe höchſt bedauerlichen Conflicte herbeigeführt hat; auch jene königlichen Schreiben und Anſprachen an die Magiſtrate von Berlin, Breslau, Königsberg, Magdeburg u. ſ. w., die überall einen ſo tiefen und ſchmerzlichen Eindruck hervorgebracht haben, ſind ein überaus charakteriſtiſches Zeichen von der bedenklichen Höhe, welche die Fluth der theologiſchen Intereſſen bei uns erreicht hat. — —

Allein ſchon höre ich, was der Leſer hier einwendet. Zugeſtanden, ſagt man, daß es ſo iſt, wie du es darſtellſt und zum Theil noch ſchlimmer: beweiſt es nicht vielmehr gegen als für dich? Zugeſtanden, daß Deutſchland in dieſem Augenblicke nur noch einem großen kirchlichen Concile gleicht und daß wir alles Andere verlernt zu haben ſcheinen, Politik, Literatur, bis allein auf unſre theologiſchen Kenntniſſe: was, wenn es ſo iſt, läßt ſich dagegen einwenden? Liefert nicht dieſe Thatſache ſelbſt den Beweis, daß dieſe Geſtaltung der Dinge eine natürliche, nothwendige geweſen? Dieſe beredte Schilderung ſelbſt, die du von der gegenwärtigen Alleinherrſchaft der theologiſchen Intereſſen entwirfſt, haſt du nicht mit ihr alle Einwendungen, die du gegen dieſe Herrſchaft erheben willſt, zum Voraus entkräftet? Wären es Einzelne, wohl, ſo möcht' es Laune, wär' es vorübergehend, ſo möcht' es Mode oder Zufall ſein: aber du ſagſt ſelbſt, daß die ganze Nation, die geſammte Zeit

dieſe kirchliche Farbe trage — noch einmal: was läßt ſich dagegen einwenden? Eine ſolche allgemeine Stimmung, muß ſie nicht in Wahrheit eine berechtigte — ein ſo dauerndes, ſo allverbreitetes Intereſſe, muß es nicht in der That ein nothwendiges, ein wahrhaft hiſtoriſches ſein?

Und wenn es nun ſo iſt (fahren ſie fort) und wenn nun wirklich hinter dieſen theologiſchen Streitigkeiten, dieſen kirchlichen Zerwürfniſſen das Bedürfniß und der Beginn eines neuen, erhöhten religiöſen Lebens liegt, wenn der Zug der Geſchichte nun wirklich wieder rückwärts oder beſſer geſagt, heimwärts geht zu ihren himmliſchen Urquellen: warum, da du doch in allen andern Richtungen die unbedingte Macht, das unbedingte Recht der Geſchichte anerkennſt — warum nur in dieſem Falle dieſem Zuge willſt du deine Anerkennung verſagen? „Unſre Zeit unſer Gott!“ Wie oft nicht haben wir dieſen Ausſpruch aus Eurem Munde vernommen, mit wie glänzenden Lettern habt Ihr ihn nicht eingeſtickt in die Banner Eurer Partei? Und wie nun? Wollt Ihr der Zeit nur huldigen, wenn ſie Euch ſchmeichelt? ihr Recht nur anerkennen, wenn es in Uebereinſtimmung iſt mit Euren perſönlichen Neigungen und Abneigungen?

Und wie dann ſteht es mit dieſem Aufſatze? Machſt du, indem du die treibende Macht der Zeit, ſtatt dich ihr willig, dienſtbar hinzugeben, vielmehr kritiſch zerſetzeſt

Digitized by Google

und zergliederſt, dich nicht derſelben Halbheit, derſelben Begeiſterungsloſigkeit ſchuldig, welche du ſelbſt in dieſem Aufſatze ſo hart getadelt? Ja dieſer leichtfertige, ſcherzende Ton, mit dem du von den heiligſten Dingen, von dem Erwachen eines neuen Glaubens, eines neuen religiöſen Lebens ſprichſt, — wie weit iſt er noch entfernt von jener Frivolität, deren du ſelbſt die Zeit anklagſt — anklagſt, um ſofort, auf friſcher That, denſelben Irrthum zu begehen?!

Unterwerfen wir dieſe Anklagen eine nach der andern einer nähern Prüfung; vielleicht daß wir nicht ganz ſo ſchuldig ſind, wie die Ankläger meinen.

Zwar was das erſte Bedenken angeht, ob nicht die gegenwärtige theologiſche Richtung der Zeit eine völlig berechtigte, darum ſchon, weil ſie eben die allgemeine Richtung der Zeit, ſo müſſen wir die Beantwortung derſelben noch verſchieben, bis wir dieſer Richtung ſelbſt erſt ein wenig näher ins Auge geſehen. Denn vielleicht, wer weiß? ſie ſcheint vielleicht allgemeiner als ſie iſt? ſie iſt vielleicht gar nicht ſo theologiſch, als ſie ſcheint?

Was dagegen den zweiten Punkt betrifft, das Erwachen eines neuen religiöſen Lebens, einer neuen erhöhten Gläubigkeit, zu welcher die Zeit angeblich hinarbeitet, ſo erlaube man uns einfach die Frage, wer es denn eigentlich geweſen, der dieſe ganze Angelegenheit zuerſt in

Digitized by Google

Gang gebracht, wer es ferner iſt, der ſie gegenwärtig am Meiſten in Gang erhält, wer das meiſte Leben, die meiſte Thätigkeit zeigt, ja wer recht eigentlich Seele und Kern dieſer ganzen Bewegung iſt: die Gläubigen oder die Ungläubigen? die Kirchlichen oder die Unkirchlichen? die Frommen oder die Ketzer? Wir wollen noch gar nicht fragen: wer bildet die Mehrzahl? auf welcher Seite ſind die rüſtigeren Streiter? Wir beſchränken uns, wie geſagt, noch einfach auf die Frage: bei wem nahm dieſe Bewegung überhaupt ihren Urſprung? durch wen gewann ſie ihre große Verbreitung? von wem wird ſie noch jetzt vernämlich unterhalten?

Es liegt nicht in der Abſicht dieſes Aufſatzes, der ja die in Rede ſtehende Frage überhaupt nicht erſchöpfen, der nur über einige Punkte derſelben den Leſer zu Aufmerkſamkeit und Nachdenken anregen will — es liegt, ſage ich, nicht in der Abſicht noch auch in der Aufgabe dieſes Aufſatzes, Urſprung und Entſtehung dieſer Bewegungen ausführlich zu erzählen und eine Chronik zu liefern von dieſem Kampfe, der um das neue Ilium der Kirche geführt wird. Daher auch nur mit zwei Worten ſei hier an die Thatſache erinnert, daß dieſe Fragen, die gegenwärtig unſer deutſches Volk ſo tief zu erſchüttern ſcheinen, von der Wiſſenſchaft ſchon ſeit Jahren discutirt worden ſind: bis endlich einige Bücher erſchienen, welche,

die bisherigen vereinzelten Reſultate auf eine glänzende Weiſe combinirend und tiefer begründend, durch das Aufſehen, das ſie innerhalb der Wiſſenſchaft ſelbſt machten, auch über deren Gebiet hinaus zuerſt die Neugier, dann die Theilnahme, bald die Begeiſterung des Publikums erregten.

Und welcher Art nun waren dieſe Bücher? Waren es fromme Bekenntnißſchriften, Stützen der Kirche, Bollwerke des Glaubens? Waren ſie geſchrieben, um die Zweifelnden zu belehren, die Irrenden zu bekehren, die Gläubigen in ihrem Glauben zu ſtärken?

Vielmehr im Gegentheil, wir haben es gerade umgekehrt im Gedächtniß: es waren ſehr aufgeklärte, ſehr freiſinnige Schriften: Schriften, welche mit unerbittlicher Strenge die Conſequenzen der Wiſſenſchaft zogen und die vom Alter geheiligten Ueberlieferungen einem ſcharfen, ja grauſamen Meſſer unterwarfen.

Und gerade dieſe Bücher gefielen, gerade dieſe Schärfe war es, welche imponirte, gerade dieſe wiſſenſchaftlichen Waffen, welche ſie dem Unglauben darboten, dieſe geiſtige Berechtigung, mit welcher ſie den Zweifel verklärten, gerade dieſe waren der Urſprung ihrer Popularität.

Bei wem? Ei nun natürlich, nur bei den Gleichgeſinnten. Und deren Zahl, ſiehe da, war viel größer, als ſie ſelbſt vielleicht gedacht hatten. Eine außerordent-

Digitized by Google

liche Anzahl von Menſchen, die bis dahin theils in Unwiſſenheit, theils in Gleichgiltigkeit ruhig dahin gelebt hatten — jetzt, da das Joch der Ueberlieferung einmal gebrochen, da der Zweifel einmal zu offenem Bekenntniß gekommen war, fühlten ſie erſt, wie wenig im Grunde ihnen ſeit Langem ſchon die Ueberlieferung geweſen und wie tief, ohne ſich ſelbſt klar darüber zu ſein, ſie bereits angeſteckt waren vom Zweifel. Wie man ſonſt vom Baſilisken erzählt, daß ſein eigener Anblick ihn tödte, ſo im Gegentheil hier ſchien es, als ob der Zweifel am Zweifel, die Kritik an der Kritik, der Unglaube am Unglauben lebendig würde.

Allerdings blieb auch die Gegenwirkung nicht aus. Vielmehr je ſchneller die Schaar der Freiſinnigen zunahm, je raſcher ihre Stichworte übergingen in das Geſpräch des Tages, in das laute Gewühl des Marktes, um ſo lebhafter erhob das kleine Häuflein der Rechtgläubigen gleichfalls ſeine Stimme: konnten ſie nicht überreden, wohlan, ſo drohten — konnten ſie nicht überzeugen, ſo ſchimpften ſie: und damit war die Schlacht denn allerdings begonnen.

Hienach ſtellt ſich Zweierlei heraus, was für die oben angeregten Bedenklichkeiten von Wichtigkeit iſt: erſtens daß das (wie man es ſo gern nennt) „religiöſe Leben der Gegenwart“ gar nicht ſo tief aus der Mitte

des Volks hervorgewachſen, gar kein ſolch urſprüngliches, autochthoniſches Element unſers Volkslebens iſt, wie man uns wohl überreden möchte. Vielmehr es iſt erſt von außen hineingetragen worden, erſt die Wiſſenſchaft hat (um einen ſehr unedlen, aber auch ſehr bezeichnenden Ausdruck zu gebrauchen) das Volk mit der Naſe darauf gedrückt; erſt nachdem die Gelehrten ſich ſatt und müde daran geſprochen, hat der große Haufe die aufgefangene Looſung weiter getragen. Nichts alſo von Vertiefung des Lebens — nur Ausbreitung und Verflachung der Wiſſenſchaft! Nichts von neuerwachten, tiefliegenden innerlichen Bedürfniſſen — nur Folge äußerlichen Anſtoßes, nur Nachahmung fremder Muſter, nur trivialiſirender Nachhall längſt ausgeſprochener, längſt bekannter Wahrheiten!

Zweitens aber ſtellt ſich dabei auch heraus, daß es gar nicht der Glaube, vielmehr der Unglaube, gar nicht die Frommen, vielmehr die Ketzer, welche dieſe religiöſe Bewegung veranlaßt haben; nicht in majorem, vielmehr in minorem ecclesiae gloriam iſt der Kampf entbrannt, nicht den Glauben ſchützen will man — nein, man möchte gern des bischen, das man noch etwa hat, ſich mit guter Manier völlig entledigen. Mit Einem Worte: die Bewegung iſt nicht eine poſitive, vielmehr eine negative, nicht eine aufbauende, vielmehr eine zerſtörende.

Digitized by Google

Und da iſt es nun ein wunderlicher, von Vielen vielleicht beklagter, aber doch von Niemand wegzuläugnender Trieb der menſchlichen Natur, daß ihr das Zerſtören überall viel größere Freude macht als das Erhalten, das Einreißen viel größere als das Aufbauen: von dem Kinde an, welches das kaum erhaltene Spielwerk damit einweiht, daß es daſſelbe zerbricht, zerpflückt, zerfetzt, bis zu dem Greiſe, der, am Schluß eines reichen, vielbewegten Lebens, mit einem vernichtenden: „Alles iſt eitel“ allen Blüthenſchmuck der Erde abſtreift, alle Illuſionen behaglich zerſtört. Jedes Vernichten freilich iſt auch nur der Anfang eines neuen Sein, ein neues Werden: und ſo ſcheint es in der That eine dunkle Ahnung des Neuen, des Werdenden zu ſein, was den Menſchen im Allgemeinen dem Zerſtören ſo viel geneigter macht, als dem Erhalten. Bei dem Alten, Stabilen, was kann da noch herauskommen? Die Rechnung iſt gleichſam geſchloſſen, Niemand hat mehr etwas zu erwarten, die Entwicklung iſt zu Ende. Dagegen wo eingeriſſen wird, da wird eben dadurch auch zugleich gebaut; mitten aus dem Graus der Zerſtörung, unter Schutt und Trümmern keimt ein neues Leben hoffnungsreich hervor — und dem Neuen gehört die Welt!

Dies, wie geſagt, wird von Manchem vielleicht beklagt, aber doch von Niemand geläugnet werden: und

Digitized by Google

ebenſo wird Mancher vielleicht beklagen, aber gleichfalls Niemand läugnen, daß auch in dieſen religiöſen Bewegungen der letzten Jahre die Partei der „Negativen," der „Deſtructiven," die Partei der Aufklärung und der Kritik, der Ungläubigen und Ketzer bei Weitem das größere Terrain, die größere Popularität gewonnen haben.

Man beachte unſeren Ausdruck wohl, wir haben ihn mit Vorſicht gewählt: nicht von intenſiver — wir ſprechen nur von extenſiver Bedeutung, nicht von der Macht — nur von der Maſſe, nicht von Einfluß und Wirkung — nur von Geltung und Meinung. Die poſitive, die reale Wirkſamkeit, das thatſächliche Uebergewicht in Staat und Kirche — wer wäre blind, wer einfältig genug, es den Strenggläubigen, den Poſitiven, den Frommen abzuſprechen? Beati possidentes: und die Frommen beſitzen allerdings Alles: Amt und Einfluß, Rang und Ehre, Gehalte und Titel ...

Aber mit Verlaub, Eines doch nicht: ſie beſitzen keine Popularität! Im Gegentheil, ihre Macht ſteht mit ihrem Ruf in umgekehrtem Verhältniß: je mehr jene zunimmt, je mehr ſchwindet dieſer, je mehr jene ſteigt, je mehr ſinkt ihr Ruf; was ſie oben, bei Fürſten und Königen gewinnen, das büßen ſie in doppeltem, dreifachem Maße unten beim Volke ein.

Digitized by Google

Es iſt ganz richtig, daß dieſe Einbuße nur eine ſcheinbare, dieſer Verluſt nur ein illuſoriſcher iſt: wer die realen, poſitiven Früchte des Lebens in Händen hat, was braucht der nach den gemalten, den Schattenbildern der öffentlichen Meinung zu fragen? wer im goldnen Wagen behaglich die Gaſſe daherrollt, was kümmert es ihn, was die Fußgänger, die er mit Koth beſprützt, hinter ihm drein murmeln? — Auch daß ſie in der Minderzahl ſind, iſt es wohl wirklich ein Nachtheil für die Frommen? Sogar man braucht nur mit den allererſten Grundſätzen der Geſellſchaftsrechnung vertraut zu ſein, um zu wiſſen, daß es vielmehr ein Gewinn, ein Vortheil für ſie iſt: vier giebt allemal einen größern Quotienten, als wenn ich dieſelbe Zahl mit vierzig oder vierhundert oder viertauſend dividire, nicht wahr?

Und dann ſteht ferner nicht zu läugnen: wie geſchickt die Frommen auch übrigens in allen Dingen ſind, welche wahrhaft beneidenswerthen Talente ſie unter ſich zählen und welche Muſter von Energie, Gewandtheit, Thätigkeit ſie in Wahrheit auch allen Parteien geben: das Talent, die Maſſen zu packen, die Gabe, die Welt mit Geräuſch und Lärmen zu erfüllen, gebricht ihnen dennoch. Sie heißen nicht umſonſt die „Stillen im Lande;“ laute Demonſtrationen, große öffentliche Verſammlungen, Debatten und Diſputationen ſind ihre Sache nicht,

Digitized by Google

zum Wenigſten nicht in Deutſchland, wo es, wenn auch nicht an Hirzel und Siegwart-Müller's, ſo doch jedenfalls an dem Pöbel fehlen würde, den ſie commandiren könnten. Auch ſoll den Frommen daraus kein Vorwurf gemacht werden: Einem kann nicht Alles gegeben ſein; wer als Sappeur, als Minirer, als unterirdiſcher Arbeiter ſo vortreffliche Talente entwickelt, wer im Ernſt wollte von ihm verlangen, daß er auch Tirailleurdienſte leiſten und als Huſar ein munteres Vorpoſtengefecht führen ſoll?

Dies vielmehr iſt die Sache der Negativen, der Freidenker, der Ketzer. Wer hat die großen Volksverſammlungen in Köthen ꝛc. zu Stande gebracht: Volksverſammlungen im ächten Sinne des Wortes, gegen welche die frommen Conventikel von Trieglaff, Barby u. ſ. w. höchſt kläglich abſtechen? Wer verfaßt Adreſſen, Proteſte, Erklärungen? Wer ißt Zweck, bringt Toaſte aus, ſchreibt Correſpondenzen und Berichte? — Wir wollen gar nicht behaupten, als ob mit all dieſen Dingen, dieſen Verſammlungen und Vereinen nun auch wirklich etwas gethan, etwas ausgerichtet und gewonnen ſei und als ob die Gläubigen wirklich etwas daran verlieren, daß ſie dieſer geräuſchvollen Thätigkeit, dieſer Oeffentlichkeit der Volksverſammlungen und Feſtſchmäuſe entbehren. Im Gegentheil, wir haben es geſehen, wie zwei ganz ſchweigſame, ganz phlegmatiſche Gensd'armen eine ganze große

„Volksverſammlung" ohne die geringſten Umſtände aus-einander complimentirten. Daher, ſo lange die Frommen nur der Polizei noch ſicher ſind, ſo lange die ecclesia militans nur noch Militär zur Verfügung hat, ſo lange kann ſie den Gegnern dies eitle Vergnügen der größeren Oeffentlichkeit, den kurzen, inhaltleeren Rauſch der Popularität immerhin ſchon gönnen. —

Um alſo dieſe beiden Thatſachen noch einmal feſtzuſtellen: nicht aus der Tiefe eines poſitiven Volkslebens hat die gegenwärtige Kriſis unſrer religiöſen Verhältniſſe ſich entwickelt, ſondern es iſt der Niederſchlag wiſſenſchaftlicher Kritik, nicht dem gläubigen, ſondern dem ungläubigen, nicht dem aufbauenden, ſondern dem niederreißenden Elemente verdankt ſie ihre Verbreitung und ihre Popularität: Biſchof Arnoldi hätte ſeinen heiligen Rock lange ausſtellen, wenn nicht Ronge — Hengſtenberg, ein anderer Jupiter tonans, ſeine kalten Schläge immerhin verſenden können, es hätte nicht Hund noch Hahn danach gekräht, wenn nicht Wislicenus, Uhlich, König gekommen wären.

Wohlan nun: mit der Heiligkeit, der weltgeſchichtlichen Bedeutung dieſer Bewegungen, ja nur mit ihrem religiöſen — ich ſage nicht theologiſchen, nein: ihrem religiöſen Charakter, wie ſteht es?!

Aber, ſagt man, es ſei ſo, es verhalte ſich wirklich ſo, daß die Gläubigkeit in dieſem Kampfe im Ganzen

Digitized by Google

mehr Terrain verloren als gewonnen, die ganze Bewegung mehr eine antikirchliche, als kirchliche: iſt nicht zum Wenigſten das Herausarbeiten aus der falſchen Religion, ſchon an ſich ſelbſt und in dieſer bloß negativen Haltung ſogar, ein religiöſer Act? bleibt nicht unter allen Umſtänden ſchon der Freimuth, die Ehrlichkeit, die Wahrheitsliebe zu ſchätzen, mit der man zum Wenigſten ſeinen Unglauben bekennt? iſt es nicht etwas Großes und verſpricht es nicht unſerm geſammten Leben eine nachhaltige ſittliche Erhebung, daß man zum Wenigſten aufräumt in ſeinem Gewiſſen und ſtatt eines gedankenlos unwahren Confiteor ein decidirtes, ehrliches Nego ſpricht? Ja dieſer Kampf der Geiſter überhaupt, dies Herauswachſen aus Traditionen und Ueberlieferungen, dies kecke Abſchütteln der Unwahrheit, der Lüge und Gedankenſchwäche, iſt es nicht an ſich ſchon eine Religion, ein Gottesdienſt, der höchſte, edelſte ſogar, den es giebt: ein Gottesdienſt der Freiheit? und mithin dieſe Negativen, dieſe Ungläubigen, ſind ſie nicht in anderm, großartigerm Sinne vielmehr die wahrhaft Poſitiven, wahrhaft Gläubigen?

Ganz ohne Zweifel: wenn irgend etwas verſöhnen könnte mit dieſen theologiſchen Trivialitäten, die uns von allen Seiten her in die Ohren ſchwirren, ſo wäre es die gute Abſicht, der edle Freimuth, die Ueberzeugungstreue, die ſich dabei kund giebt: — wobei wir gar nicht ſo

Digitized by Google

parteiiſch ſein wollen, all dieſe vortrefflichen Eigenſchaften nur auf Seiten der ſogenannten Freigeſinnten zu ſuchen und die Möglichkeit zu läugnen, daß nicht ein Pietiſt, ein Orthodoxer gleichfalls in dieſem ſeinen Bekenntniß ſehr wohlmeinend, ſehr freimüthig, ſehr gewiſſenhaft ſein könne — : vorausgeſetzt, daß es mit dieſem guten Willen, dieſer Unerſchrockenheit, dieſem Wahrheitsbekenntniß nur überall ſo ſehr weit her wäre.

Allein wie ſteht es? Bei den Einen, den Strenggläubigen, wer wagt es, das Senkblei auszuwerfen und abzumeſſen, wie tief hier der Glaube, die Gemüthlichkeit, das innere Bedürfniß reicht — und wo der Sumpf der Heuchelei, des Eigennutzes, der weltlichen Schlauheit beginnt?

Und bei den Andern? Nun, wir wollen Niemand etwas Böſes nachſagen: aber das behaupten wir dreiſt: wenn das die volle Tageshelle der Aufklärung, die äußerſte Grenze der Freiheit überhaupt ſein ſoll, was unſre Lichtfreunde, unſre Deutſchkatholiken, unſre Freien zum Beſten geben — fürwahr, ſo verlohnt es ſich überhaupt nicht, aufgeklärt und freiſinnig zu ſein. Die halbe Nacht oder die ganze, iſt der Unterſchied wirklich ſo groß?! „Wollt Ihr Euch als Poeten geben," ſagt Göthe, „ſo commandirt die Poeſie!" Wollt Ihr einmal als Freidenker gelten, rufe ich Euch zu, ſo habt auch die Courage, wirk-

Digitized by Google

lich und völlig frei zu denken! Wollt Ihr Ketzer ſein, ſo ſeid es auch ordentlich! Wollt Ihr eine neue, wahrhaft freie, vernunftgemäße Kirche ſchaffen, ſo unterhandelt nicht erſt lange mit der alten! ſo geſteht nicht auf der einen Seite zu, was Ihr auf der andern erſt geläugnet! ſo gebt nicht mit der Linken zurück, was Ihr ſo eben erſt mit der Rechten genommen! Die Welt iſt ſchon viel heidniſcher geweſen, als Ihr ſie machen wollt, ja ſie iſt es in dieſem Augenblick noch: Uhlich und Wislicenus, Ronge und Czerski — preßt ſie aus, miteinander, deſtillirt ſie in Eins und ſchüttet noch alle Lügen, alle Verdrehungen, alle Entſtellungen dazu, welche die Hengſtenberg und Gerlach, die Phillipp's und Ritter über ſie ausgegoſſen: Ihr kriegt doch aus der ganzen Geſellſchaft noch nicht den zehnten, nicht den hundertſten, den tauſendſten Theil heraus von dem Freimuth, der Aufklärung, der (wenn es doch einmal ſo heißen ſoll) „freien Religion,“ welche ſeit hundert Jahren alle größten Geiſter unſres Volkes, einen Kant und Fichte, einen Leſſing und Schiller erfüllt haben! Euer bischen revidirter Katechismus, Eure abgeſchafften Symbole, Eure Prieſterröcke ohne Päffchen — was wollen ſie ſagen gegen das natürliche, geſunde, naive Heidenthum des Einen Göthe?! Eure homöopathiſche Freiſinnigkeit, Eure Ketzereien in Millionentel zerlegt, Eure Aufklärung im Domino, was

Digitized by Google

wollen ſie bedeuten gegen dieſen Strom von Aufklärung, von Freiſinnigkeit und Ketzerei, der ſeit hundert Jahren unſre Literatur, unſre Kunſt, ſiegreich, zeugend, durchrauſcht?! — Wahrlich, die großen Männer des achtzehnten Jahrhunderts, die Dichter und Denker, denen unſre Literatur ihren Glanz, unſre Nation ihre Bildung verdankt — im Grabe müßten ſie ſich ja umdrehen, wenn ſie vernehmen könnten, um was heut, in der Mitte des neunzehnten, funfzig und ſechzig Jahre nach ihrem Tode, ihre Enkel noch erſt ſtreiten und diſputiren und denken Wunder was Großes ſie damit thun! Die Ohren verſtopfen möchte ſich, wer irgend jemals den Lehren unſrer Weiſen, den Rhythmen unſrer Dichter gelauſcht hat und muß nun die Trivialitäten, die Nichtigkeiten und Halbheiten dieſer neuen Aufklärer mit anhören — Pygmäen, die mit ihren kleinen, winzigen Kräften nachbauen wollen, was Giganten vor ihnen ſchon längſt gegründet! Blindgeborene, die Mirakel ſchreien über den erſten ſchwachen Lichtſtrahl, der ihnen in die blöden Augen dringt, nicht ahnend das gewaltige, unermeßliche Meer von Licht, das ringsum, ſeit Jahrtauſenden, die Welt durchfließt!

Aber Ihr zwinkert mit den Augen und ziſchelt und gebt zu verſtehen, das wäre auch erſt nur ſo der Anfang, Ihr wäret gar nicht ſo dumm, wie Ihr Euch ſtellt, Ihr wäret ſogar noch viel, viel freiſinniger als Ihr

Digitized by Google

thätet, Ihr glaubtet ſelbſt nicht die Hälfte, nicht das Viertel von dem, was Ihr noch zu glauben vorgäbet.....

Nun denn, Wort gegen Wort: ſo rühmt Euch wenigſtens nicht Eurer Wahrhaftigkeit, ſo thut wenigſtens nicht groß mit Eurem Freimuth, ſo ſpielt nicht die Märtyrer und ſeid ſtolz auf Eure Verfolgungen und Abſetzungen! Trivial oder unwahr, furchtſam oder bornirt — Ihr habt die Wahl! —

Was aber endlich die Entſchuldigung angeht, es werde dieſer Kampf, wie er auch ſei, doch immerhin zu Gunſten der Glaubens=, der Gewiſſensfreiheit geführt: ſo wahrlich, wenn dies des Pudels Kern ſein ſoll, ſo hat es des vielen Lärmens darum nicht bedurft. Glaubensfreiheit? Aber der Glaube iſt immer frei! aber das Gewiſſen, die innerliche Ueberzeugung, die Wahrheit gegen ſich ſelbſt **kann** gar nicht gebeugt, **kann** gar nicht geknechtet werden, es ſei denn, ſie beugte ſich freiwillig und fiele ab von ſich ſelbſt! Von der Glaubensfreiheit alſo, wenn man nichts weiter will, iſt gar kein ſolches Aufheben zu machen: ſie exiſtirt immer und überall — „Gedanken, ſagt das Sprichwort, ſind zollfrei": zu denken, was Ihr wollt, zu glauben, was Ihr mögt — verſucht es nur: kein Alba kann es Euch verwehren, und ob ihm in jedem Augenblick Millionen Henker zu Gebote ſtünden!

Digitized by Google

Ja: aber dies bloße abſtracte Glauben iſt Euch nicht genug; Ihr wollt auch Macht und Freiheit haben, Euren Glauben auch äußerlich zu geſtalten und kund zu geben; Ihr ſeid nicht zufrieden mit einer bloßen innerlichen Kirche, einer bloßen unſichtbaren Gemeinſchaft der Heiligen: Ihr wollt Eurer Ueberzeugung auch äußerlich, in einem Kirchen-, einem Gemeindeweſen, eine faß- und greifbare Geſtalt, einen Leib, einen Körper geben.

Und da wären wir denn endlich angelangt, wohin wir wollten! Der Glaube, das Gewiſſen, die Religion an ſich (haben wir geſagt) ſind immer frei, ſie brauchen gar nicht erſt vertheidigt zu werden, weil ſie nämlich niemals angegriffen werden können. Rein religiöſe Angelegenheiten in dieſem Sinne giebt es alſo gar nicht — oder vielmehr es giebt ihrer wohl: aber ein Jeder macht ſie mit ſich ſelber ab, ſie drängen ſich niemals in den Lärm des Marktes, ſie geben niemals Anlaß zu Zwiſt und Streit, es ſei denn zu geiſtigen Kämpfen, zu inneren Kriſen des Individuums ſelber.

Aber was wir ſchon öfter erinnert haben: die Fauſt im Sack iſt keine, der abſtracte Geiſt, die bloße Innerlichkeit an ſich iſt nichts; erſt wo ſie aus ſich ſelbſt heraustritt, wo der Geiſt ſich verkörpert, wo die Idee als plaſtiſches Gebilde, lebendig, in die Welt ſchreitet,

da erſt iſt ſie wirklich vorhanden, da erſt kommt ſie in Betracht, da erſt zwingt ſie uns, auf ſie zu achten.

Dieſe Welt des Wirklichen nun aber, dieſe allgemeine Verkörperung der Idee, dies (um es recht eigentlich zu bezeichnen) Reich Gottes auf der Erde iſt nun eben — der Staat! die bürgerliche Welt, die Welt des Rechtes, als der verwirklichten Freiheit! Alles daher, was aus der abſtracten Idee heraus in die Wirklichkeit gleichſam einwachſen, was wirklich werden, wirklich ſein will, verfällt eben dadurch auch der ſtaatlichen Sphäre oder der Sphäre des Politiſchen; es giebt, im Bereich des Menſchen, keine andere wahrhafte Exiſtenz, als allein die Exiſtenz im Staate, es giebt kein anderes lebendiges Daſein, als allein politiſches Daſein. Was nicht im Staate zu exiſtiren weiß, exiſtirt überhaupt nicht; was ſich nicht politiſches Daſein verſchafft, iſt überhaupt nicht da.

Sehen wir einen Augenblick zu, wohin eigentlich das Streben all dieſer verſchiedenen religiöſen Parteien geht und worin, als in einem allgemeinen Centrum, einem allgemeinen Ziel- und Mittelpunkt aller Beſtrebungen, alle zuſammentreffen. Von den Altlutheranern bis zu den Neukatholiken, von den Pietiſten zu den Lichtfreunden, alleſammt ſtimmen ſie darin zuſammen, daß ſie freie Religionsübung haben, daß ſie unabhängige religiöſe Körperſchaften, mit Einem

Worte: daß ſie freie, ſelbſtberechtigte Gemeinden bilden wollen. Die Gemeinde aber iſt eben die politiſche Form, in welcher die innerliche, religiöſe Gemeinſchaft ſich äußerlich conſtituirt: die religiöſe in Geſtalt der bürgerlichen Gemeinſchaft. Mithin, indem dieſe verſchiedenen Parteien Gemeinderechte in Anſpruch nehmen, indem ſie Unabhängigkeit und Selbſtgouvernement der Gemeinden verlangen, verlangen ſie in der That nicht etwa religiöſe Rechte: in der Religion iſt das Moment des Rechtes gar nicht vorhanden: ſondern vielmehr politiſche Rechte ſind es, um was der Streit ſich dreht.

Und ferner: ſollte es wohl wirklich nur abſtracter religiöſer Fanatismus, wirklich nur eine ideale Beſorgniß um das Seelenheil der Andersdenkenden ſein, was dieſen erbitterten Kampf der Gläubigen gegen die Ungläubigen, der Freidenker gegen die Pietiſten entzündet hat? Und wenn wir auch wirklich von dieſen, den Pietiſten, ſo ſchlimm (oder auch ſo gut) denken wollen — Ihr, Aufgeklärte, Lichtfreunde, Freie! ſo werdet doch wenigſtens Ihr von dieſem Fanatismus Euch frei erhalten haben? ſo werdet doch Ihr wenigſtens Euren Mitmenſchen nicht darum bekämpfen, weil er das Unglück hat, nicht ſo klug, ſo aufgeklärt, ſo weiſe zu ſein wie Ihr? ſo werdet doch Ihr wenigſtens nicht das Reich der Freiheit ausbreiten wollen auf dem Wege der Tyrannei?!

Digitized by Google

Gewiß nicht, verſichert Ihr: denke und glaube ein Jeder, was er mag und will, und auch ſo fromm ſei er, wie ſein Herz ihn treibt, ja nicht bloß daß ein Eſel — er glaube, daß zehn geſprochen haben, wenn nämlich dieſer Glaube ihn glücklich macht: aber nur dieſe vertrackte Art, ſein Denken kund zu geben, nur dieſe perfide Weiſe, ſeinen Glauben fühlbar zu machen, nur dieſe Denunciationen, dieſe Proceſſe, dieſe Abſetzungen, nur dies Ausſchließen aller Andersgläubigen aus allen Aemtern und Stellen, dies Einſchmuggeln ſeiner Kreaturen, dies Anſichreißen aller politiſchen Gewalt und alles öffentlichen Einfluſſes —

Politiſche Gewalt, öffentlicher Einfluß — da haben wir's! Ihren Glauben wollt Ihr ihnen ſchon laſſen: nur hier außen, auf dem politiſchen Kampfplatz, auf der Wahlſtatt der praktiſchen, bürgerlichen Verhältniſſe, da nur, verlangt Ihr (und verlangt es mit Recht), ſollen Wind und Sonne gleich getheilt ſein.

Und ebenſo die Gegenpartei hätte gewiß nicht das Mindeſte dagegen, daß wir zur Hölle fahren von wegen unſrer Gottloſigkeit: nur Amt und Brod haben, Wirkſamkeit, Einfluß, politiſche Stellung haben — das ſollen wir nicht! Ketzer (man erlaubt es uns) mögen wir ſein: nur nicht Profeſſoren, nicht Prediger, Räthe, Miniſter! Ja Secten dürfen wir bilden: aber nur keine Gemein-

Digitized by Google

den, das heißt keine vom Staate anerkannten, politiſch berechtigten Körperſchaften!

Um alſo mit kurzen Worten frei auszuſprechen, was wir vorhin noch in der Schwebe ließen: dieſe vermeintliche religiöſe Bewegung der Gegenwart iſt gar keine religiöſe, ſie iſt eine politiſche Bewegung. Es ſind Wölfe im Schafskleide, es iſt der Harniſch unter der Kutte: Pietiſten und Lichtfreunde, Orthodoxe und Deutſchkatholiken, Hengſtenberg und Uhlich, Arnoldi und Ronge — ſiehe da unſre Tory's und Whigs, unſre Conſervativen und Liberalen, unſre Peels und Ruſſels, unſre Guizot's und Thiers! Es iſt umgekehrt wie im Sprichwort: man ſchlägt den Eſel und den Sack meint man; nach dem Himmel zielt man und die Erde will man treffen. —

Niemand hat dies raſcher und richtiger erkannt, als die zunächſt dabei intereſſirt waren, unſre Regierungen. Man hört wohl in neuerer Zeit hie und da die Meinung äußern, theils bedauernd, theils auch mit Schadenfreude, daß es von den Regierungen, denen es um Erhaltung des politiſchen Status quo zu thun, in der That ein unverzeihlicher Fehlgriff geweſen, den religiöſen Bewegungen hemmend in den Weg zu treten. Welchen beſſeren Ableitungskanal für die Neuerungsſucht, die Unruhe, die reformatoriſchen Gelüſte, die unſrer Zeit nun

Digitized by Google

einmal innewohnen, ſich erdenken laſſe als dieſer? welche Debatten ungefährlicher, als theologiſche? welche Zuſammenkünfte unſchädlicher als dieſe, in denen man über das Myſterium der Dreieinigkeit, über Symbole und Wunder, über Bibel- und Katechismenſtellen mit aufrichtigem, ungeheucheltem Eifer verhandele? Dieſes Ventil verſchloſſen, ſei allerdings Gefahr vorhanden, daß die eingepreßten Dämpfe die Staatsmaſchine unſanft erſchüttern. Alſo friſch die theologiſche Sicherheitsklappe wiederaufgezogen — und die gefährliche Kraft brauſt unſchädlich, ziellos ins Blaue!

Die Regierungen, wie geſagt, haben beſſer geſehen; ſie haben ſich durch die theologiſchen Stichworte nicht darüber irre machen laſſen, daß es in der That politiſche Agitationen, politiſche Tendenzen ſind, welche, Vielen vielleicht, ja den Meiſten bewußtlos, nichts deſto weniger all dieſen Erſcheinungen zu Grunde liegen. Sie haben gethan, was ſie unter dieſen Umſtänden ſich ſelber ſchuldig waren: ſie haben verboten und unterdrückt — ein Thor, der ihnen daraus einen Vorwurf macht!

Aber wenn es auch allerdings Viele, wenn es auch die Meiſten ſein mögen, die ſich in dieſen Kampf eingelaſſen, ohne die eigentliche Bedeutung deſſelben zu durchſchauen: Alle — dies wiſſen wir aus perſönlicher Erfahrung — Alle wenigſtens ſind es nicht. Vielmehr unter den

Digitized by Google

theologiſchen Kämpfern giebt es allerdings Einige, die ſich als Demagogen, als politiſche Parteiführer, in der That fühlen und wiſſen. Aber auch von dieſen ſind die Mehrzahl nur allzugeneigt, dieſe mönchiſche Maskerade, dieſes theologiſche Incognito unſrer politiſchen Entwicklung zu entſchuldigen, wohl gar zu vertheidigen, indem ſie verſchiedene Vortheile davon anzuführen wiſſen.

Erſtlich, ſagen ſie, ſei dies diejenige Form, welche dem deutſchen Charakter am Entſprechendſten; das deutſche Volk ſei nun einmal ein ſpeculatives, ein theologiſches Volk, erſt von der Theologie aus müſſe man es zur Politik gewiſſermaßen erziehen, gewöhnen, erſt durch den Himmel ihm den Weg bahnen auf die Erde.

Aber dieſer Grund, mit Verlaub zu ſagen, iſt gar keiner. Ein Volk iſt allemal ein politiſches Volk, ja es wird erſt dadurch zum Volk, daß es ſich irgendwie politiſch conſolidirt. Geſetzt alſo, dieſe weichherzig vorſichtigen Schutzredner hätten Recht, was folgte daraus? Nichts Anderes, dächt' ich, als daß wir überhaupt noch kein Volk ſind — und das freilich wäre möglich. Aber auch in dieſem Falle wäre dieſe theologiſche Kur, dieſe Heilung durch die Bibel und den Katechismus, die man uns da empfehlen will, eine ſehr unglückliche, ſehr vergebliche Kur: mir thut der Magen weh — und Ihr

Digitized by Google

kurirt mich am Bein! ich will ſchwimmen lernen — und Ihr lehrt mich Seiltanzen!

Zum Zweiten ſagt man, dieſe theologiſchen Discuſſionen, nöthig oder unnöthig, werthvoll oder werthlos, gleichviel, ſo geben ſie doch unter allen Umſtänden Veranlaſſung zu größeren Verſammlungen, ſie brechen den Unterſchied der Stände, ſie führen das Volk unter ſich zuſammen, ſie bieten eine Schule gleichſam zu parlamentariſchen Uebungen, wir lernen darin reden, uns ausſprechen, unſre Meinung aufſtellen und verfechten.

Dieſer Grund hat etwas, das ihn empfiehlt. Ohne Zweifel iſt das Aſſociationselement eines der wichtigſten, vielleicht ſchlechthin das wichtigſte, weil das verheißungsreichſte, unſrer Tage; ohne Zweifel, bei unſrer politiſchen Unbehilflichkeit, wird uns auch eine derartige Vorſchule von äußerſtem Nutzen ſein. Aber treten wir nun ſelbſt in dieſe Verſammlungen, freie wie unfreie, aufgeklärte und verfinſterte — und ſehen wir, wie auch hier die Mehrzahl blindlings mitläuft, ohne zu wiſſen wo und wie, bloß weil die Mode es will — und geben wir Acht, wer zumeiſt in dieſen Zuſammenkünften ſpricht: Profeſſoren nämlich, Geiſtliche, Lehrer, allenfalls noch Advokaten, lauter Leute alſo, die ohnedies ans Sprechen bereits gewöhnt ſind, die eigentliche Maſſe aber bleibt ſtumm und wo ja Einer einmal den Mund öffnet, da, zehn

Digitized by Google

gegen eins zu wetten! ſtockt er und ſtammelt und geräth ins Faſeln: oder auch er überſtürzt die Sache und haut ins Blaue und ſchadet, durch grelle Uebertreibungen, ſich und ſeinen Freunden — ja endlich hören wir gar, was geſprochen wird: nämlich in der Regel das trivialſte, langweiligſte, allgemeinſte Zeug, in jener Breite, jener Ausführlichkeit und Farbloſigkeit, die ein durchgängiges Merkmal paſtoraler Beredſamkeit iſt — wahrlich: es gehört eine gute Doſis Hoffnung, eine gute Doſis Muth dazu, um alsdann von dieſen Verſammlungen noch irgend eine Frucht für unſre politiſche Bildung zu erwarten!

Wieder Andere meinen, es ſei gleichviel wo das Werk der Befreiung begonnen wird, vorausgeſetzt, daß es nur überhaupt begonnen wird; der freie Staat ſei allerdings ein ganz wünſchenswerther Gegenſtand: aber ſo wolle man einſtweilen vorlieb nehmen mit der freien Kirche, einer O'Connellſchen Abſchlagszahlung gleichſam, der das Uebrige mit der Zeit ſchon nachfolgen werde.

Dieſe aber, nach unſerm Dafürhalten, wollen Waſſer ſchöpfen in Gefäßen ohne Boden; ſie wollen ein Haus bauen und, ſtatt beim Grunde, fangen ſie beim Dachſtuhl an. Von der freien Kirche zum freien Staate giebt es keinen Weg — warum nicht? Weil der unfreie Staat die freie Kirche gar nicht dulden, weil die freie Kirche im unfreien Staat gar nicht zum Daſein gelangen kann.

Digitized by Google

Denn was iſt die freie Kirche? Wir haben es oben beantwortet: die freie Kirche iſt die freie Gemeinde, es iſt die freie religiöſe Gemeinſchaft als freie politiſche — und nun gebt hin und ſucht nach in Euren unfreien, bevormundeten, unſelbſtſtändigen Staaten, geht hin und ſucht nach dem Fleckchen Erde, Eure freie Kirche darauf zu bauen: und brauchtet Ihr nicht mehr Raum dazu als ein Schwalbenneſt — es iſt vergeblich, Ihr findet es nicht! — Umgekehrt in demſelben Moment, wo der freie Staat zur Erſcheinung kommt, iſt unmittelbar mit ihm auch die freie Gemeinde gegeben. In der Knechtſchaft iſt kein Platz für die Freiheit, keiner, unter keinem Vorwande, keinem Titel — noch in der Freiheit ein Platz für die Knechtſchaft; Alles oder nichts, ganz oder gar nicht: Handel wird hier nicht gatrieben! — —

Einige zwar beſtätigen dies; ſie geſtehen zu, daß ein poſitives Reſultat, ein wirklicher praktiſcher Vortheil, eine wirkliche Eroberung im Namen der Freiheit hier allerdings nicht gemacht werde: aber wenigſtens, indem man das Publikum in dem abſtracten Gebiete der Religion an Freiheit und liberale, tapfere Geſinnung gewöhne, ſo bereite man es überhaupt zum Liberalismus vor und ſtreue im Allgemeinen den Samen des Muthes, der Tapferkeit, der männlichen Geſinnung aus.

Digitized by Google

Den Samen der Poltronnerie, der Renommiſterei, des hohlen, leeren Maulheldenthums, dieſen freilich, o ja. Nichts iſt, es ſei denn, daß man gerade Candidat oder Pfarrer auf einer jener Hungerſtellen, deren wir im lieben „theologiſchen" Deutſchland noch ſo viele haben — nichts, ſage ich, iſt leichter, nichts gefahrloſer, als den Liberalen zu ſpielen in religiöſen Dingen. Ja wagen wir es und ſprechen die Ketzerei aus: gerade dieſe Leichtigkeit, mit der man hier in den Ruf eines liberalen, aufgeklärten Kopfes, eines freigeſinnten, tapfern Mannes gelangen kann, gerade dieſe Leichtigkeit erklärt zum guten Theil die außerordentliche Theilnahme, das übertriebene, karikirte Intereſſe, das an dieſen Dingen genommen wird. Sich vor dem Teufel nicht fürchten — welche Courage! nicht glauben, daß die Schlange im Paradieſe geſprochen — welche Tapferkeit! die Geſchichte von den fünf Broden, die fünftauſend Mann geſpeiſt haben, für ein Märchen, eine Uebertreibung erklären — welch ein verwegener Scharfſinn! Da werden Adreſſen unterſchrieben, da werden Proteſte eingelegt, da wirft man ſich in die Bruſt und wird zum Stimmführer, zum Häuptling, man weiß nicht wie! — Und nun, bitt' ich, geht hin und fordert dieſe nämlichen Menſchen auf, an einer politiſchen Demonſtration Antheil zu nehmen, fordert ſie auf, beim Könige oder dem Miniſter oder dem Herrn Geheimen

Rath, ich weiß nicht worüber, ſich zu beſchweren, auch mit den allerbeſten, allerdringendſten Gründen, ja fordert ſie auf, etwa bei der nächſten Bürgermeiſterwahl, dem nächſten Nachtwächterpoſten, der beſetzt werden ſoll, ihre Stimme in liberalem Sinne zu geben — und gebt Acht, wie dieſer Liberalismus Farbe halten wird! Es ſind nicht leere Beſchuldigungen, die wir hier ausſprechen: experto crede Ruperto! Wir haben es erfahren und ſehen es täglich vor unſern Augen ſich wiederholen. — — —

Aber was hilft (entgegnet man uns endlich) alles Jammern und Klagen, alles Tadeln und Schelten? Dieſe theologiſche Controverſe iſt doch nun einmal das Einzige, was uns übrig bleibt, die Theilnahme am Staat iſt nun doch einmal verboten, wir dürfen nun doch einmal keine politiſchen Verſammlungen halten, die Gelegenheit zu politiſcher Bildung iſt genommen —

Iſt ſie es? Wirklich? Und wir haben keine geſelligen Zuſammenkünfte, keine Gemeindeverſammlungen, keine Rathsſtuben, keine Stadtverordneten, keine Landtage, keine Kammern? Und wir haben keine Schulen, keine Familie, keinen Herd, der mit heiligem Schleier das Wort des Vaters zum Sohne, des Gatten zur Gattin, des Bruders zum Bruder umhüllt? Wir haben keine Literatur, keine Bücher, keine Zeitungen? Nur wer frei

Digitized by Google

werden will, wird es; alle geknechtetſten Völker, ſobald der Funke des Muthes, das Feuer der Thatkraft in ihnen aufloderte, die Holländer unter einem Alba, die Spanier unter einem Ferdinand dem Siebenten, die Griechen unter einem Ali Paſcha wurden es! Wir — wir haben keinen Alba, keinen Ferdinand, keinen Ali Paſcha — und dennoch, wir werden es nicht?! Wahrlich, wäre die Hälfte, das Viertel, das Zehntheil nur der Mühe und der Anſtrengung, welche man ſich gegenwärtig giebt, das Volk theologiſch zu verwirren, vielmehr dazu angewendet worden, es politiſch aufzuklären und zu belehren; wäre von der Energie, dem Fleiß, der Schlauheit, welche man auf kirchlichem Gebiete, zu theologiſchen Zwecken wahrhaft vergeudet hat, nur ein Weniges geſpart worden für unſre politiſchen Angelegenheiten; hätte dieſelbe Unermüdlichkeit, dieſelbe Sorgloſigkeit, dem Publikum zum tauſendſten Male vorzuſetzen, was es neunhundert und neun und neunzig Male ſchon genoſſen hat, die unſre theologiſchen Tagesſchriftſteller charakteriſirt, auch unſeren politiſchen Pamphletiſten zur Seite geſtanden; hätte, mit Einem Worte, die Erde, der Staat, das bürgerliche Gemeinderecht nur halb ſo viel Advokaten gefunden, als der Himmel, der, wenn er wirklich der Himmel iſt, dieſe Vertheidiger ja gar nicht einmal nöthig hat —: wahrlich, es ſtände anders mit uns in Deutſchland und wir

Digitized by Google

brauchten Aufſätze, wie den gegenwärtigen, nicht zu ſchreiben.

Freilich wiſſen wir, daß die Stimmung des Publikums ſich nicht auf ein Mal, willkürlich, lenken und umlenken läßt und daß man keinen Mohren weiß wäſcht, am Wenigſten mit Tinte. Aber wenigſtens der Verſuch, glaubten wir, müſſe gewagt, ausgeſprochen wenigſtens müſſe werden, was es in Wahrheit mit dieſer gegenwärtigen Bewegung auf ſich hat und welche unſchätzbaren Güter wir im Begriffe ſtehen zu verlieren, indem wir, zwar nicht gieriger, aber doch einfältiger als der Hund der Fabel, nicht einmal dem Schatten unſers Glückes, nein, nur einem Schatten überhaupt nachjagen. Wir haben in Deutſchland nicht ſo viel Kräfte übrig, daß wir die vorhandenen ſo leichtfertig verwenden, das Capital unſrer Tapferkeit, unſers Freimuthes, unſers öffentlichen Intereſſe iſt nicht ſo groß, daß wir es ſo unfruchtbar anlegen dürften: der Himmel iſt hoch — und der Czar iſt — nahe!

Man pflegt (mit welchem Recht, bleibe hier ununterſucht) die deutſche Nation vor allen übrigen als die eigentlich wahrhafte, ehrliche, treue Nation zu rühmen. Suchen wir denn auch in dieſem wichtigſten Punkte dieſem unſerm nationalen Ruhme zu entſprechen! Machen wir dieſer theologiſchen Maskerade, dieſem furchtſamen

Gaukelſpiel, das wir mit Erd' und Himmel, Staat und Kirche treiben, ein Ende! Kommen muß der Tag doch einmal, wo Abrechnung gehalten wird: warum nicht bei Zeiten, in nüchterner, überlegter Stimmung, mit Ordnung und Ruhe freiwillig thun, was ſpäterhin vielleicht der Drang des Augenblicks uns tumultuariſch abnöthigt?! Praktiſche Motive ſind es nun einmal, welche dieſem Kampfe zu Grunde liegen, praktiſche Zwecke, die wir dabei verfolgen: warum ihn nicht auch praktiſch führen? Politik treiben wir, auch indem wir lichtfreundliche und pietiſtiſche und deutſchkatholiſche Verſammlungen halten: warum nicht auch die Politik treiben als Politik? warum nicht die theologiſche Kaputze abwerfen und den Fragen der Zeit frei, mit offener Stirn, ins Auge ſchauen?!

Und wenn nichts Anderes hilft und wenn alle Appellationen an den geſunden Sinn, an den Muth, die Würde, das Wahrheits-, ja das Ehrgefühl der Nation vergebens ſein, wenn ſelbſt die Mahnungen der eignen Noth uns nicht aus unſerer Verkehrtheit aufſchütteln ſollen: wohlan, das deutſche Volk iſt zwar kein theologiſches, aber doch ein gebildetes, ein geſchmackvolles, ein poetiſches Volk: ſo wend' ich mich an Euch, Ihr poetiſchen, Ihr geſchmackvollen, Ihr zarten Seelen: endet, endet dieſen theologiſchen Wirrwarr! ziehet auf die Schleuſen Eurer prieſterlichen Beredſamkeit: sat prata bibere —!

laßt Friede, laßt wenigſtens Stillſtand werden unter Frommen und Unfrommen, Aufgeklärten und Unaufgeklärten, wie ja auch die Sonne friedlich ſcheint über Gerechte und Ungerechte! führt Eure Kriege wenigſtens im Stillen, beſchränkt Euch, wie es geſchrieben ſteht, auf Euer Kämmerlein, tragt Euren innerlichen Wirrwarr nicht auf Gaſſen und Märkte, pumpt Eure kleinen quakenden theologiſchen Fröſche nicht auf zu Rieſen —: wenn nicht um der Freiheit, nicht um des Vaterlandes, nicht um Eures eigenen Vortheils — o ſo wenigſtens um des guten Geſchmackes willen!! — —

Denn ſonſt verſchlingt dieſe theologiſche Barbarei uns Alle.

Digitized by Google

Ueber
die gegenwärtige Stellung der Oppoſition in Deutſchland.

Die gegenwärtige Stellung der Oppoſition in Deutſchland — —

Aber ſchon bei dieſen erſten Worten, ſchon bei dieſer bloßen Ueberſchrift unſers Aufſatzes ſehen wir uns von einigen Einwendungen unterbrochen. Wie? fragt man, eine Oppoſition in Deutſchland? wo exiſtirt ſie? was thut, was treibt ſie? worin beſteht ſie? Von einer Oppoſition in England, in Frankreich allenfalls erinnern wir uns in den Zeitungen geleſen zu haben, wir wiſſen von Tory's und Whigs, von Liberalen und Conſervativen: aber wir wiſſen auch, daß dieſe Namen in der Geſchichte der Länder, in denen ſie genannt werden, unter den Völkern, denen ſie angehören, eine Maſſe poſitiver, thatſächlicher Vorausſetzungen, eine breite geſchichtliche Baſis, eine

Digitized by Google

Baſis volksthümlicher Bedingungen, hiſtoriſcher Ereigniſſe, ſowie eine langiährige, ja zum Theil eine Entwicklung von Jahrhunderten haben. Wo ſind alle dieſe Voraus-ſetzungen bei uns? Wo iſt bei uns dieſe reiche, volks-thümliche Geſchichte? Wo haben wir jene mächtigen Standesherren, jene großen Grundbeſitzer, jene unabhän-gigen, ſprachgewandten Advokaten, Kaufleute, Schrift-ſteller, die in England und Frankreich den Kern der ſogenannten Oppoſition, ihre Sprecher und Vertreter bil-den? —

Wir ſehen ferner (fährt man fort), wie die fran-zöſiſche, die engliſche Oppoſition hier ein Miniſterium einſetzt, dort ein anderes vom Ruder verdrängt, hier ein Geſetz verwirft, dort ein anderes der Regierung ſelbſt aufnöthigt; wir ſehen, wie ſie eine genaue, eine uner-bittliche Controlle über alle Handlungen der Regierung führt, wie nichts zu groß, nichts zu klein iſt, die Oppo-ſition bringt es zur Sprache, verlangt Nachweiſe, Re-chenſchaften, Belege — wo ſind die Thaten der Oppo-ſition in Deutſchland? welchen Einfluß übt, welche Zwecke erreicht ſie? welche Werke hat ſie errichtet? ja nur wel-che zerſtört?! —

Und endlich wiſſen wir, daß in andern Ländern die politiſchen Parteien und mithin auch die Oppoſition ſich keineswegs in den Kreiſen der ſogenannten Gebilde-

Digitized by Google

ten, einer geringen Anzahl von Deputirten und Abgeordneten, einer Handvoll Schriftſteller abſchließen: vielmehr durch alle Stände, alle Klaſſen der Geſellſchaft, durch die geſammte Nation erſtrecken, aus der ganzen Maſſe des Volkes nähren ſie ſich; gar nicht, was man gemeinhin ſo nennt, und was ſich unmittelbar, auf der politiſchen Bühne, als Oppoſition zeigt: die Redner, welche das Miniſterium in Verlegenheit ſetzen, die Abgeordneten, die ſeine Vorſchläge durchfallen laſſen, die Journaliſten, die ſeinen Credit beim Publikum ſchwächen — nein: gleich den gährenden Elementen im Innern des Vulkans, ſo ruht auch die wahre, die eigentliche Oppoſition tief unten im Schooße des Volkes ſelbſt; hinter dieſen Rednern, dieſen Deputirten, dieſen Schriftſtellern ſtehen Millionen, die ihnen applaudiren, ſtehen ganze Landſchaften, reiche Städte, mächtige Innungen, die ſie gewählt und abgeſendet haben, ſteht endlich das geſammte Publikum, die ganze gebildete Welt, welche dieſe Journale mit Begeiſterung, mit lebendiger Leidenſchaft empfängt und lieſt. — Nach welchem Maße dagegen zählen unſre Parteien? Wie weit greifen, wie tief erſtrecken, auf welchem Boden des Volksbewußtſeins bauen ſie ſich auf? Ja wo, unter allen Umſtänden, iſt bei uns überhaupt nur das Volk, das ſich ſelbſt ſo nennen, ſich ſelbſt ſo fühlen dürfte: das Volk?!

Digitized by Google

Und zweitens angenommen, daß wirklich eine Oppoſitionspartei bei uns exiſtirt, daß wirklich, ſeien es nun ähnliche Verhältniſſe wie in England und Frankreich, ſei es das directe Beiſpiel dieſer Länder, etwas dem Aehnliches bei uns erzeugt haben: würde dieſe Bereicherung unſers öffentlichen Lebens nicht etwa vielmehr eine Verarmung, dieſer Gewinn ein Verluſt, dieſer Fortſchritt ein Rückſchritt ſein? Es iſt wahrlich nicht alles Gold, was glänzt, England und Frankreich haben unſrer nachahmungsſüchtigen, thörichten Nation ſchon manches Danaergeſchenk gemacht: ſollte nicht vielleicht auch dieſes darunter ſein? Iſt es nicht vielleicht vielmehr ein Vorzug des deutſchen Staatslebens, keine Oppoſition zu haben? Ja darf es überall eine Oppoſition, das heißt eine Partei, welche aus der Widerſetzlichkeit ein Gewerbe, aus dem Widerſpruch, der Feindſchaft ein Amt, eine Beſtimmung macht — darf es eine ſolche überall geben? Ja iſt nicht ſogar die Vorausſetzung, daß eine Oppoſition vorhanden, an ſich ſelbſt ſchon etwas Oppoſitionelles, das heißt Feindſeliges, Uebelwollendes, mithin auch Geſetzwidriges?

Und iſt ſonach (ſchließen ſie) nicht die Gefahr vorhanden, daß der Schriftſteller, indem er von dem gegenwärtigen Stande der Oppoſition in Deutſchland ſprechen will, von einem Dinge ſpricht, das entweder nicht exiſtirt — oder aber nicht exiſtiren ſollte? Alſo entweder

Digitized by Google

faſeln oder aufregen, entweder langweilig oder geſetzwidrig ſein, entweder nichts oder aber Anſtößiges ſagen — iſt das nicht Charybdis und Scylla genug, um lieber von dem ganzen Thema von vorn herein freiwillig abzuſtehen?!

Sei es uns zuerſt geſtattet, dieſen letzteren Einwand, von der Unſtatthaftigkeit einer Oppoſition im Allgemeinen, zu beantworten. Oder vielmehr: nicht zu beantworten, nur abzulehnen, nur zu beſeitigen. Wir erinnern zu dieſem Ende an dasjenige, was der verſtorbene Gans über die Frage von der Rechtmäßigkeit der Preßfreiheit zu äußern pflegte. „Will Jemand (ſo ungefähr lautete ſeine Aeußerung) mit mir über Preßfreiheit ſtreiten und er eröffnet den Streit damit, daß er verlangt, ich ſolle ihm die Nothwendigkeit, den Nutzen, das Recht der Preßfreiheit erſt noch beweiſen, mit dem ſtreit' ich lieber gar nicht, für den hab' ich überhaupt keine Antwort, weil er durch ſeine Frage bereits beweiſt, daß er ſich überhaupt auf einem völlig anderen Terrain befindet, einem Terrain, von dem aus keine Verſtändigung mit mir möglich iſt.“

Ganz daſſelbe glauben wir demjenigen antworten zu dürfen, der das Recht, den Nutzen, die Nothwendigkeit einer ſtaatlichen Oppoſition ernſthaft in Zweifel ziehen möchte. Wer in Wahrheit ſo blind ſein oder ſich we-

Digitized by Google

nigſtens ſo blind ſtellen könnte, die Nothwendigkeit des Gegenſatzes in Allem, was iſt und lebt, zu überſehen; wer, während alles übrige Leben gleichſam gebannt ſchwebt zwiſchen den wechſelnden Polen von Tag und Nacht, von Werden und Vergehen, Blühen und Welken — wer, unter dieſen Umſtänden, dem Leben des Staates allein dieſen nothwendigen Wechſel der Elemente, dieſe wohlthätige Erfriſchung von Fluth und Ebbe abſprechen wollte; wer in Ernſt naiv genug dächte, mitten in unſrer modernen, gährenden Zeit von den patriarchaliſchen Staaten der Urzeit zu träumen; wer, mit Einem Worte, barock genug wäre, den Frieden des Grabes, die Einförmigkeit des Todes dem friſchen Kampf, der heitern Vielgeſtaltigkeit des Lebens vorzuziehen —: nun wohlan, er wird ohne Zweifel auch hiezu ſeine Gründe haben, nur daß dieſelben ſchwerlich in der Sache ſelbſt, vielmehr in irgend welchen — vielleicht ſehr triftigen, ſehr gewichtigen, aber doch immer nur in zufälligen, perſönlichen Rückſichten liegen werden und daß mithin zu ernſthafter Widerlegung ſich Niemand auf ſie einlaſſen kann. —

Ganz anders verhält es ſich mit dem erſtgedachten Einwand. Dieſe Bedenken und Zweifel, ob, wo und wie denn überhaupt eine Oppoſition bei uns exiſtirt — nicht nur, daß wir ſie nicht leugnen: im Gegentheil, ſie ſind

Digitized by Google

es ſelbſt, welche uns hier vornämlich beſchäftigen und den Hauptgegenſtand dieſer Betrachtung bilden ſollen.

Aber dazu müſſen wir noch etwas weiter ausholen.

Wo kann eine Oppoſition überhaupt nur ſtattfinden? Nur wo eine wahrhafte, freie Entfaltung aller Kräfte, ein wirkliches Leben ſtattfindet, wo ein poſitiver, energiſch ausgeſprochener Satz den Gegenſatz durch ſich ſelbſt herausfordert, ja mehr noch: ihn ſelbſt in ſich trägt, ihn, als ſeine andere Hälfte, ſeinen nothwendigen Schatten, mit ſich zugleich zur Welt bringt.

Unſer gegenwärtiges deutſches Staatsleben aber — wer möchte in Ernſt ſo verwegen ſein zu behaupten, daß es ein wirkliches Leben, ja daß wir überall nur wirklich von einem Staate ſprechen dürfen? Die Macht bleibe den Machthabern unbeſtritten: die Macht des Anſehns, die Macht der Gewöhnung, das mechaniſche Gewicht äußerer Stärke: aber Kräfte, urſprüngliche, organiſch lebendige, freiwaltende, frei ſich entfaltende — wo wären ſie zu ſpüren bei uns? wo nicht, vorausgeſetzt, daß ſie ſich ja einmal zeigen, ja einmal heraustreten wollten an das Licht, würden ſie bei uns ſofort zurückgedrängt und erdrückt durch die rohe Macht der Gewaltherrſchaft?! Unſre deutſchen Staaten ſind bis zur Stunde weſentlich Polizeiſtaaten, das heißt, bei Lichte beſehen: eben keine Staa-

ten. Der wirkliche Staat iſt organiſches, ſich frei beſtimmendes, volksthümliches Leben; der Polizeiſtaat dagegen hat nur die Formen des Staatslebens ohne ſeinen wirklichen Inhalt, er iſt, um es mit Einem Worte zu ſagen, nur ein abſtracter, illuſoriſcher Staat, ein bloßer Staat im Aufriß, ein Staat auf dem Papier, wo Striche und Linien, Sterne und Klammern, a's und b's die wirklichen Größen repräſentiren ſollen.

Nun iſt es nicht bloß richtig, was das Sprichwort ſagt: Nenne mir, mit wem du umgehſt und ich will dir ſagen, wer du biſt — das Sprichwort verliert an ſeiner Wahrheit nichts, wenn man es auch parodirt: Nenne mir, gegen wen du kämpfſt, und ich will dir ſagen, wer du biſt. Nicht bloß, mein' ich, durch unſre Freunde, wir werden ebenſo ſehr, ſelbſt noch mehr auch durch unſre Feinde beſtimmt. Sogar es kann gar keine Feindſchaft ſtatt haben, es kann zu gar keinem Kampfe kommen, ohne eine gewiſſe Gemeinſamkeit des Terrains, ohne ein Schlachtfeld, eine Wahlſtatt, auf der wir uns mit ihm begegnen. Ja dies iſt das wahrhaft Traurige, daß, während viel fehlt, daß die erhabenen, großherzigen Principien unſrer Freunde uns allemal in dieſelbe erhabene, großartige Sphäre der Anſchauungen und Empfindungen erhöbe, wir uns umgekehrt von einem kleinen, nichtigen Feinde faſt regelmäßig in dieſelbe kleine, nichtige

Digitized by Google

Sphäre herunterziehen laſſen. Wie du mir, ſo ich dir! Die wenigſten Menſchen, in den wenigſten Kämpfen, zeigen die Abſicht oder auch verſtehen es nur, größer zu ſein als ihre Feinde oder den Kampf in einem größern Sinne, mit großartigern, edleren Waffen zu führen, als Jene thun; die meiſten, in dem Momente ſelbſt, da ſie ihren Gegner zu beſiegen ſcheinen, ſind ſie innerlich, indem er ſie herabgenöthigt hat zu ſeiner Anſchauungs=, ſeiner Denk=, ſeiner Handlungsweiſe, vielmehr beſiegt durch ihn. Ja es giebt einzelne Fälle, wo es gar nicht anders möglich, wo wir, um unſers Widerſachers nur überhaupt habhaft zu werden, uns unvermeidlich in denſelben Schmutz hinablaſſen müſſen, in welchem er niſtet — unbeſchadet natürlich, daß auch dies nur ein Kampfmanöver und daß, ſowie die Schlange getödtet, wir den Sumpf verlaſſen.

Machen wir hievon die Anwendung auf den Staat und die ſtaatliche Oppoſition, ſo ergiebt ſich, daß, wie unſer gegenwärtiger Staat nur eine Abſtraction des wahren, ein leerer Formalismus, ein Schattengebilde iſt, ebenſo auch die Oppoſition gegen ihn gleichfalls nur eine abſtracte, formale, ſchattenhafte. — Wo auch ſollte ein wirkliches energiſches Leben hier überhaupt Raum haben? Unſer ganzes ſtaatliches Daſein iſt ein Geſpenſt, ein blutloſer Schatten: wie vermöchten wir ſeiner todten Bruſt den lebendigen Pulsſchlag einer wirklichen,

Digitized by Google

thatſächlichen, thatkräftigen Oppoſition einzuflößen? Wir thun, was wir können, nur daß es wenig iſt, was wir können: wir ſetzen Abſtraction gegen Abſtraction, Formalismus gegen Formalismus, Schatten gegen Schatten; es iſt eine Geiſterſchlacht, aber eine Kaulbach'ſche, grau in grau, nicht animorum, ſondern spectrorum; gegen einen ſervilen Zeitungsartikel ſchicken wir einen liberalen, gegen eine miniſterielle Rede eine oppoſitionelle, gegen ein königliches Manifeſt eine bürgerliche Adreſſe: — aber über Zeitungsartikel, Reden, Manifeſte und Adreſſen kommen wir nicht hinaus, auf der einen ſo wenig wie auf der andern Seite.

Und ferner würde man außerordentlich irren, wenn man glauben wollte, ſchon jede Unzufriedenheit mit der beſtehenden Gewalt, jedes politiſche Mißvergnügen, jedes Murren gegen Polizeiverordnungen und Kabinetsbefehle ſei an ſich ſchon eine politiſche Oppoſition und dieſes Namens würdig. Privatvergnügungen Einzelner, Herzenserleichterungen einzelner geknechteter Perſönlichkeiten mögen es ſein, o ja: aber eine wirkliche Oppoſition, das heißt ein lebendiger, thätiger Factor des Staatslebens, wird erſt daraus, wenn ſie ſich in ſich ſelbſt organiſirt, wenn ſie plaſtiſche Geſtalt gewinnt, wenn ſie auftritt — nicht mehr als etwas Verbotenes, polizeilich Geächtetes, Geſetzwidriges: nein, als ein natürlicher,

Digitized by Google

nothwendiger Gegenſatz, mithin auch ein erlaubter, geſetzmäßiger, von der Regierung ſelbſt zugelaſſener, ſelbſt anerkannter und gewollter.

So wenigſtens ſteht es in denjenigen Ländern und hat es geſtanden zu allen Zeiten, die ſich eines wirklichen politiſchen Lebens erfreuen. So ſtand es in den griechiſchen Freiſtaaten, wo die Thätigkeit der Demagogen eine völlig öffentliche, von den Geſetzen erlaubte, in den Staatseinrichtungen ſelbſt beabſichtigte und gewollte war; ſo in Rom, wo die Oppoſition in dem Inſtitut der Volkstribunen förmlich ſanctionirt, förmlich angeſtellt, förmlich, als ein nothwendiges Agens, aufgenommen war in den Staatskörper; ſo noch heute in England, wo ſchon im vorigen Jahrhundert ein regierender Miniſter den Ausſpruch thun konnte, wenn er keine Oppoſition fände, er würde ſich künſtlich eine ſchaffen.

Und dies in der That iſt das richtige, natürliche Verhältniß: wo wirklich eine Oppoſition ſein ſoll, eine lebendige, Leben zeugende, da muß die Regierung ſelbſt ſie wollen. Freilich könnte man den Satz auch umkehren, man könnte auch ſagen: wo eine wahrhafte Regierung ſein will, da muß ſie auch eine Oppoſition wollen. Doch kommt Beides auf Eins hinaus: und daß es dies thut, das eben iſt der Prüfſtein für die Wahrheit unſrer Behauptungen. Es iſt damit wie mit den „zweierlei

Gnaden," die im Athemholen enthalten ſind: „Die Luft einholen, ſie wieder entladen" — was könnte einfacher, was natürlicher ſein? Jedes Kind, das zur Welt kommt, ehe noch irgend ein anderer Inſtinct in ihm mächtig iſt, ehe es noch verſteht, die Bruſt der Mutter zu nehmen — dies verſteht es doch, dieſen Inſtinct hat jedes, es iſt, ohne alle Reflexion, alle Abſicht, eine unmittelbare, natürliche Lebensäußerung ſelbſt.

Wie ſchade, daß unſre Staaten ſogar ſchwächer gebaut, ſogar weniger entwickelt zu ſein ſcheinen, als ſelbſt die neugeborenen Kinder! daß jener Inſtinct des Lebens, der ſelbſt die Säuglinge belehrt, unſern Regierenden mangelt! Denn dieſe wollen immer nur einathmen, ſie fürchten, gleich einer Krankheit, gleich einem tödtlichen Anfall, jenen heilſamen Stoß, jenen wohlthätigen Gegendruck, mit dem die gefüllte Lunge ſich entladet, um ſofort aufs Neue, in langen, kräftigen Zügen, die reine Woge des Aethers zu trinken. Nichts natürlicher, als daß ſie dafür auch ſcheintodt, im Starrkrampf liegen — und vielleicht ſchon im Tode.

Welche Folge dies für unſre Oppoſition ſelbſt gehabt hat, haben mußte, liegt auf der Hand. Man hat wohl gut reden von den Vorzügen des Leibes und der Seele, dem Feuer, der Anmuth, dem Geiſt, durch welche unrechtmäßig erzeugte ſich vor den ehelichen Kin-

Digitized by Google

dern auszeichnen ſollen: geht doch hin, Ihr gutmüthigen Schwärmer, und ſeht Euch dieſe bleichen, aufgedunſenen, waſſerköpfigen Geſtalten an, wie ſie unſre Waiſen- und Findelhäuſer erfüllen! vergleicht die Todtenliſten, ſchlagt nach in den Regiſtern unſrer Criminalhöfe, um Euch zu überzeugen, auf wie verhängnißvolle Weiſe die Unrechtmäßigkeit der Exiſtenz, das Verſtohlene, Geſetzwidrige der Geburt nacherbt auf die Geborenen ſelbſt!

Ein ſolches außereheliches, geſetzwidriges Kind iſt nun auch unſere Oppoſition. Auch ſie hat ſich ins Leben, ſo zu ſagen, nur eingeſchwärzt, nur eingeſchlichen; auch ihr daher haften jene Mängel und Gebrechen, jene Krankheiten und Verkümmerungen an, welche im Allgemeinen das Erbtheil aller Baſtarde zu ſein pflegen; auch ihr fehlt jener freie Muth, jene gemeſſene Sicherheit, jene ſtolze und doch ſo beſcheidene, ſo verſöhnliche Unbekümmertheit, welche die ächten Söhne des Hauſes, die wahren Freigeborenen charakteriſirt. Einer Pflanze gleich, die im Dunkeln, ohne die göttliche Nahrung des Lichtes aufgewachſen iſt, entbehrt auch ſie der friſchen, natürlichen Farbe, iſt auch ſie auf der einen Seite in der Entwicklung zurückgeblieben, während ſie auf der andern in groteske Verbildungen, ſchmarotzerhafte Auswüchſe ausgeartet iſt.

Digitized by Google

Bis hieher alſo geben wir alle Einwendungen und Anklagen, welche im Obigen vorgebracht wurden, nicht allein zu, ſondern ſogar wir beſtätigen und unterſtützen ſie. Nur freilich, während Jene in dieſer unvollkommenen, unreifen Geſtalt unſrer Oppoſition entweder eine Schuld dieſer ſelbſt oder wohl gar auch eine Schuld der Nation im Allgemeinen, einen natürlichen Mangel, einen Geburtsfehler gleichſam unſers Volkes überhaupt erblicken, ſo dagegen vermögen wir darin nur eine nothwendige Folge unſers ganzen öffentlichen Zuſtandes, eine beſtimmte naturgemäße Stufe unſrer geſammten nationalen Entwicklung zu erkennen. Daher auch, während Jene an unſeren öffentlichen Zuſtänden überhaupt, insbeſondere aber an unſerer Oppoſition und ihren etwaigen Erfolgen und Beſtrebungen verzweifeln zu müſſen meinen und zum Theil bereits wirklich verzweifeln, erſcheinen dieſe Beſtrebungen uns vielmehr, wie unzulänglich ſie allerdings auch ſeien, doch unſeren übrigen Zuſtänden völlig entſprechend, völlig der Art, wie ſie, nach der Lage der Dinge, überhaupt nur ſein können: ſo daß, während Jene deſperiren, wir vielmehr in eben dieſen deſperaten Zuſtänden den Grund zu deſto ungebrochenerm Muth, deſto friſcherer Hoffnung finden.

Hiebei iſt zu bemerken, daß dieſe Anklagen gegen die Oppoſition keineswegs von der entgegengeſetzten, von

der Seite der Legitimen und Mächtigen ausgehen: dieſe erkennen überhaupt keine Oppoſition an, der Zweifel, ob die Oppoſition einflußreich oder ohnmächtig, geſchickt oder ungeſchickt, klug oder thöricht, kann bei ihnen gar nicht aufkommen: und wenn es ein Ideal, ein Muſter von Oppoſition wäre — „Schadt nichts, muß doch hängen"... Warum? Nun ganz einfach: weil es Oppoſition iſt.

Von dieſen, wie wir bereits im Eingang bemerkten, ſoll hier überhaupt keine Rede ſein, am Allerwenigſten an dieſer Stelle, da, wie geſagt, gar nicht ſie — vielmehr es ſind Mitglieder der Oppoſition ſelbſt, welche ſich in dieſem Sinne äußern, aus der Mitte der Liberalen ſelbſt werden dieſe Blitze gegen den Liberalismus geſchleudert, die Oppoſition ſelber iſt es, die ihren eigenen Bankerot erklärt.

Wir können dabei durchaus nicht die Meinung derjenigen theilen, welche in dieſen Vorwürfen und Anklagen, dieſen mißliebigen, ja feindſeligen Aeußerungen, die in neueſter Zeit von einer gewiſſen Fraction der liberalen Partei gegen dieſe ſelbſt gerichtet werden, einen Hochverrath an der Freiheit ſelbſt, ein Verbrechen gegen die auffrimmende politiſche Entwicklung unſrer Nation erblicken. Im Gegentheil, eine ſolche Katharſis im Innern der Partei ſelbſt erſcheint uns ſogar heilbringend, ſogar nothwendig.

Oder wie? Oppoſition ſollte überall der Nerv des Lebens ſein — und nur die Oppoſition ſelbſt ſollte leben und gedeihen können ohne ihn? An Alles ſollte die Kritik ihr Meſſer legen dürfen — und nur an ſich ſelber nicht?! Nein! unſern Czaren und Autokraten wollen wir es überlaſſen, Geſetze zu geben, denen Alle gehorchen ſollen, bloß der Geſetzgeber ſelber nicht — Ukaſe zu erlaſſen, verbindlich für Alle, bloß nicht für den Czaren, der ſie erläßt: die Oppoſition macht auf dieſe königlichen Vorrechte keinen Anſpruch, ſie iſt kein Arzt, der bloß Andern Diät vorſchreibt, ſelbſt aber in Auſtern und Rheinwein ſchwelgt, kein Prediger wie jene, von denen es heißt: Richtet Euch nach meinen Worten, nicht aber nach meinen Werken: — was der Tyrann jenem Phalaris, das erweiſt ſie ſelbſt ſich zuerſt: ſie wirft ſich ſelbſt zuerſt in den glühenden Ofen der Kritik, an ihrem eigenen Fleiſche zuerſt erprobt ſie die Schärfe ihres Schwertes: die ganze Welt will ſie befreien und aufklären — ſo macht ſie billig bei ſich ſelbſt den Anfang. Ja ſo überzeugt ſind wir unſeres Theils von der Heilſamkeit und dem unausbleiblichen wohlthätigen Erfolg dieſer Oppoſition der Oppoſition gegen die Oppoſition, daß wir gar nicht einmal den Gründen nachforſchen wollen, welche die Einzelnen dabei leiten. Sogar es ſoll uns nicht ſtören auch wenn an den Tag käme, daß die Quelle dieſer Selbſt-

Digitized by Google

kritik bei den einzelnen Kritikern, ſtatt eine reine, edle, geiſtige, vielmehr eine ſchmutzige, eigenſüchtige, perſönliche wäre. —

Dreierlei nun iſt es hauptſächlich, was ſie der Oppoſition, wie dieſelbe ſich gegenwärtig in Deutſchland gebildet hat, zum Vorwurf machen. Sie tadeln erſtens die Armuth der Oppoſition an großen, thatkräftigen, wahrhaft hiſtoriſchen Perſönlichkeiten; ſie tadeln zweitens die Geringfügigkeit, die Verkehrtheit und Unzulänglichkeit ihrer Mittel — und endlich drittens tadeln ſie ihre Zwecke ſelbſt, als welche gleichfalls geringfügig, verkehrt und unzulänglich wären. —

Was den erſten Vorwurf angeht, ſo iſt derſelbe, ſobald das volle Gewicht auf das Große, Heldenhafte gelegt wird, allerdings zuzugeben. Es fehlen uns jene gewaltigen, weltbewegenden Charaktere, jene Männer des Handelns und der That, jene Gracchen, jene Washingtons, jene Mirabeau's, (um anderer Namen, welche von Seiten jener Ankläger mit Vorliebe im Munde geführt werden, ja mit denen ſie ſelbſt ſich gerne nennen hören, und wär' es nur zur Kurzweil, zu geſchweigen), deren eine Zeit, wie die unſrige, als kühner Geburtshelfer, allerdings am Meiſten zu bedürfen ſcheint. Aber für wen ſoll man es noch wiederholen, daß, wenn irgendwo, ſo am Meiſten auf dem Gebiete der praktiſchen Politik

die Menſchen, ohne vergleichende Reflexionen, ohne geringſchätzige Seitenblicke, genommen werden müſſen, wie ſie ſind — und daß, unter allen Umſtänden, kein Volk, keine Zeit ein Recht hat, größere Männer, kräftigere Charaktere zu verlangen, als ſie ſelbſt hervorzubringen im Stande ſind?! —

Auch iſt es ja nicht die aus ſich heraustretende That, die That des Demagogen, des Kriegers, des Feldherrn allein, was Größe verleiht: auch eine Größe des Duldens giebt es, eine Kraft des Ausharrens, einen Muth des Leidens, der, ſei er auch minder glänzend, minder augenfällig, darum dennoch einer Bürgerkrone nicht minder werth iſt. Auf Namen kommt es hier überall nicht an und enthalten wir uns deshalb auch an dieſer Stelle, dergleichen anzuführen; wohl aber, wenn wir behaupten, daß es im Oſten wie im Weſten, in Nord- wie in Süddeutſchland, an der franzöſiſchen wie an der ruſſiſchen, an der ſchweizeriſchen wie an der däniſchen Grenze, in conſtitutionellen wie in abſoluten Staaten, unter Edelleuten und Bürgern, unter Gelehrten und Laien, in großen wie in kleinen Kreiſen, überall im Vaterlande eine reiche Anzahl treuer, feſter, ausharrender Charaktere, einen reichen Kranz von Männern giebt, denen das Wohl des Vaterlandes über Alles geht und die durch keine Wechſelfälle des Schickſals, keinen Sieg der Gegner, keine perſönliche

Digitized by Google

Ungunſt erſchüttert oder auch nur beirrt werden können in ihrer geräuſchloſen, ſtillen, ausdauernden Thätigkeit — wohl, ſage ich, wenn wir dies behaupten, wenn wir behaupten, daß es Deutſchland vielleicht allerdings an großen, aber doch Gottlob! nicht an Männern fehlt, nicht ganz fehlt: ſo halten wir uns für dieſe unſre Behauptung der freudigen Beiſtimmung der Nation verſichert, ja wir ſind verſichert, daß, wo und von wem auch dieſe Zeilen geleſen werden, ein Jeder, indem er ſie lieſt, ſofort im Stillen bei ſich und aus nächſter Nähe mehr als ein Dutzend Namen wird nennen können, welche dieſe unſre Behauptung glorreich unterſtützen.

Im Uebrigen aber, wenn wir dieſe Klagen vergleichen, die jetzt ſo ziemlich auf allen Gebieten menſchlichen Dichtens und Denkens, in der Literatur, der Politik, der Wiſſenſchaft u. ſ. w. verlauten, die Klage nämlich, daß es, bei einer großen, ſelbſt übergroßen Menge von mittleren Talenten, dennoch an den eigentlichen Genien, den hervorragenden, iſolirten Größen überall fehle: ſo möchte wohl in Betracht zu ziehen ſein, ob nicht vielleicht auch in dieſem Umſtande die Annäherung eines gewiſſen demokratiſchen Zeitalters ſich ankündige — eines Zeitalters, in welchem auch die Schätze des Geiſtes, die Reichthümer der Bildung mehr allgemein verbreitet, mehr in allgemeinem Umlauf, als auf einzelnen Punkten zuſammen-

Digitized by Google

gehäuft ſein ſollen und wo daher auch die Entſcheidung der Geſchicke nicht mehr in die Hand einzelner hervorragender Perſönlichkeiten gelegt iſt: ſondern in ächt demokratiſchem Sinne, die Völker im Ganzen ſind es, welche ſie beſtimmen. —

In genaueſtem Zuſammenhang mit dieſer erſten Anklage ſteht die zweite, die Wirkſamkeit der Oppoſition betreffend, die Art und Weiſe, wie ſie beim Publikum auftritt, die Mittel und Wege, durch welche ſie ſich geltend zu machen ſucht. Auch hier wird das eigentlich praktiſche, plaſtiſche Element, die Kraft der That, die Energie des Handelns vermißt. Viel Geſchrei, ſagt man, und wenig Wolle! Zeitungsartikel, denen die Cenſur das Herz aus dem Leibe geſchnitten, ehe ſie noch zur Welt gekommen; Kammerreden, welche die Herren Miniſter über ſich hingleiten laſſen, wenn es hoch kommt, wie einen Aprilregen — und iſt er vorüber, ſo ſchütteln ſie ſich nicht einmal; Trinkſprüche und Tafelreden, liberale Lieder und Tiſchgeſänge, mit denen man zwiſchen Braten und Torte ſeinem patriotiſchen Herzen Luft macht — ſiehe da das Rüſthaus unſrer Oppoſition! ſiehe da die Waffen, die höchſt gefährlichen, höchſt ſiegreichen, mit denen unſre Liberalen, unſre Freiheithelden ausziehen, das geknechtete Vaterland zu erlöſen! — Und ſelbſt die es ernſtlich meinen mit ihren Ueberzeugungen,

Digitized by Google

denen der Kampf der Zeit wirklich zugleich ein eigener perſönlicher Kampf iſt: in welches Faß der Danaiden ſchöpfen auch ſie! mit welchen ſehr wohlgemeinten, ſehr edlen, aber auch ſehr vergeblichen, ſehr fruchtloſen Verſuchen mühen auch ſie ſich ab! Sie ſuchen das Volk aufzuklären und zu bilden — eitles Bemühen, da das Volk ſie gar nicht lieſt, gar nicht hört, wenn es ſie aber läſe oder hörte, ſie doch gar nicht verſtehen würde! Sie wollen die Regierungen überzeugen und gewinnen — kindiſch gutmüthige Träume, da dieſe Fragen nach Anerkennung der Volksrechte, nach Einſchränkung der fürſtlichen Gewalt nicht, wie für die liberalen Verfechter derſelben, theoretiſche, wiſſenſchaftliche — nein: für die Regierungen ſind es unmittelbare Lebensfragen, Fragen der Exiſtenz, Fragen mithin, welche die Regierungen ſelbſt gar nicht einmal dürfen ſtellen laſſen, geſchweige denn daß ſie dieſelben jemals in dem Sinne beantworten könnten, wie die Liberalen es hoffen oder wünſchen.

Ueberhaupt, wenn man dieſe jüngſte Fraction unſrer Oppoſition fragen wollte, ſo gäb' es in dieſem Augenblicke für unſern politiſchen Fortſchritt nur Eine Straße, Eine Parole gleichſam: und das wäre der Peſſimismus. Thoren, rufen ſie uns zu, die die Gluth löſchen wollen, ſtatt vielmehr Oel hineinzuſchütten! Es geht, glauben wir dieſer Richtung, dem deutſchen Volke verhältniß=

Digitized by Google

mäßig noch viel zu gut, die Beſchränkungen der Volks=freiheit müſſen noch viel größer, der Zwieſpalt zwiſchen dem, was iſt, und dem, was ſein ſollte, muß noch viel greller, die Verſtimmung noch viel allgemeiner, viel bitt=rer werden; erſt ein allgemeiner Abgrund muß alles Vor=handene verſchlingen, ehe die Geburt der Zukunft ſich erheben kann; nur wenn ſie erſt völlig zerriſſen und zer=ſtückelt iſt, in ihrem eigenen Blute, ein anderer Aeakus, wird die hinfällige Zeit geneſen.

Aus dieſen und andern Behauptungen hat dieſe (wenn wir dergleichen Wortbildungen wagen dürfen) oppoſitionellſte Oppoſition ſich ein gewiſſes radicales Sy=ſtem gebildet, ein Syſtem, welches, bei aller anſcheinen=den Energie und Tapferkeit, doch eigentlich nur ein Sy=ſtem der Apathie und der Verzweiflung iſt. Wir dringen (ſo ungefähr lautet es in Kürze) mit unſern Beſtrebungen doch nicht durch: geben wir ſie alſo lieber völlig auf! Wir kämpfen mit Abſtractionen und Raiſonnements ge=gen Facta und Thatſachen: ſtecken wir das Schwert (will ſagen die Feder) lieber völlig ein! Sogar ſo weit geht dieſe Richtung und dermaßen iſt ihr ewiges Rufen nach That und Praxis und poſitiven Leiſtungen ihr ſelbſt zu Kopfe geſtiegen, daß ſie ſogar anfängt, die brutale Empirie des Polizeiſtaates höher zu achten und für be=rechtigter zu erklären, als alle Forderungen der Freiheit,

Digitized by Google

bloß deshalb, weil jene empiriſchen Exiſtenzen eben da ſind, die Freiheit aber noch ein bloßes Poſtulat. Ja ſchon fängt eine neue Art von Apoſtaſie an ſich zu zeigen, und zwar zu zeigen unter den (wie ſie ſich ſelbſt nennen) lauteſten Bekennern, den entſchiedenſten Jüngern der Freiheit: eine Apoſtaſie nicht aus Eigennutz oder Feigheit oder Charakterſchwäche, ſondern umgekehrt aus einer forcirten Charakterſtärke, aus Ungeduld und eifernder Uebertreibung.

Nicht aus Eigennutz, ſagten wir — aber auch nicht aus Selbſtſucht? nicht aus gemeiner Eitelkeit — aber auch nicht aus raffinirterem, ſubjectivem Gelüſte? nicht aus erbärmlicher Feigheit — aber auch nicht aus Mangel an höherem, welthiſtoriſchem Muth, an Vertrauen zur Geſchichte, an demüthig beſcheidener Unterordnung unter die allgemeine Entwicklung und ihren vielleicht langſamen, vielleicht zögernden, aber doch ewig gewiſſen, ewig nothwendigen Gang?!

Aber wir wollen ja hier keine Vorwürfe machen, nur ablehnen, nur einſchränken. Auch der eben geäußerte, wie er ſeinem Inhalte nach mit dem erſtgedachten in nächſtem Zuſammenhange ſteht, ſo auch, was ſeine Wahrheit angeht, ſteht und fällt er, muß zugegeben und eingeſchränkt werden mit ihm. Es iſt keine Frage, daß die hauptſächlich theoretiſche Weiſe, in welcher unſre Oppoſition wirkſam

Digitized by Google

iſt, daß namentlich dieſe literariſche Thätigkeit in Abhandlungen und Brochüren, in Zeitungen und Büchern, in der ſich dieſelbe beinahe ausſchließlich ergeht — es iſt, ſage ich, keine Frage, daß dieſe bloß theoretiſche, bloß literariſche Wirkſamkeit durchaus nicht ausreichend iſt, um die Ziele, nach denen ſie ſelber ſtrebt, in Wahrheit zu erreichen. Aber man ſchütte doch nur das Kind nicht mit dem Bade aus! Man ſage und wiederhole täglich (am Beſten freilich wäre: man zeige durch Beiſpiele), daß es am Ende nur immer Thaten ſind, nicht Reflexionen, nur Handlungen, nicht Bücher, was eine Nation groß, frei und glücklich macht: wir haben nichts dagegen! Nur man läugne darum die göttliche Mutter der Dinge, die Theorie, nicht völlig! man ſpiele nicht den Khaliſen Omar und wolle, nachdem unſer Bewußtſein ſo lange ein hauptſächlich literariſches, die Literatur ſo lange die vorzüglichſte Sphäre unſrer Entwicklung geweſen iſt, nun mit einem Mal alle Bücher verbrennen und die Literatur vollſtändig ecraſiren! Die Theorie muß zur Praxis, die Literatur zum Leben werden — ganz gewiß! Aber nur auf welchem andern Wege kann und ſoll dies geſchehen, als auf dem Wege allmäliger Vermittlung, indem wir das ſpecielle literariſche Bewußtſein zum allgemeinen nationalen erweitern und, mit Einem Worte, die Literatur hinüberleiten in die Maſſen? Die

Literatur iſt der wahre Pfannkuchenberg des Märchen: man kommt nicht heraus, als indem man ſich hindurch ißt, indem man den weichen ſüßen Brei der Bücher zu geſundem Fleiſch und Bein verdaut — und alſo, um ihn zu verdauen, muß man ihn zuerſt in ſich aufnehmen.

Was aber ferner das ſo lebhaft empfohlene Syſtem des Peſſimismus angeht und dieſe neueſte Lehre, man müſſe, um die Welt zu befreien, vor der Hand nur die Knechtſchaft noch erſt größer machen: ſo begreifen wir wohl, wie an ſich edle und wahrhafte Naturen in einzelnen Augenblicken der Verſtimmung und der Hoffnungsloſigkeit auch zu ſolchem Aeußerſten gelangen können. Aber ebenſo feſt glauben wir auch, daß jede wirklich edle Natur nach kurzem Beſinnen, wie von etwas Unedlem und Gemeinem, davon zurücktreten wird. Wer möchte eine reine und große Sache jemals in Ernſt dadurch fördern, daß er unreine und kleinliche Mittel für ſie in Bewegung ſetzt? Wer namentlich in dieſem Falle möchte die Verantwortung auf ſich nehmen, in den Becher des Elends auch nur einen Tropfen noch zu ſchütten, nicht wiſſend, welches Lebensglück gerade durch dieſen Tropfen noch vergiftet, welche Welt von Hoffnungen und Plänen, kurzum: welches Menſchenherz dadurch vielleicht zertrümmert wird?! Nein: der Freiheit ziemt zuerſt und vor Allem ein freier, offener Kampf; man ſoll niemals Jeſuit

Digitized by Google

ſein, auch nicht im Namen der Freiheit und des Vaterlandes.

Und dann welch politiſcher Ungeſchick, welche ſchöppenſtedtiſch poſſirliche Schlauigkeit liegt in dieſem Syſteme! Ein Hühnerauge operiren, indem man das ganze Bein abnimmt, Zahnſchmerzen kuriren dadurch, daß man dem Kranken den Kopf abſchlägt — es iſt auch ein Mittel, o ja: aber wie würde man den wohl nennen, der es in Ernſt anwenden wollte?! — Ueberall in der Welt wird aus nichts nichts; wer nicht geſät, wohlan, der darf auch nicht klagen, wenn er nichts zu ernten hat. Wer die Welt beſſern will, der muß ſich zunächſt auf ſie einlaſſen; wer unſre Zuſtände fortbilden und entwickeln will, der muß ſie ſelbſt zunächſt als vorhanden anerkennen. Mit dem abſtracten Regiren, dem vornehmen Behaupten und Beſſerwiſſen iſt überall nichts gethan: hic Rhodus, hic salta! das gilt in der Politik ſo gut wie in der Literatur, für Staatsmänner nicht weniger als für Dichter.

Und was das Wunderlichſte iſt: dieſe feierliche Aechtung der Theorie, dieſe Proſcription der Literatur — was iſt ſie denn bisher ſelbſt als Theorie? von wem geht ſie denn aus, wenn nicht von Literaten? wie wird ſie verkündet, wenn nicht gleichfalls wieder in Büchern und Zeitungen, in Aufſätzen und Brochüren? Es iſt die Geſchichte von dem Buckligen, der ſeinem Nachbar vor-

Digitized by Google

warf, daß er lahm; wir haben Alle unſern Zopf hinten: nur daß Etliche es wiſſen und Etliche nicht.

Aber dies freilich iſt allgemeines deutſches Erbübel, faſt möchte man ſagen: deutſcher Nationalcharakter, wenn man nicht billig Bedenken trüge, eine ſo mißliche, ſo verderbliche Eigenſchaft, ſtatt als zeitweilige Verirrung, vielmehr als ſtetiges Element in den Nationalcharakter ſelbſt aufzunehmen: es fehlt uns durchaus an jeder perſönlichen Nachgiebigkeit, jeder freiwilligen Unterordnung in nebenſächlichen Dingen zu Gunſten eines großen und allgemeinen Zweckes; die Selbſtändigkeit, die Ausdauer, die wir in der Hauptſache nur zu oft vermiſſen laſſen, in untergeordneten Rückſichten haben wir ihrer ſogar zu viel; ſelbſt wo wir über die Zwecke im Allgemeinen einig ſind, wird doch über die beſondere Formulirung derſelben, über die Mittel, wie ſie zu erreichen u. ſ. w. ſich jedesmal ein ſo langwieriger wie erbitterter Meinungsſtreit erheben — ein Streit, bei welchem ziemlich gewöhnlich die Hauptſache ſelbſt in Vergeſſenheit geräth oder wenigſtens die Gemüther ſo zertheilt, ſo abgekühlt werden, daß, ſoll es nun endlich zur Entſcheidung kommen, die Meiſten das Intereſſe bereits verloren haben. Wir ſind ächte Philiſter in dieſem Punkt: es ſchmeckt uns nichts, als was ſich Jeder im eigenen Topf gekocht hat; das beſte Pulver wird vor der Schlacht verſchoſſen, wir

Digitized by Google

haben mehr Freude daran, daß es knallt, als daß es trifft. Beſucht die kleinſte unſrer öffentlichen Verſammlungen, politiſche (wo dergleichen wären) oder theologiſche: es ſoll gar kein eigentlicher Meinungsſtreit unter der Verſammlung exiſtiren, es ſollen Alle ganz daſſelbe wollen und bezwecken, die Einigkeit, die Begeiſterung ſollen die größten ſein: ſowie es nun aber zu beſtimmten Anträgen kommt, ſowie das allgemeine formloſe Was? in einem definitiven Wie? näher erörtert und beſtimmt werden ſoll — adieu Einigkeit! adieu Begeiſterung! ſo werden auf einmal ſo viel Köpfe, ſo viel Sinne ſein, ſo wird Jeder ſeinen Privatvorſchlag zu machen, ſeine Privatſkrupel zu erheben haben, ſo wird der endliche Beſchluß, wenn es ja zu einem ſolchen kommt, ſtatt von einer compacten, einigen Menge mit Begeiſterung gefaßt zu ſein, zum Höchſten von drei oder vier ermüdeten Schreiern (die Uebrigen hat Ungeduld und Langeweile glücklich hinweggetrieben) nothdürftig zuſammengeſtoppelt werden — nicht aus Meinungseinigkeit, nein, bloß aus Ermüdung und weil der Geſchichte doch einmal ein Ende gemacht werden muß.

Auf jene neueſten Kritiker unſrer Oppoſition, von denen hier die Rede iſt, paßt dies nun freilich nicht ganz; ſie ſind — man muß es ihnen zugeſtehen! zum Mindeſten conſequent: nicht bloß die Perſonen, nicht bloß die Mittel, nein, ſie verwerfen auch die Zwecke der Op-

Digitized by Google

poſition, auch die Ziele, nach denen dieſelbe ringt, erklären ſie für unerheblich, wohl gar geradezu für irrthümlich.

Welches ſind nun aber dieſe Zwecke? — Es hält, bei der außerordentlichen Zerriſſenheit, der vorſchriftmäßigen und von oben herab gewollten Dunkelheit, in welcher unſere deutſchen Zuſtände ſich befinden, nicht ganz leicht, aus dieſem allgemeinen Particularismus, dieſem chaotiſchen Durcheinander einzelner, localer Intereſſen, die compacte Einheit allgemeiner politiſcher Zwecke herauszufinden. Deſſen ungeachtet, wenn wir nicht irren, laſſen zum Mindeſten zwei ſolche Zwecke, zwei Zielpunkte zum Wenigſten, denen die geſammte Entwicklung, unter den verſchiedenſten Formen freilich, entgegenarbeitet, ſich namhaft machen: Befreiung der Preſſe und conſtitutionelle Verfaſſung, gleichviel, ob es (wie namentlich in Preußen) ſich um erſte Einführung und Begründung, oder (wie in den bisherigen ſogenannten conſtitutionellen Staaten Deutſchlands) um wahrhafte Durchbildung und Verwirklichung des conſtitutionellen Lebens handelt.

Aber hier nun ſogleich erheben unſre Kritiker ihre Stimme. Freie Preſſe? Ei nun ja, es iſt auch eins von den Stichworten, die eine Generation von der anderen empfängt, ohne eigentlich zu wiſſen und zu unter=

ſuchen, was ſie daran haben. Erſtlich (und dabei pflegen ſie Talleyrand's Ausſpruch von der Sprache zu citiren: nicht die Gedanken zu offenbaren ſei ſie vorhanden, ſondern ſie zu verhüllen) wer nur zu ſchreiben verſteht, für den ſei die Preſſe immer frei, ſo frei wenigſtens, wie er ſie braucht — und zweitens und hauptſächlich, ſo gehen wir einer Zukunft entgegen, wo von Preſſe und Literatur und Schriftſtellern überhaupt nicht mehr die Rede ſein werde: einer Zeit der That, der Handlung, der praktiſchen Erhebung, wo man ganz andere Dinge vergießen werde als Tinte, ganz andere Waffen in Bewegung ſetzen, als Federn und Preßbengel. — —

Brauchen wir noch erſt zu ſagen, was wir von dieſen großſprecheriſchen Behauptungen halten? Es iſt derſelbe Jeſuitismus darin, daſſelbe Khalifenthum, gegen die wir uns bereits vorhin erklärten. Wir wollen daher nur noch dies hinzuſetzen, daß, wo es im Volke ſelbſt an Aufklärung und Bildung fehlt, wo die Nation Mangel hat an unterrichteten, charakterfeſten, geſinnungsvollen Schriftſtellern, ja wo es an dem Publikum ſelber mangelt, das ſolche Schriftſteller verlangt und nöthigenfalls für ſich erzieht — daß da allerdings auch die materielle Freigebung der Preſſe eine wahrhaft freie Literatur dennoch nicht erzeugen wird. Aber dies iſt auch

Digitized by Google

gar nicht die Aufgabe, um die es ſich handelt, gar nicht die Forderung, die wir an die freie Preſſe zu ſtellen haben: wo nichts iſt, da freilich hätte nicht allein der Kaiſer, da hätte auch die Freiheit ihr Recht verloren. Die freie Preſſe aber ſoll eben den Spielraum geben, daß dasjenige, was vorhanden iſt, ſich auch wirklich entwickeln und geſtalten kann, ſie ſoll nur ein offenes Feld, einen freundlichen Himmel ſchaffen, damit die Keime, die jetzt noch in winterlichem Schlafe liegen, ſich frei und glücklich entfalten können. Die Keime ſelbſt dagegen — nun freilich, die kann keine Preſſe ſchaffen, die müſſen im Volke ſelbſt wurzeln: oder auch der glücklichſte Sommer wird dennoch keine Ernte reifen.

Hiemit iſt auch der zweite Punkt zum größten Theil bereits erledigt. Auch die freieſte Conſtitution, auch die volksthümlichſte Verfaſſung, wer wollte es läugnen?! können an ſich kein Volk glücklich machen, ſobald das Volk ſelbſt nicht verſteht oder nicht im Stande iſt, die Form zum Weſen, den Buchſtaben zur That, die geſchriebene Freiheit zur wirklichen zu erheben. Aber ſoll darum die Probe überall nicht gemacht werden? Und wer iſt der verwegene Prophet, wer iſt der ſchwarzſichtige Sternenſchauer, der da zum Voraus weiß, daß dies mit der deutſchen Nation der Fall ſein wird?!

Digitized by Google

Aber, entgegnet man uns weiter, die conſtitutionelle Freiheit iſt überhaupt keine wahre Freiheit, der conſtitutionelle Staat überhaupt kein freier, vielmehr ein Zwitter, eine erbärmliche Halbheit von Freiheit und Unfreiheit, Willkür und Geſetz! Es iſt eine Art politiſcher Lichtfreundſchaft, der ſogenannte Rationalismus unſrer Theologen, übertragen auf das Gebiet des Staates. Soll Freiheit einmal die Looſung ſein, gut, ſo wollen wir auch die volle! Soll der Weg der politiſchen Reformen einmal betreten werden, ganz wohl, ſo wollen wir auch wirklich ſogleich bis zum Ziele dringen! ſo iſt der conſtitutionelle Staat zum Höchſten eine Zwiſchenſtation, auf der es thöricht wäre, wollten wir uns erſt lange verweilen und feſtſetzen! ſo handelt ſich es gar nicht mehr um politiſche Verbeſſerungen, um Veränderung der Staatsformen allein: ſo muß ſogleich Hand angelegt werden zu einer allgemeinen ſocialen Umwälzung, einer allgemeinen Wiedergeburt der Geſellſchaft — ja was einzelne Völker?! ſo muß die Menſchheit ſelbſt befreit, ſo muß die ganze Erde in einen Freiſtaat verwandelt werden! —

Wir wollen die Wahrheit dieſer letzteren Behauptungen dahin geſtellt ſein laſſen; ſogar zugeben wollen wir, daß, wie die Entwicklung, ihrem eigenen Weſen nach, immer und überall eine unendliche iſt, ſich auch für die politiſche Entwicklung kein unbedingtes letztes

Digitized by Google

Ziel aufſtellen, keine Staatsform ſich erdenken läßt, die nun unbedingt und abſolut, für ewige Zeiten, die vollkommene, vollendete wäre, ja bei der angelangt die Weltgeſchichte gleichſam nichts mehr zu thun hätte, als die Hände in den Schooß zu legen und einen großen allgemeinen Feierabend zu verkündigen.

Allein wenn auch nicht das abſolute Ziel, ſo doch iſt der conſtitutionelle Staat jedenfalls eine Stufe ſtaatlicher Entwicklung — und zwar eine unumgängliche, und zwar die nächſte, die wir zu beſchreiten haben. Hüten wir uns doch, in unreifer Eile, den Gang der Geſchichte gegen ihren Willen zu beſchleunigen und, ſtatt die vorgezeichnete Bahn getreulich auszuſchreiten, einzelne Stufen der Entwicklung willkürlich überſpringen zu wollen! Das Beiſpiel von England und Frankreich — oder, wenn das Beiſpiel Frankreichs zu neu, die Geſchichte dieſes Staates noch zu unfertig iſt, ſo doch jedenfalls das Beiſpiel Englands **kann** zum Beweiſe dienen, wohin es führt und welche **offenen** Wunden, welche unheilbaren Schäden zurück**bleiben**, dadurch, daß in der Bildung eines Volkes gewiſſe **Klaſſen** gleichſam ausfallen, gewiſſe Stadien der Ent**wicklung** übergangen werden. England, nur auf die Aus**bildung** deſſen gerichtet, was man gemeiniglich, im ſpeciell**en** Sinne, politiſches Leben nennt, hat weder die

kirchliche Reformation jemals gründlich durchgemacht, noch bis zu dieſem Augenblick, wiewohl es ein großer, mächtiger, ſogar, ſo weit es unter dieſen Umſtänden möglich, freier Staat iſt, hat es das anſcheinend ſo untergeordnete, ſo geringfügige Gemeindeleben, dieſe einzige wahre Grundlage freien Staatslebens, zu der ihm gebührenden Entwicklung kommen laſſen — zwei Schäden des engliſchen Volkslebens, die nicht nur eine ſtets offene Quelle von Mißverſtändniſſen und Irrthümern bilden, nein, die auch jeden Augenblick die Geſundheit des ganzen Staatskörpers bedrohen, ja in denen, vorausgeſetzt, daß nicht ein einſichtiger Arzt, durch eine kühne und kluge Operation, das Verſäumte nachzuholen weiß, der Tod dieſes ſtolzen Organismus ſelber ruht. — Wollen wir alſo nicht die Ungeduld, nicht den Stolz haben, Alles auf einmal, Alles ſelbſt und allein zu thun! Jeder Tag hat ſeine Arbeit und jede Arbeit will gethan ſein: erfüllen wir denn die unſrige und laſſen wir uns nicht beirren durch die Betrachtung, daß vielleicht ſchon der morgende Tag die Arbeit des heutigen, als überflüſſig, wieder einreißen und auflöſen wird! Ueberlaſſen wir der Zukunft auch etwas! Haben wir zu den Saaten der Geſchichte nicht geringeres Zutrauen, als wie der Landmann zu der Ausſaat von Körnern und Halmen, die er in die Fluren ſtreut! Streuen auch wir unſre Samen,

vollenden auch wir unſer Tagewerk, unſer nächſtes, dringendſtes — und laſſen wir nun dem Himmel, das iſt der Geſchichte und ihrer eigenen Vernunft, das Uebrige! —

Somit, um endlich zum Schluß dieſer Betrachtungen zu eilen: wie ſchwankend, wie unſicher die Stellung unſrer Oppoſition in dieſem Augenblicke auch noch ſei und wie viel gerechte Bedenken und Erwägungen wie gegen unſer geſammtes öffentliches Leben, ſo auch gegen ſie allerdings zu erheben ſind: von der Art, daß man an ihr zu deſperiren, daß man die Sache der Freiheit überhaupt aufzugeben und, in blindem Fatalismus, ſich auf Gnade und Ungnade den Dingen, wie ſie ſind, zu überliefern hätte: ſo fürwahr ſteht es noch lange nicht! ſo wird es, kann es niemals ſtehen! Fehlt es uns an großen politiſchen Perſönlichkeiten, wohlan, ſo treten wir zuſammen, wir vielen Kleinen, Unbedeutenden! ſo flechten wir Arme und Hände, Herzen und Geiſter ineinander! ſo bilden wir aus uns, gleich aus kreiſenden Atomen, die Eine große Perſönlichkeit, deren es vor Allem und zumeiſt bedarf: die Perſönlichkeit eines ſelbſtbewußten, einigen, ſtarken Volkes! Sind unſre Mittel unzulänglich, unſre Kräfte ſchwach, unſre Wege irrthümlich: wohlan, auch die ſchwachen Kräfte werden wachſen durch unſre Einigkeit, auch aus unſern Irrthümern werden wir ler-

Digitized by Google

nen, auch unſre Niederlagen werden, recht benutzt, uns eine Schule künftiger Siege ſein!

Und endlich ſind unſre Ziele ſelbſt ungewiß und fraglich, ja ſind ſie klein und unerheblich und wiſſen wir, daß, was heute als Frage von äußerſtem Gewicht die Welt bewegt, ſchon morgen vielleicht nicht mehr in Frage kommen wird: der Dom der Freiheit iſt ein großer, mächtiger Bau, er braucht Manches an Mörtel und Steinen, an Handlangern und Geſellen: und wenn es nun auch geſchähe, daß der Stein, den wir zum Eckſtein beſtimmt, den wir mit Fleiß gemeißelt und behauen haben, am Ende unbenutzt auf die Seite geworfen würde — was thät' es denn?! Es könnte ja doch nur geſchehen, nicht, weil es am Eckſtein fehlte, im Gegentheil, weil man ihrer zu viele hätte — und dieſe Verlegenheit des Reichthums, dieſen embarras de richesses, wer wollte ihn beklagen?!

Im Ganzen alſo wird es nichts ſchaden, wenn wir auch hier die Nemeſis, die keuſche Göttin des Maßes, zu unſrer Schutzgöttin erheben, eingedenk jenes Wortes, das unſer großer Dichter zunächſt zwar nur ſeinen Mitſtrebenden, den Künſtlern, zuruft, das aber auch auf dem Gebiete öffentlichen Lebens und politiſcher Beſtrebungen ſeine volle, heilige Wahrheit behauptet und das

Digitized by Google

daher Jeder, der ſich auf dieſem Gebiete bewegen will, Morgens und Abends, als ſeinen Segen, ſprechen ſollte:

Wer Großes will, muß ſich zuſammenraffen:
In der Beſchränkung zeigt ſich erſt der Meiſter,
Und das Geſetz nur kann uns Freiheit geben.

Digitized by Google

II.

Zur Literatur.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die politiſche Poeſie, ihre Berechtigung und Zukunft.

Es iſt eine bekannte Thatſache, daß bei uns Deutſchen Poeſie und Politik als entſchiedene und durchaus unverſöhnbare Gegenſätze betrachtet werden — oder doch wenigſtens bis vor ganz Kurzem ſo betrachtet wurden: und daß demgemäß politiſche Poeſie bei der Mehrzahl von uns für ein Ding gilt, welches entweder, als unmöglich, nicht exiſtirt, oder, als unberechtigt, doch nicht exiſtiren ſollte.

In dieſem Reſultat vereinigen ſich bei uns zwei Parteien, die übrigens wenig oder nichts mit einander gemein haben; auch zu dieſer gemeinſamen Anſicht über die politiſche Poeſie der Deutſchen ſind ſie auf ganz verſchiedenen Wegen, von den verſchiedenſten Standpunkten aus, gelangt.

Digitized by Google

Die Einen (denn auch das Geſchlecht dieſer Leute, ſo wenig ſie in die Gegenwart gehören, iſt unter uns noch keineswegs ausgeſtorben) ſind diejenigen, nach deren Meinung das Volk im Allgemeinen und als ſolches überhaupt politiſch unmündig, unbetheiligt und unberechtigt iſt, und die daher alles politiſche Intereſſe, alle perſönliche Theilnahme an der Entwicklung des Staates und der gegenwärtigen Geſchichte ausſchließlich auf den Kreis derjenigen beſchränken wollen, die auf irgend eine Weiſe, als Aufſeher oder Handlanger, Nagel oder Schraube, unmittelbaren Antheil an jener großen geheimnißvollen Staatsmaſchine haben, von der wir Andern nur das Knarren und Sauſen hören. Es ſind dies diejenigen, die aus der Thatſache des Beſitzes ihr Recht, ſogar ihr ausſchließliches und göttliches Recht ableiten; die kein anderes, zum Wenigſten kein beſſeres Werkzeug der Regierung kennen, als das Gängelband, den Fallhut und die Ruthe; die, mit Einem Worte, den geſammten Staat, die geſammte politiſche Entwicklung unſrer Zeit als einen Geheimdienſt behandeln, in welchem ſie allein die Wiſſenden, die geweihten Prieſter, die Vermittler ſind zwiſchen dem verhüllten, jenſeitigen Staat und uns, den Laien der Geſchichte.

Wenn dieſe auch der Poeſie nicht geſtatten wollen, den politiſchen Inhalt unſeres Lebens zu ergreifen und mit tönender Stimme auszuſprechen vor unſerm Volk,

Digitized by Google

ſo verſteht ſich das bei dieſer Partei ganz von ſelbſt, und iſt nur eine nothwendige und richtige Conſequenz ihrer ganzen Stellung. So lange man ihnen daher dieſe ſelbſt zugeſteht, wird man ihnen auch ihre Abneigung gegen die politiſche Poeſie, ſowie die Mittel, welche ſie ergreifen, dieſe Abneigung an den Tag zu legen, das heißt alſo ihre Verbote, ihre Confiscationen und Einkerkerungen gleichfalls zugeſtehen müſſen.

Neben dieſer Richtung her läuft eine zweite, die zwar auch von politiſcher Poeſie nichts wiſſen will: aber nicht, wie jene, aus politiſchen, ſondern lediglich aus poetiſchen Gründen, aus gewiſſen äſthetiſchen Principien, die man ſich einmal gebildet, oder richtiger, die man von der Vergangenheit auf Treu und Glauben als giltig überkommen hat, und die man nun nicht aufgeben zu dürfen meint, ohne zugleich die Grundfeſten der Kunſt zu erſchüttern.

Nach der Meinung dieſer Partei nämlich iſt die Dichtung göttlicher Natur, ihr Reich iſt nicht von dieſer Welt, ſie iſt der Friede, die Harmonie, der ſelig unbefangene Genuß des Schönen: was hätte ſie alſo zu theilen mit den irdiſch vergänglichen, den feindſeligen und häßlichen Erſcheinungen der Tagesgeſchichte? Die Heimath der Poeſie, ſagen ſie, iſt ausſchließlich das Ideal, mit deſſen goldenem Abglanz ſie unſre geplagten, von der

Welt ermüdeten und zerſtückelten Herzen erleichtert und erquickt; ihr ſchlimmſter und unverſöhnlichſter Feind iſt die Wirklichkeit: aber ſie überwindet ihn, indem ſie ihn ignorirt. Auch die Wirklichkeit des Staates hat daher, folgern ſie, in der Poeſie keinen Raum, ſogar gerade ſie am Wenigſten. Denn was iſt der Staat? ſagen ſie. Lediglich ein Product und eine Angelegenheit des Verſtandes, während die Poeſie allein aus dem Bronnen des Gemüthes quillt und den Verſtand, den kalt berechnenden, verachtet. Im Staat kämpfen Vorurtheile und Syſteme, Leidenſchaften und Parteien, die das Herz verbittern und die ſchöne Unbefangenheit der künſtleriſchen Anſchauung zerſtören. Das aber iſt es ja eben, fahren ſie fort, was der Poet, der Künſtler und überhaupt Jeder, der auch nur für den Genuß der Kunſt empfänglich iſt, vor allen übrigen Menſchen voraus hat, daß er, kraft dieſer geiſtigen Vornehmheit, erhaben iſt über die Conflicte der Wirklichkeit, und daß die unſaubere Woge der Parteiung nicht heraufſchwillt bis zu ihm.

Denn das iſt ſein göttlicher Vorzug, der Freibrief gleichſam, das Privilegium, das die Himmliſchen ihm bei der Geburt in die Wiege legten: der Poet ſteht über den Parteien, ja es kann ihm ganz gleichgiltig ſein, wie die Welt dort außen läuft, und ob er unter einem Trajan lebt oder einem Nero: das, was ſein wirkliches Eigen-

thum iſt, das ewig blühende Paradies der Kunſt, die goldene Welt der Phantaſie, den Zauberſtab des Talentes, kann ihm ja doch Niemand rauben noch verkümmern.

Ein Poet mithin (ſchließen ſie weiter), der ſich abhängig bekennt von den öffentlichen Zuſtänden ſeiner Zeit, dadurch daß er die Politik der Gegenwart in ſeine Gedichte hineinzieht, iſt eben darum kein wirklicher Poet; jedes ſogenannte politiſche Gedicht, das geſchrieben wird, iſt zugleich unmittelbar ſchon durch ſeine bloße Exiſtenz ein Armuthzeugniß, das der Poet ſelbſt ſeinem eigenen Talent ausſtellt. Indem nämlich der Dichter ſich nicht mit der reinen poetiſchen Wirkung an ſich begnügt, indem er vielmehr auch die politiſchen Leidenſchaften ſeiner Umgebung, die einſeitige Neigung und Abneigung ſeiner Zeit ins Spiel zu ziehen ſucht, ſo giebt er eben dadurch zu erkennen, daß er weder in ſein Talent, noch in die abſolute Wirkung der Kunſt überhaupt Vertrauen ſetzt; er iſt alſo, ſei es nun um des Effectes oder um der perſönlichen politiſchen Anſicht willen, ein Hochverräther an der reinen und keuſchen Sache der Poeſie.

Oder was braucht er auf das Aechzen und Schrillen der politiſchen Wetterfahne zu horchen, ſo lange ihm noch aus Wald und Buſch und Flur, aus Meer und Luft, Erd' und Himmel die Sprache der Muſe volltönend

entgegenrauſcht? Was braucht er ſich auf die Warte der Zeit zu ſtellen und auszuſchauen nach den Conſtellationen des politiſchen Horizontes, ſo lange ihm noch die Wiederkehr des Frühlings mit ſeinen Roſen und Nachtigallen ſicher iſt und ſo lange ihn noch der Abendſtern in die Arme ſeines Mädchen winkt? —

So etwa würde dieſe Partei ſich äußern. Sie würde (nämlich falls man ſie fragen wollte) höchſt vermuthlich gegen eine politiſche Betheiligung des Volkes und das, was man liberale Geſinnung nennt, an ſich nichts einzuwenden haben, ſie würde ſogar den liberalen Beſtrebungen der Zeit wahrſcheinlich in Einer Rückſicht alles Gedeihen wünſchen: darum nämlich, weil Freiheit allerdings viel äſthetiſcher klingt als Sclaverei, und weil das Auftreten eines freien und ſelbſtändigen Volkes immer von einem gewiſſen poetiſchen Duft begleitet iſt. Im Uebrigen aber, und wenn ſie auch es ſelber wollten, können in der That dieſe äſthetiſchen, zartbeſaiteten Seelchen die politiſche Kriſis unſrer Gegenwart gar nicht anders als mit Kopfſchütteln betrachten; Entſagung genug, daß ſie ſie nicht als eine unſittliche verdammen: ſo müſſen ſie ſie wenigſtens doch als eine unſchöne, unkünſtleriſche bedauern.

Denn (fragen ſie) bei dieſem ſtürmiſchen Umſichgreifen des politiſchen Intereſſe, bei dieſer Parteiwuth, in

Digitized by Google

welcher die Gemüther entbrennen, was ſoll da aus der Dichtung werden? Müſſen in der heißen Aſche dieſes Vulkans ihre zarten Wurzeln nicht vertrocknen? Wo man das politiſche Evangelium von den Dächern predigt, wird da nicht der Dichter überſchrieen werden? und wird das Volk am Ende nicht lieber zu Zeitungen und Kammerdebatten greifen, wo es von ſeinen Steuern und Abgaben, ſeinen Amtleuten und Schulzen lieſt, als zu den Werken unſrer Dichter, in denen doch ſo viel Erbauliches und Erfreuliches zu finden iſt? —

Und ſomit, wenn man dieſer Partei nun das Wort: politiſche Poeſie ſelbſt ausſpricht, ſo werden ſie das, auf ſo viel Gründe und Erwägungen geſtützt, geradezu für hölzernes Eiſen erklären und alle weiteren Debatten mit dem beliebten, durch eine bekannte, glänzende Autorität getragenen Refrain abſchneiden:

„Pfui, ein politiſch Lied! ein garſtig Lied!“—

Und da ſind ſie denn alſo auf demſelben Punkte, auf dem jene Anderen, deren wir zuerſt erwähnten, ſich gleichfalls befinden.

Bei alledem iſt es einleuchtend, daß, trotz des factiſch zuſammenſtimmenden Reſultates, doch im Grunde nichts abweichender und entgegengeſetzter ſein kann, als dieſe beiden Richtungen. Die Einen ſtehen feſten Fußes in der Politik, die Andern ſchweben in der Aeſthetik;

Digitized by Google

die Einen läugnen die politiſche, die Andern die poetiſche Berechtigung der politiſchen Poeſie. Für die Einen iſt die Politik, das Intereſſe und die Theilnahme an den öffentlichen Zuſtänden der Gegenwart (und da ſie das Ding ja in Händen haben, ſo müſſen ſie ſich wohl auf ſeinen Werth verſtehen) ein zu wichtiger, zu werthvoller Gegenſtand, als daß an ihn, den überhaupt unnahbaren, die Poeſie ſich wagen dürfte: und umgekehrt iſt es in den Augen der Andern eine Entweihung der Dichtkunſt, ſich mit einem ſo proſaiſchen, ſo zweideutigen und unfruchtbaren Gegenſtande zu befaſſen, wie, nach ihrer Meinung, die Politik und die Angelegenheiten des Vaterlandes ſind. Sie fürchten alſo von der politiſchen Poeſie, die Einen für die Politik, die Andern für die Poeſie; den Einen iſt gewiſſermaßen die Poeſie zu ſchlecht, und den Andern die Politik nicht gut genug.

Ebenſo verſchieden, wie in der Grundlage ihrer Anſicht, ſind nun dieſe beiden Parteien auch in ihrer Zahl und in der Art ihrer Wirkſamkeit.

Diejenigen, die das politiſche Gedicht verwerfen, wie ſie alle politiſche Theilnahme und Stimmung der Nation verwerfen, und die wir im Gegenſatz zu den Aeſthetikern hier einmal kurzweg die Politiker nennen wollen, ſind an Zahl bei Weitem die Geringſten. Das liegt in der Natur unſrer öffentlichen Verhältniſſe; es kann nicht an=

ders, ſogar nach dem Willen dieſer Partei ſelbſt, ſoll es nicht anders ſein. Politiſcher Freund oder Gegner irgend eines Dinges kann nur derjenige ſein, der überhaupt von der Politik, vom Staat, von den öffentlichen Zuſtänden ſeines Landes wirklich etwas weiß und hat, der, mit Einem Worte, ſich politiſch fühlt und politiſch mächtig und berechtigt iſt. Deren Zahl aber iſt bekanntlich in Deutſchland außerordentlich gering. Wäre ſie das nicht, ſo ſtänden die Dinge eben anders, als ſie ſtehen: und damit ſie niemals anders zu ſtehen kommen, ſo darf die Maſſe auch gar nicht einmal merken, wie gering an Zahl diejenigen ſind, die ihr das Gebiß in den Mund gelegt haben und ſie von dem Mitgenuß der politiſchen Rechte ausgeſchloſſen halten.

In dieſer Rückſicht ſind unſre Politiker alſo in einer gewiſſen genirten Stellung, die ihnen nicht erlaubt, offen aufzutreten; auch die wahren Gründe der Abneigung, mit welcher ſie das politiſche Gedicht verfolgen, dürfen ſie der Klugheit wegen nicht überall aufdecken. Noch ſchwieriger wird dieſe Stellung dadurch, daß die einzigen Waffen, welche dieſer Partei zu Gebote ſtehen, etwas bedenklich und jedenfalls von der Art ſind, daß, ſollen ſie nicht völlig wirkungslos werden, ſie dieſelben nicht zu oft anwenden dürfen. Sie haben nämlich keine andere Waffe, als die ſchon oben genannten: Polizeimaß-

Digitized by Google

regeln, Cenſurverbote, Confiscationen und Abſetzungen, mit denen ſie die wenigen vereinzelten Zugvögel politiſcher Dichtung, die, gegen den Willen der Macht, und überdies gegen dies Gutachten der Aeſthetik, ſich unter unſern ungaſtlichen Himmelsſtrich verirren, umgarnen und verfolgen.

Es iſt wahr, dieſe polizeiliche Wirkſamkeit hat in ihrer erſten gewaltſamen Erſcheinung etwas Anſehnliches und Energiſches, ſie blendet und tritt geräuſchvoll auf; beinahe könnte man ſich vor ihr fürchten. Aber näher betrachtet, iſt ſie doch nur ein kalter Schlag, der niemals trifft, geſchweige denn daß er zündete. Sogar es iſt der Nachtheil damit verbunden, daß dieſer rollende Donner, welcher ihn begleitet, das Publikum in der Regel erſt darauf aufmerkſam macht, daß hier wiederum etwas Polizeiwidriges vorgegangen; umgekehrt wie der Vogel Strauß, welcher ſein Haupt verbirgt, um die Gefahr nicht zu ſehen, locken dieſe dadurch, daß ſie ihr Haupt (trivial geſprochen, würde man ſagen: ihre Naſe) ohne Noth in Alles und Jedes ſtecken, die Gefahr ſelbſt erſt herbei.

Und ſomit würden dieſe polizeilichen Maßregeln ihr Ziel noch häufiger verfehlen, alle Beſchränkungen, alle Verbote und Unterdrückungen würden noch wirkungsloſer ſein, als ſie ſind, ſie würden noch weniger, als ſie thun, die volle und glückliche Blüthe unſrer politiſchen Poeſie

Digitized by Google

verzögern (vorausgeſetzt, daß erſtlich der Stamm der deutſchen Bildung überhaupt ſo geſund und von ſolchem Samen iſt, daß wir auch dieſe Blüthe von ihm erwarten dürfen, und zweitens daß dieſe Blüthe ſelbſt überhaupt etwas Wünſchenswerthes iſt: was beides hier fürs Erſte dahingeſtellt bleiben mag): wenn nicht den Politikern die Partei der Aeſthetiker, der beſorgten Polizei der ekle Geſchmack, der an ſich ſelbſt verzweifelnden Cenſur die vornehme Abſtraction unſrer Gebildeten entgegenkäme.

Dieſe Partei bildet, jenen Andern gegenüber, eine ungeheure Mehrzahl. Sie beſteht nicht bloß aus denjenigen, die ſich wirklich und mit Bewußtſein in den Genuß der Kunſt vertiefen und bei denen man, ihrer Bildung nach, ein lebendiges Intereſſe und eine gemüthliche Befriedigung an der Poeſie vorausſetzen möchte: ſondern auch das Gros der Nation, die unermeßliche Menge derer, die ſich um dieſe Dinge eigentlich gar nicht kümmern, die gewohnt ſind, Andere für ſich urtheilen und wählen zu laſſen und die die abgetragenen Fetzen der Ariſtokratie begierig als neueſte Mode aufraffen, hat ſich ihr angeſchloſſen: wie man denn leider von dem deutſchen Volk im Ganzen behaupten darf, daß die Sphäre der Literatur die einzige, in der es zu einem gemeinſamen Bewußtſein und zu einem gewiſſen Anflug von jenen Tugenden gediehen iſt, die andere Nationen auf der Bühne der Geſchichte,

Digitized by Google

durch Thaten zu beweiſen pflegen: zu Einigkeit, Ehrgefühl und geſchloßner Kraft.

Auch dies liegt in der Natur unſrer Verhältniſſe. In den Himmel rettet ſich, wem die Erde verſchloſſen iſt: und ſo haben auch wir, aus der Unfreiheit unſers wirklichen, bürgerlichen Daſeins, uns in den Aether der Speculation, in die Aeſthetik, die Literatur, die Kunſt hinübergeflüchtet.

Und nicht bloß Einzelne, wie es z. B. in Griechenland und Rom geſchah, als die Freiheit der alten Welt und die Blüthe ihres politiſchen Daſeins welkte, haben dieſen Weg eingeſchlagen: ſondern, bei der allgemeinen Verbreitung der Bildungsmittel und bei den literariſchen Beſtandtheilen, mit denen die Atmoſphäre der modernen Welt, gleichſam wie mit einem Anſteckungsſtoffe, geſchwängert iſt und die Einem anfliegen beinahe wider Willen, hat auch die Nation ſelbſt ſich auf ihn führen laſſen. Und auch nicht blos geflüchtet haben wir uns in jene Aetherräume, ſondern feſt und behaglich darin angeſiedelt; wir haben ſogar vergeſſen, daß es urſprünglich eine Flucht geweſen iſt, wir betrachten den halben Zuſtand als den ganzen und eigentlichen, ja wir haben gelernt, die Politik und die Oeffentlichkeit unſers hiſtoriſchen Daſeins nicht bloß ohne Herzweh zu entbehren, ſondern ſie ſogar als einen unbequemen Feind und Ruheſtörer, als einen

fremden Tropfen im Blute unſers Volkes, zu verabſcheuen und zu fliehen.

Unſre Weiſen und Schriftgelehrten aber, die ſo ſehr geſchickt ſind im Beweiſen, haben uns alsbald bewieſen und dargethan, daß dies Verhältniß das richtige und dasjenige ſei, in welchem die deutſche Nation, von wegen göttlicher Beſtimmung, ſich wohl zu fühlen habe, und daß nur Thoren, die, ſo zu ſagen, nichts von der Naturgeſchichte des deutſchen Volkes verſtehen, dies anders haben wollen. Eines, ſagt man, ſchickt ſich nicht für Alle; wie einige Menſchen durch Talent und Schickſal zu Dieſem, Andere zu Jenem beſtimmt ſind, ſo auch die Nationen. Das deutſche Volk iſt kein Volk der That; dieſen Ruhm müſſen wir Andern überlaſſen, Engländern und Franzoſen und vor allen den Ruſſen. Wir ſind die weiſe Frau der Weltgeſchichte, die großen Ideologen, die den Nationen Unterricht geben in der Philoſophie und der Poeſie und der Kunſt und kurzum, in allen Dingen, zu deren Ausführung man nicht vom Stuhl aufzuſtehen braucht; wir erobern auch die Welt, aber nicht mit Schwertern, ſondern mit Lehrſätzen und Gedichten. —

So hat man uns mit unſerem literariſchen Ruhm über die politiſche Atimie und Impotenz getröſtet, in der wir uns befinden. Wie gut oder ſchlecht dieſer Troſt begründet iſt, wollen wir hier nicht unterſuchen; die Na-

tion ſelbſt muß ihn gut und wahr befunden haben, denn ſie hat ihn gelten laſſen — oder wenigſtens ſie macht noch immer keine Miene ihn zu widerlegen. Widerlegt aber kann er nicht werden, weder durch politiſche Lieder, noch durch liberale Adreſſen, noch durch irgend ſonſtige modiſche Demonſtrationen: ſondern was allein das Manifeſt der Völker, die Sprache der Geſchichte iſt: durch Thaten.

Dadurch iſt es denn geſchehen, daß unſere Geſchichte nun ſchon ſeit geraumer Zeit der baare Gegenſatz aller Geſchichte iſt, nämlich der Stillſtand an der Stelle der Entwicklung, ſogar der Rückſchritt an der Stelle des Fortſchrittes. Es iſt dadurch geſchehen, daß alle unſre Gelehrſamkeit und Weisheit, all unſre Kunſt und Poeſie und die vielgerühmte Bildung unſers Volkes uns doch um kein Haar breit weiter gebracht haben in unſrer praktiſchen, politiſchen Stellung: ſondern daß umgekehrt politiſche Ereigniſſe, die unſre Nachbarn groß, ſtark und frei gemacht haben, bei uns nur wie literariſche Phänomene discutirt worden und für uns am Bedeutendſten in dem geblieben ſind, was ſie auf unſre Literatur gewirkt haben. Der Sturm, der anderwärts die Geburt einer neuen Zeit, eines neuen Staates, einer neuen Grundlage der Geſellſchaft verkündete, iſt bei uns nur wie ein Säuſeln im Rohr, leis athmend, durch die

Schreibfedern einiger übermüthiger Schriftſteller gegangen — und alle Befreiung des Geiſtes, die wir uns auf dem Felde der Theorie errungen haben, hat uns bis jetzt noch zu keiner praktiſchen Befreiung, ja nicht einmal zu einer lebendigen Ahnung und einem tief und allgemein empfundenen Bedürfniß der Freiheit verhelfen wollen.

Hieraus ferner erklärt ſich, warum die deutſche Poeſie ſelbſt, obſchon alle Kraft der Nation beinahe ausſchließlich ihr zufließt und wiewohl ſie der rechte Ehrenpreis unſers Volkes iſt, dennoch zu welken droht, nachdem ſie, in einem kurzen und glücklichen Frühling, kaum erſt zur Knospe angeſetzt hat. Auch alle Verirrungen und Exceſſe unſrer Literatur, die ganze Sippe der Romantik, die Ironiſchen, die Mittelalterlichen, die Karfunkelpoeten, die Wald- und Wieſendichter, die Verfertiger allerliebſter rührender Familiengemälde, bis hinunter zu den Frivolen und Blaſirten, finden hierin ihre Erklärung und ihre hiſtoriſche Berechtigung. Es erklärt ſich endlich hieraus, warum es jetzt dahin mit uns gekommen iſt, daß wir ſtolz darauf ſind, Poeten zu haben, die nach allen Anzeichen ſelbſt nicht mehr wiſſen, ob ſie Chineſen und Brahmanen oder Deutſche ſind, und daß wir, mit abſtracter Beſeitigung des Inhaltes, die verzwickteſte Form für die ächteſte Kunſt, die maſſenhafteſte und abenteuerlichſte Fruchtbarkeit für das glücklichſte Genie

Digitized by Google

ausrufen; ja daß in unſerer Literatur Alles zu finden iſt und Alles zu ſehen, von den Palmen am Ganges bis zur Laus im Felle des Löwen: nur deutſche Zuſtände und deutſches Leben ſuchſt du in ihr umſonſt.

Dieſe Reſultate nun, die unſern Politikern ganz außerordentlich angenehm ſein müſſen, weil ſie ihnen den gegenwärtigen Beſitzſtand noch auf eine lange Reihe von Jahren und, wenn man dem Anſchein trauen dürfte, ſogar auf ewig ſichern, verdanken ſie hauptſächlich den Aeſthetikern. Von dieſen iſt das Dogma von der politiſchen Unbeflecktheit, der olympiſchen Selbſtgenügſamkeit der Dichtung unter das Volk verbreitet worden; bei ihnen haben wir den Urſprung jenes ſchönen Quietismus zu ſuchen, in dem der größte Theil unſrer Nation ſich ſo behaglich fühlt.

Auch daß das politiſche Gedicht bei uns, ſo oft es auch verſucht ward und ſo manche verwegene Hand in die verpönten Saiten zu greifen wagte, ſo groß, ſo ausſchließend ſogar, alle anderen Stimmen übertäubend, noch vor ganz Kurzem das Geräuſch war, welches die (wir laſſen wiederum fürs Erſte unentſchieden, ob ächte, ob nur vermeintliche, nur anfängliche) politiſche Poeſie bei uns verbreitete, ſo doch immer ohne rechten Erfolg geblieben, ja daß es, nach ſo gewaltſamem Auftreten, in dieſem Augenblicke ſchon wieder ſo gut wie verſtummt iſt: — auch

Digitized by Google

dies haben die Politiker viel weniger ſich ſelbſt und ihren eigenen Maßregeln, als den Aeſthetikern zu verdanken. Die Politiker, mit ihren Polizeigeſetzen und Verboten, können blos gewittern: und ein Gewitter hält die junge Pflanze ſchon aus. Aber die Gleichgiltigkeit der Aeſthetiker und der von ihnen abhängigen Gebildeten, der äſthetiſche Trotz, der den Geier nach der Freiheit fragt, wenn er nur Poeſie hat, die vornehme Geringſchätzung des politiſchen Gedichts als eines Wechſelbalgs, eines unehrlich geborenen Kindes, bei deſſen Anblick züchtigen Leuten unwohl wird, das Zanken und Streiten der Kritiker, die verdroſſene, halbe Anerkennung von Seiten der ſogenannten „ſchönen," der „producirenden" Literatur, der hier allerdings eine ſehr unangenehme Concurrenz zu erwachſen drohte — dies, und dies allein, iſt der heimtückiſche Nachtfroſt, der die jungen Keime unſrer politiſchen Poeſie zu erſticken droht oder doch ſie aufhält in ihrer weiteren Entwicklung. Setzen wir einen Augenblick das Gegentheil, nehmen wir an, die Leſewelt hätte dieſe Dichtungen mit ebenſo viel wirklicher wie ſcheinbarer Begeiſterung, ebenſo viel Ausdauer wie Neugier, ebenſo viel Thatkraft wie bloß literariſchem Intereſſe aufgenommen: wie weit dann würden die Maßregeln der Politiker gereicht haben? Schon jetzt ſind ſie nicht im Stande, auch nur die Hand der Neugier von dem verbotenen Buche abzuhalten: wie

dann, wenn die Begeiſterung, der Glaube, das flammende Herz darnach gegriffen hätten?

Wahrlich, die Aeſthetiker haben den Politikern, ja ſie haben uns Allen einen großen Dienſt geleiſtet und offenbar die Ruhe des Vaterlandes gerettet. Denn ſchon jetzt, wo dergleichen anrüchige Bücher kaum von Einem unter Tauſend geleſen werden, wo es immer nur noch die Gebildeten ſind, die danach greifen, niemals das eigentliche Volk ſelbſt, die Nation im Ganzen, wo, mit Einem Worte, allen ſchönen Tiraden zum Trotz, ein Lied doch immer nur ein Lied bleibt — wenn die Politiker ſich ſchon jetzt nicht anders helfen können, als mit Proceſſen und Abſetzungen, hätten ſie im andern Fall die Dichter nicht nothwendig hängen und köpfen müſſen?!

Und ſo ſei es denn wiederholt ausgeſprochen, daß die politiſchen Gegner unſrer politiſchen Poeſie, oder, um es allgemeiner, aber nicht ungenauer zu bezeichen: die principiellen Gegner der politiſchen Bildung und Betheiligung des Volkes überhaupt, ihre wahre Macht erſt durch die äſthetiſchen Verächter derſelben erlangen. Die Aeſthetiker, aus jener poetiſchen Scheu vor dem Namen der Unfreiheit, deren wir bereits gedachten, werden vor dieſem Ausſpruch vielleicht erſchrecken und ſeine Wahrheit beſtreiten. Und allerdings, wie wir ſchon oben zugegeben haben, liegt dies Reſultat, als ein gewolltes und

bewußtes, nicht in der Grundanſicht der Aeſthetiker; nicht gemeinſame Principien, ſondern nur der Lauf der Dinge hat die beiden Parteien zuſammengeführt. Allein wie dies auch ſei, die Thatſache ſteht feſt und liegt Jedermann, der Luſt zu ſehen hat, vor Augen: die Einen wollten keine politiſche Poeſie, die Andern keine politiſche Poeſie; das griff denn vortrefflich in einander — und dem politiſchen Gedicht iſt das Leben, jetzt und zukünftig, abgeſprochen.

Hiebei nun zeigt ſich eine wunderliche Epiſode. Die Aeſthetiker, wiewohl ſie nichts unter ſich haben, als die Wolken ihres Syſtems, ſind doch conſequenter und ſtehen feſter, als die Politiker, die den ſichern Boden der Wirklichkeit beherrſchen; das äſthetiſche Gewiſſen iſt zarter, als das politiſche.

Nämlich die Politiker, als Leute von Welt, die ſehr wohl wiſſen, daß man ohne Bedenken Alles, woher es auch komme, annehmen und nützen ſoll, was Einem nützlich iſt, und daß man auch ſeinen bitterſten Feind wenigſtens ſo lange und ſo weit ſoll gelten laſſen, als man Vortheil von ihm ziehen kann, haben auch die politiſche Poeſie nicht für zu ſchlecht erachtet, ſie da, wo ſie ihren Zwecken günſtig war, exiſtiren und laut werden zu laſſen. Ja ſie haben ſie ſogar veranlaßt, aufgemuntert und

belohnt, und ihr einen Platz in dem officiellen Kanon der Loyalität und des Patriotismus eingeräumt.

Oder wem könnte es entgehen, daß die ſogenannten patriotiſchen Lieder, die Nationalhymnen und Volksgeſänge, mit denen wir bei feſtlichen Veranlaſſungen unſre gute Geſinnung an den Tag zu legen pflegen, eigentlich und in Wahrheit dem arg verfehmten Gebiet der politiſchen Dichtung angehören? Damit ſoll der loyale Inhalt dieſer Lieder auf keine Weiſe verdächtigt werden. Im Gegentheil, die Ausdauer, mit welcher dieſer officielle und erlaubte Patriotismus in ſeinen poetiſchen Offenbarungen immer nur eine, und zwar eine beſtimmte und höchſt beſchränkte Seite der politiſchen Exiſtenz hervorkehrt, die Virtuoſität, mit der er den Dingen, das heißt dem Staat, ausſchließlich die Perſonen unterſchiebt, die denſelben bei uns bilden und vertreten, ſowie die Unſchädlichkeit, zu welcher er die energiſchen Potenzen des politiſchen Gedichtes, die großen Ideen der Freiheit, des Vaterlandes und der Aufopferung für daſſelbe, in abſtracter Allgemeinheit homöopathiſch verdünnt, erſcheinen auch uns bewundernswerth und, mit Rückſicht auf die praktiſche Nutzbarkeit dieſer Lieder, ſogar achtbar. Aber dafür geſtehe man uns auch zu, daß dieſe Poeſieen wirklich politiſche ſind und daß diejenigen, die übrigens keine Theilnahme des Volks am Staat und daher auch keine

Lieder wollen, in denen eine ſolche vorausgeſetzt oder angeregt wird, conſequenter Weiſe auch Lieder, wie: „Heil dir im Siegerkranz", „Ich bin ein Preuße, kennt Ihr meine Farben" ꝛc., vor Allem aber das jetzt officiell gewordene: „Was iſt des Deutſchen Vaterland?" und Aehnliches, nicht zulaſſen müßten.

Von dieſer Inconſequenz haben die Aeſthetiker ſich frei erhalten; ſie haben auch in jenen erlaubten und begünſtigten Liedern das politiſche Moment ſehr wohl erkannt und deshalb, ihrem Princip gemäß, gegen die officielle Belobung, Auszeichnung und Verbreitung dieſer Lieder ihre äſthetiſche Geringſchätzung in die Schale geworfen. Mit welchem Erfolg ſie dies gethan, das iſt uns Allen noch in lebhafteſtem Andenken aus dem tragikomiſchen Schickſal jenes Liedes, das vor einigen Jahren plötzlich, wie ein Pilz über Nacht, zur deutſchen Nationalhymne, zur Marſeillaiſe der Deutſchen und Gott weiß, zu was noch, emporgeſchoſſen ſein ſollte. Wir meinen jenes Lied, das ein an ſich wahres und ehrenwerthes Pathos ganz ſo einſeitig und in ganz ſo beſchränkter, negativer Haltung ausſprach, wie es thun mußte, um loyal zu bleiben und officiell (oder auch officinell) zu werden. Unſern Politikern kam dies Lied ungemein gelegen; ſie thaten das Ihre, es unter das Volk zu bringen und durch eine Freigebigkeit und Gnade ge-

Digitized by Google

gen den Verfaſſer, wie wir ſie in Deutſchland völlig ungewohnt ſind und wie die ausgezeichnetſten und urſprünglichſten Genien unſrer Literatur ſie niemals, auch nicht zum hundertſten Theil, erfahren haben, den Unterſchied zwiſchen politiſcher und unpolitiſcher Poeſie ſowohl dem Volk, als den Poeten ſelbſt fühlbar zu machen. Und einige Zeit gelang dies; aber nur ſo lange, bis man ſich von ſeinem Erſtaunen erholt hatte: worauf denn das äſthetiſche Bewußtſein ſogleich und mit ſolcher Energie in ſeine Rechte wieder eingetreten iſt, daß man von dieſem Liede, dieſer (wie man träumte) Nationalhymne der Deutſchen, ſchon heut, nach wenigen Jahren, am Liebſten gar nicht mehr ſpricht — und daß von all jenen hundert und aber hundert Compoſitionen, mit denen unſre Muſiker zum deutſchen Rouget de Lisle zu werden hofften, heut auch kein Leierkaſten mehr nur eine einzige Weiſe klimpert.

Aber ſiehe da, die Geſchichte dieſes Liedes iſt noch nicht zu Ende. Es war eine Parodie, ſcheint es, jener kadmeiſchen Saat, aus welcher bewaffnete Männer und Schlacht und Untergang erwuchs. Hier hatte man nicht Drachenzähne, ein Wieſenblümchen hatte man geſät: und nun wuchſen Dornen daraus empor! —

Das Unerwartete, das ſo oft Unmöglich Erklärte trat ein. Wie mitunter in den Gletſchergegenden der

friedliche Ton der Schalmei ein Körnchen Schnee bewegt, das niederſtürzend, zur Lawine geballt, ein ganzes Thal begräbt, ſo gab das loyale Becker'ſche Rheinlied das Signal zu einer politiſch-poetiſchen Literatur, die nicht mehr, wie bisher, in einzelnen verlorenen Vorpoſten, ſondern in geſchloſſener Reihe, mit dem Bewußtſein und dem Anſpruch einer ſelbſtändigen Literatur, auftrat; die nicht mehr, wie ſonſt, ſich bei unſerm Volk ein halbes Gehör mühſam erbettelte, ſondern die die Herzen mit zwingender Gewalt erobern wollte und feſthalten; die nicht mehr ſich geehrt und zufrieden fühlte, wenn man ſie nur verſtohlener Weiſe duldete, ſondern die ſichtlich in Zweifel war, ob ſie ſelbſt noch etwas Anderes neben ſich dulden ſollte.

Dieſe Unduldſamkeit, dieſes (um es gleich mit dem härteſten Ausdruck zu benennen) burſchikoſe ſich Ueberheben, in welchem ſie ſich eine Zeitlang gefiel, hat der jungen politiſchen Poeſie in der Beurtheilung Einiger zu einem ſehr herben, ſehr erbitterten Vorwurf gereicht, hauptſächlich in den Augen derjenigen, welche durch dieſe neue Erſcheinung überhaupt in ihrem bisherigen harmloſen Literaturbetrieb geſtört wurden: Leute, die bis dahin in ihren eigenen Productionen allen Forderungen einer wirklichen, gereinigten Aeſthetik gemächlich Hohn geſprochen, die aber nichts deſto weniger, als die politiſche

Digitized by Google

Lyrik ſporenklirrend daher trat, mit einem Mal ein ſehr zartes, ſehr empfindliches Schönheitsgefühl affectirten und ſich bitter beklagten, daß nun gar die Dichter ſelbſt gegen die Poeſie, die Künſtler gegen die Kunſt ſich empören wollten.

In Wahrheit jedoch, dünkt uns, brauchte man von der politiſchen Poeſie um dieſes etwas renommiſtiſchen, etwas eigenſüchtigen Gebahrens willen, nicht eben ſchlechter zu denken. Oder für Einen, der ſo lange Zeit ausgeſchloſſen und geächtet geweſen, was (fragen wir) iſt natürlicher, was nahe liegender, als daß er, einmal zur Herrſchaft gekommen, ſeinerſeits gleichfalls auszuſchließen und zu ächten ſucht? Es iſt hier wie überall und immer: Unrecht gebiert Unrecht, Sklaverei erzieht Tyrannen. —

So auch die junge politiſche Poeſie. Man hatte ihr ſo lange das Recht und die Möglichkeit der Exiſtenz abgeurtheilt, daß ſie nun, da ſie der Welt ihre Exiſtenz durch die Thatſache dargethan, da ſie, ſo zu ſagen, ſich ad oculos demonſtrirt hatte, auch drauf und dran war, ſich und nur ſich als die einzig berechtigte Exiſtenz darzuſtellen, neben der alle andere Art von Poeſie aufhören und verſchwinden müſſe. Nichts mehr von Zärtlichkeit und Liebe, von Schmerz und Freude, Luſt und Qual! nichts mehr von Nachtigallen und Roſen, von Lenz und Winter, von Scheiden und Wiederſehen! nichts

mehr von all jenen einfachen, natürlichſten Empfindungen der menſchlichen Bruſt, jenen unmittelbaren perſönlichen Leidenſchaften, Zuſtänden, Erlebniſſen, die überall und von jeher, wo irgend die Kunſt in friſcheren Wogen geſchäumt, ihren hauptſächlichſten Inhalt, ihr wahres treibendes Herzblut gebildet hat und zu denen die Poeſie auch jederzeit, mit jedem erweiterten Inhalt, aus jedem erhöhten Bewußtſein, immer wieder wird zurücklenken müſſen! Abſtract, wie vorher ihre Verwerfung, ſollte nun auch ihre Herrſchaft ſein. Hatte die Muſe von Politik vorher nichts gewußt, nicht einmal den Namen, ſo ſollte ſie jetzt nichts Anderes wiſſen als ſie; hatte man vorher gezweifelt, ob es überhaupt politiſche Dichter gebe und geben könne, ſo behaupteten dieſelben jetzt, ſie allein ſeien die wahren Dichter, alles Andere bisher ſei nur Spiel- und Kinderwerk geweſen; erſt mit der Brandfackel der politiſchen Lyrik, erſt mit dieſen leuchtenden patriotiſchen Oden, Hymnen, Liedern ſei der wahre Tag der Dichtung emporgeſtiegen!

Auch fand dieſe Anſicht bei denjenigen, die zunächſt über ihre Giltigkeit zu entſcheiden hatten, bei dem großen Publikum, der leſenden Menge als ſolcher, keinen Widerſpruch, vielmehr ſogar Zuſtimmung und Beſtärkung. Eigenes Denken, ſelbſtändiges Urtheilen iſt weder die Sache des Publikums, noch kann es jemals ſeine Sache

Digitized by Google

ſein; es folgt dem unmittelbaren Eindruck, dem naiven Inſtinkt, der anonymen, bewußtloſen Stimmung, in vielen Fällen auch der Autorität, ſowie den Reminiscenzen früherer Zeiten. Gewöhnt, demjenigen Recht zu geben, der von ſich ſelbſt am Oefteſten ſagt, daß er Recht hat, überdies durch die überredende Macht der Leidenſchaft, durch den Zauber der Jugend, endlich auch durch den Reiz des Verbotenen gewonnen und angelockt, ſchien es in der That nicht übel Luſt zu haben, die Alleinherrſchaft des politiſchen Liedes bis auf Weiteres auch ſeinerſeits zu ſanctioniren; die ihm bis dahin ſo vortrefflich gemundet, bei denen es ſich ſo ausgezeichnet unterhalten hatte, die Waldeinſamkeiten der Romantiker, die Gelbveigelein der Naturdichter, die Klatſchereien und Scandalgeſchichten der modernen Autoren par excellence — es ließ ſie mit Einem Mal unluſtig, überſättigt ſtehen, es wollte nichts mehr wiſſen von der treuen Amme Belletriſtik, die es bis dahin mit Kinderbrei ſo liebreich gefüttert hatte, ja gleich einem Löwen, der einmal Blut gekoſtet, verlangte es Politik und immer Politik.

So, wie geſagt, das große Publikum. Ganz anders dagegen verhielten ſich, von denen wir oben geſprochen haben, die Parteien der Aeſthetiker und der Politiker.

Die Letzteren freilich konnten über das, was dabei für ſie zu thun war, nicht wohl in Zweifel ſein. Die jugendliche Poeſie ging weit über die Grenzen eines bloß

negativen, eines loyalen und erlaubten Patriotismus, wie er ſich in dem Becker'ſchen Liede ausſprach, hinaus. Sie war poſitiv, ganz außerordentlich poſitiv — oder wenigſtens gab ſich Mühe, es zu ſein; ſie ſagte nicht: dies oder das ſollen ſie nicht haben, vielmehr ſie ſagte: das wollen wir haben, ja noch mehr, ſie ſagte ſogar: das haben wir! wir haben das Recht der Theilnahme an den öffentlichen Zuſtänden unſers Vaterlandes, wir haben das Bewußtſein, frei, ein großes, einiges, ſtarkes, ſelbſtbeſtimmtes Volk zu werden, und haben in der Zukunft, in dem endlichen, nothwendigen Siege der Freiheit und der Wahrheit, die unveräußerliche Gewißheit, zu dieſem Ziele zu gelangen! Ja ſo poſitiv war oder ſtellte ſich dieſe neue Literatur, daß mit großer Beſtimmtheit, ſtatt wie ehemals die Lyrik der Befreiungskriege und wie noch jetzt die loyale politiſche Poeſie that, ſich in das Allgemeine und Abſtracte zu verlieren, ſie vielmehr ganz poſitiven Zuſtänden, beſtimmten einzelnen Begebenheiten und Perſonen ſich anheftete.

Unter dieſen Umſtänden geſchah von den Politikern, was von ihnen zu erwarten ſtand: ſie verboten und verfolgten. Wie weit ſie damit gekommen ſind und kommen konnten, das allerdings iſt eine andere Frage. Sie ſelbſt haben wohl niemals wirklich geglaubt, ein Buch dadurch, daß ſie es aus dem Meßkatalog ſtreichen, auch aus der

Literatur zu bringen und eine Richtung der Zeit dadurch zu vernichten, daß ſie ihre Aeußerung hemmen und erſchweren. Denn weder nach Cenſuredicten wird die Literaturgeſchichte geſchrieben, noch entſteht und vergeht eine Idee wie ein bedrucktes Stück Papier. Aber wie dies auch ſei und wie nahe auch ſolche Erwägungen lagen: immerhin haben ſie, aus ihrem Standpunkte, recht gethan, ſich nicht darum zu kümmern, ſondern ſtatt deſſen einfach zu thun, was ſie thun mußten und was ſowohl in ihrem Amte als, wie die Dinge nun einmal ſind, ſogar in ihrem Rechte lag: zu verbieten. Dies Recht abzuläugnen, wem im Ernſte wär' es eingefallen? Es iſt das Recht der Thatſache und des Beſitzes, in dem natürlich Jeder ſich ſo lange halten will, wie er kann; nur eben dies wie lange iſt der Punkt, um den man ſtreitet.

Bei Weitem nicht ſo klar und ſicher in dem, was zu thun ſei, fühlten ſich die Aeſthetiker. Die Gewandtheit der Form, das wirkliche und lebendige Pathos, die unläugbare poetiſche Wirkung, welche die beſten dieſer neuen politiſchen Gedichte (nämlich die von Georg Herwegh, die wir hier überall im Sinne haben) auszeichnet, imponirte ihnen. Sie konnten auf die Dauer gegen dieſe Vorzüge nicht blind ſein. Denn wenn ihr Geſchmack auch einſeitig iſt, ſo ſind ſie doch nicht geſchmacklos; ſie ſehen das Gute wohl, nur daß ſie es

Digitized by Google

nicht immer ſehen mögen. So befand man ſich hier in einer eigenthümlichen Verlegenheit: man konnte dieſe Gedichte an ſich nicht mißbilligen, ſie waren ſchwungvoll, wohltönend, nach allen Regeln der Kunſt gefertigt; es ſtand nichts im Wege, daß man ſie nicht vortrefflich gefunden und aus voller Seele anerkannt hätte — wenn es nur nicht politiſche Lieder waren!

Und nicht bloß die Aeſthetiker, nicht bloß diejenigen, die ſich auf den ſelbſtzufriednen Genuß des Kunſtſchönen beſchränken, auch ein guter Theil unſrer Dichter ſelbſt befand (und befindet ſich zum Theil noch) ſich in einer ähnlichen Verlegenheit. Denn daß wir uns darüber nur nicht täuſchen: mit Bewußtſein, aus freiem Willen und wirklicher Einſicht in die Nothwendigkeit dieſer Entwicklung, ward die politiſche Richtung der Literatur überhaupt nur von ſehr Wenigen eingeſchlagen. Einige gingen mit aus allgemeiner jugendlicher Regſamkeit, Andere vermöge der urſprünglichen Geſundheit ihrer Natur, die an einzelnen Verkehrtheiten unſers politiſchen Daſeins ihr Aergerniß nahm, ohne daß ſie darum irgend einige Einſicht in die Entwicklung der Dinge und ein großartigeres politiſches Intereſſe gehabt hätten, vielleicht ſogar Einige bloß des Spectakels wegen.

So kam es denn, daß, während das große Publikum ſich der neuen Richtung bereitwillig gefangen gab, ja

Digitized by Google

während die Namen der ſogenannten politiſchen Dichter, allen obrigkeitlichen Maßregeln, allen polizeilichen Verboten zum Trotz, in lautem Siegsruf, mit erobernder Schnelle, durch Deutſchland drangen — es kam während deſſen, ſage ich, daß die äſthetiſche Kritik, die literariſche Beurtheilung ſich vielmehr zögernd und kühl verhielt. Immer bereit, dem Publikum Dieſen und Jenen aus ihrer Clique als Thronaſpiranten zu empfehlen und die Häupter, auf welche die Nation den Kranz des Ruhmes ſetzen ſollte, zum Voraus zu bezeichnen, zeigte ſie jetzt, da das Publikum ſich ſeine Könige einmal aus eigner Machtvollkommenheit gewählt hatte, ſich nichts weniger als eilig, dieſelben ihrerſeits anzuerkennen. Vielmehr ſie machte ſaure Mienen, ja ſie hatte ſichtlich nicht übel Luſt, ſich den Polizeileuten anzuſchließen. Die Exiſtenz freilich einer politiſchen Poeſie ließ ſich nicht mehr läugnen: denn ſie exiſtirte eben! Aber noch blieb die Frage, die höchſt bedenkliche, erwägungswerthe, ob ſie auch ein Recht hatte zu exiſtiren, ob ihre Exiſtenz nicht, wie eine polizeiliche, ſo zugleich eine äſthetiſche, eine poetiſche Contravention.

Allerdings fehlte es auch an Vertheidigungen nicht. Namentlich die Dichter ſelbſt (ein charakteriſtiſches Merkmal unſrer Zeit) waren ſehr eifrig, die Gedichte, welche ſie gemacht, ex post mit Gründen der Aeſthetik, der Ge-

Digitized by Google

ſchichte u. ſ. w. zu rechtfertigen — beinahe könnte man ſagen: zu entſchuldigen. Man zweifelte und warf die Frage auf, wie es ſich mit jener Hoheit des Dichters, jener Würde der Kunſt vertrage, von der doch bekanntlich die Aeſthetiker ſelbſt nicht Rühmens genug machen konnten, daß ſie, welche doch (die Aeſthetiker ſagen es!) die Zungen der Gottheit ſelber ſind und vor denen alle Geheimniſſe aufgedeckt liegen, ſich allein um die Politik nichts kümmern ſollen, da ſie doch, ihrer Natur nach, allmächtig und zu allem Höchſten berufen ſind?! Man ſuchte ihnen zu Gemüthe zu führen, ob es ſchön ſei und edel laſſe, daß der Dichter ſich zwar zu kümmern habe um jedes Gräschen im Wald, daß er den Lämmern zuſehen muß, wie ſie ſpringen auf der Weide, daß er herbeilaufen muß und ein Lied klimpern, wo zwei verliebte Menſchen ſich küſſen und wo ſie Hochzeit machen, und wo Einem der Wein zu Kopfe geſtiegen iſt, und immer und überall muß er das Gold ſeiner Stimme leihen: aber um den Staat, dieſes Ding, daß ihn überall umgiebt, das er in ſeinem Brod ißt und ſeinem Wein trinkt (oder, ſagte man, wenn er keinen Wein trinkt, ſo merkt er es eben daran) — um dieſen Staat allein ſoll er ſich nicht kümmern? Nachtigall und Lerche und Maikäfer und Gelbveigelein ſoll er preiſen: aber der Name der Freiheit und des Vaterlandes ſoll ſeinem Liede verwehrt

ſein? Wie? Wo ein Baum Knospen und ein Mädchen ein Kind kriegt, da ſoll er außer ſich gerathen vor Bewunderung und ſingen, ein Langes und ein Breites: und wo der Baum unſrer Geſchichte knospet und keimt, wo die Zeit in Geburtsſchmerz ringt, wo das erhabenſte Schauſpiel ſich entfaltet, das Götter und Menſchen ſehen können: wo ein Volk um ſeine Freiheit ringt, da ſoll der Dichter ſtehn und ſchweigen? Wie?!

Insbeſondere ſuchte man die Aeſthetiker aufmerkſam zu machen, ob am Ende mit dem beliebten und belobten Spruch: der Dichter ſtehe über den Parteien, ſtatt, daß man ihm damit eine Ehre und recht etwas Vornehmes zu erzeigen meine, ihm nicht vielmehr eine Schande und Schmach geſchehe. Es ſei dies, bemerkte man, in der That noch Etwas, was an die weggeworfene Stellung der Hofnarren, ſowie an die Ehr- und Rechtloſigkeit der römiſchen scurrae und mimi erinnere. Freilich wohl, Hofnarren könne man auf dieſe Weiſe ſchon erziehen und zur Noth auch wohl Hofdichter: aber doch keinen Dichter. Und genau beſehen, was es denn heiße: der Dichter ſteht über den Parteien? Heiße es etwas Anderes, als daß der große Kampf zwiſchen Freiheit und Unfreiheit, zwiſchen Leben und Tod für den Dichter keine Intereſſe habe? Und wofür ſolle, ja wofür

könne der Menſch ſich intereſſiren, wenn für die Freiheit nicht?

Allein wie es zu geſchehen pflegt, daß die reichſten Leute die geizigſten ſind — ich meine, daß diejenigen, welche das meiſte Gemüth haben oder zu haben vorgeben, dennoch, wo es Noth thut, das wenigſte zeigen, ſo auch hier. Auch in den zartbeſaiteten Herzen dieſer Leute, in denen jeder Seufzer einer alten Frau und jedes Flügelſummen einer Mücke wiederklingt, fand der Name der Freiheit und des Vaterlandes keinen Wiederhall; ihr Herz, bloß auf Blumen und Bäume, auf Sterne und Küſſe gerichtet, blieb unempfindlich für die Sprache jener Dichter.

Man rief alſo ferner die Macht des Beiſpiels zu Hilfe. Man erinnerte an die glänzende Literatur der Griechen und der Römer, die weſentlich auf politiſcher Grundlage beruhe, ſogar die im tiefſten Grunde gar keinen anderen Inhalt habe und kenne, als das politiſche Intereſſe. Man berief ſich auf die üppige Blüthe der attiſchen Komödie, die durch und durch politiſch geweſen, und die der Staat ſelbſt, derſelbe Staat, gegen den ſie mit Lachen ihre Geißel ſchwang, gewiſſermaßen begründet und längere Zeit hindurch ſelbſt auf öffentliche Koſten erhalten habe, ſowie auf den unvergleichlichen Namen des Ariſtophanes. Man erinnerte ferner an Dante, der doch ſonſt bei unſern Romantikern eines ſo unbe-

Digitized by Google

zweifelten und unbedingten Anſehns genieße und der, wie er perſönlich und praktiſch an den politiſchen Begebenheiten ſeiner Zeit den lebhafteſten Antheil genommen, ſo auch ſeine große göttliche Komödie mit den Fäden des politiſchen Intereſſes, das ſich bei ihm ſogar bis zur entſchiedenſten Parteinahme ſteigert, überall durchſponnen habe. Ebenſo wurde auch Shakespeare erwähnt, der mit beſonderer Vorliebe politiſche Stoffe behandele und in deſſen Stücken ſeine ſchärfer eindringende Kritik noch außerordentlich viel Anſpielungen auf die Geſchichte ſeiner Zeit und ihre politiſchen Verhältniſſe aufdecken werde, ja deſſen Erſcheinen überhaupt ohne die gleichzeitige politiſche Blüthe Englands gar nicht möglich geweſen ſei. Man führte endlich das neueſte Beiſpiel unſrer Nachbarn an, der Engländer ſowohl als der Franzoſen, in deren Literatur hauptſächlich nur dasjenige eine nachhaltige und eingreifende Wirkung, ſowie die Liebe und den Beifall der Nation erlange, was der lebendige Herzſchlag des politiſchen Intereſſes durchzuckt.

Allein auch hier war die Antwort bei der Hand. Es gehört ſchon die Brutalität eines Falſtaff dazu, um mit einem verwegenen: Gründe! Gründe! und wenn Gründe ſo billig wären wie Brombeeren ꝛc., dem Angriff eines Gegners auszuweichen; die Mehrzahl der Menſchen, wo man ſie mit Gründen angreift, wird auch

Digitized by Google

immer Gegengründe finden, und ſollten es auch falſche ſein, ja ſollten ſie ſelbſt auch wiſſen, daß es falſche ſind. — So ſtellten auch ſogleich die Aeſthetiker dieſem Wall von Gründen und Citaten einen anderen von Gegengründen und Gegenbeweiſen entgegen. Die Alten ſeien eben die Alten geweſen und von ganz anderem Stoff als wir; wenn ſie aber, trotz ihrer gigantiſchen Natur, zuletzt doch auch zu Grunde gegangen, ſo ſei dies eben in Folge ihrer politiſchen Einrichtungen geſchehen. Ariſtophanes ferner ſei ein frecher, unanſtändiger Menſch geweſen, und was die antike Komödie im Ganzen angehe, ſo ſei ja längſt erwieſen, daß dieſelbe am Untergange der atheniſchen Herrlichkeit nichts weniger als unbetheiligt geweſen. Dante's Geſchichtsallegorieen aber deuteten ſie in religiös myſtiſchem Sinne, während ſie bei Shakespeare's politiſchen Stücken uns von der Einrichtung der altengliſchen Bühne erzählten, und wie viel beſſer es mit unſerm Theater ſtände, wenn wir keine Decorationen hätten. Endlich die Engländer, erwiederten ſie, ſeien ebenſo zur politiſchen Exiſtenz und zur Weltherrſchaft berufen, wie wir zum ſpeculativen Daſein. Und was zuletzt noch die Franzoſen anbetreffe, ſo ſei das, ſchloſſen ſie, ein ganz verruchtes Volk, mit dem kein ehrlicher Deutſcher etwas gemein haben möge.

Denn es iſt die Natur der meiſten Menſchen, daß ſie die Theorie verachten, daß ihr Gefühl immer nur ſich

ſelbſt, nie Andere verſteht, und daß ſie aus Beiſpielen nichts lernen. Erſt wenn das zerſchmetternde Gewicht der Thatſache auf ihr Haupt fällt, dann erſt fangen ſie an einzuſehen und zu glauben. Aber in der Regel iſt es dann zu ſpät.

Freilich, ſtatt ſich in unnütze Gefühlsergießungen zu verlieren und eine unnöthige hiſtoriſche Gelehrſamkeit auszupacken, ſo hätte man, vorausgeſetzt, daß es ernſtlich um eine Einigung der Anſichten zu thun geweſen, dieſen Zweck (dünkt uns) weit ſicherer und ſchneller erreicht, wenn man ſich beiderſeits einfach auf die Natur der Sache ſelbſt, auf das Weſen der Kunſt überhaupt, mit Einem Worte: ſtatt nach Sentiments und Beiſpielen zu haſchen, einfach auf die philoſophiſche Grundfrage im Allgemeinen eingelaſſen hätte.

Denn zuerſt ſteht doch wohl feſt und wird ſchwerlich irgend Jemand läugnen wollen, daß die Aufgabe der Kunſt im Allgemeinen, mithin auch die Aufgabe der Dichtkunſt, die Darſtellung des Schönen iſt: und zwar nicht bloß des Schönen überhaupt und abſtracter Weiſe, ſondern die concrete (plaſtiſche) Darſtellung des Schönen als wirklich und perſönlich.

Oder mit kürzeren Worten: die Aufgabe der Kunſt iſt die ſchöne Individualität und ihre Darſtellung. Das ſchöne Individuum iſt alſo die Vorausſetzung und erſte

Grundlage aller Kunſt; es iſt das Erſte, wozu ein Volk und eine Literatur ſich erheben muß, wenn ſie in der Kunſt etwas Eignes und Wahrhaftiges leiſten wollen. Iſt dies ſchöne Individuum, das, als das ſchöne, auch das kunſtberechtigte iſt, einmal gewonnen, ſo iſt auch ſein ganzer Inhalt, als der Inhalt der ſchönen Individualität, ſchön und kunſtberechtigt. Dieſen Inhalt zur Darſtellung, und wiederum zur Darſtellung im Gebiet des Schönen, zu bringen, iſt die Natur und Thätigkeit des Individuums und der Proceß der Kunſt.

Es wird hiernach alſo nur auf den jedesmaligen Inhalt dieſer ſchönen Individualität ankommen, was künſtleriſch, oder, damit wir ſpeciell von der Poeſie ſprechen, was poetiſch berechtigt und darſtellbar heißen ſoll.

Es iſt nun aber ferner die Natur des Individuums, als des perſönlich gewordenen Geiſtes, ſämmtliche Formen des Geiſtes, das heißt ſeiner ſelbſt in ſeiner Allgemeinheit, als ein Beſonderes in ſich zurück= und aufzunehmen. Auch dieſen unermeßlichen Inhalt alſo wird das ſchöne Individuum, ſobald es ihn in ſich aufgenommen, künſtleriſch reproduciren. Die Stadien, in denen der einzelne Menſch und in denen ganze Nationen dieſen Inhalt in ſich aufnehmen und ihn bewußt und thätig wieder außer ſich ſetzen, ſind die Epochen in der Entwicklung (oder, wie man es früher nannte, der Er=

Digitized by Google

ziehung) ſowohl des Menſchen, als des Menſchengeſchlechtes.

Daß nun auch der Staat eine Form und Offenbarung des Geiſtes iſt, und daß ſolchergeſtalt zwiſchen dem Staat, als einer Form des Geiſtes, und dem Individuum, als dem perſönlich gewordenen Geiſte, deſſen Weſen es iſt, überall den Geiſt im Allgemeinen, als ſein eigenes Ich, in ſich aufzunehmen, ein unzerſtörbares Band der Verwandtſchaft, ein unveräußerliches Recht des Eigenthums beſteht, und daß damit die Betheiligung des Individuums am Staat nothwendig ausgeſprochen iſt, das Alles wird wohl Niemand in Zweifel ziehen; wenigſtens können wir mit denen, die es thun, eben nicht weiter verhandeln: ſie würden uns doch nicht verſtehen.

Sind nun ein Menſch oder eine Nation in ihrer Entwicklung ſo weit gediehen, daß ſie auch den Staat zu ihrem individuellen und wirklichen Inhalt machen, ſo wird auch der Ausdruck dieſes Inhaltes im Schönen, alſo die künſtleriſche Darſtellung des Staates und ſeiner Beziehungen, das heißt die politiſche Poeſie, nicht ausbleiben.

Umgekehrt kann dieſer Inhalt nirgend in der Kunſt wirklich zur Darſtellung kommen, wo er nicht als Inhalt vorhanden iſt — und dies (um dieſen Punkt, auf den wir ſogleich des Weiteren zurückkommen werden, ſchon hier zu berühren) iſt die in der That nur allzuwohl

Digitized by Google

begründete Bedenklichkeit gegen unſre bisherige politiſche Poeſie; es iſt zugleich die Klippe, an der die bisherigen Verſuche, wenn auch nicht geſcheitert, doch zum großen Theil verkümmert ſind.

Im Ganzen alſo heißt dies nun nichts Anderes als: wo in einer Nation politiſches Bewußtſein iſt, da wird dieſes Bewußtſein auch ſeinen poetiſchen Ausdruck finden, da wird es eine politiſche Poeſie geben. Und ferner: wo wirklich eine politiſche Poeſie iſt, da muß die Politik bereits der Inhalt des ſchönen Individuums geworden ſein. Das Eine deutet auf das Andere; die Politik iſt zur Poeſie berechtigt und die Poeſie zur Politik. — —

Aber während auf dieſe Weiſe noch Meinung gegen Meinung geſetzt und der Streit, wenn auch eben nicht gründlicher, ſo doch immer lauter, immer allgemeiner geführt ward: ſo tritt jetzt plötzlich ein Ereigniß dazwiſchen, welches das Object des Streites ſelbſt in eine völlig veränderte Stellung bringt und dadurch die ganze Debatte auf einmal überflüſſig, ja thöricht erſcheinen läßt. Das Publikum, ebenſo raſch wie es ſich der politiſchen Poeſie zugewendet, ebenſo raſch, in dieſen neueſten Tagen, hat es ſich von ihr wieder abgewendet oder wenigſtens es hat den Heißhunger, mit welchem es ſich Anfangs über dieſe verbotene Nahrung einherwarf, ſehr raſch und, wie es ſcheint, zu völliger Genüge geſtillt. Politiſche Lyrik?

Digitized by Google

Zeitgedichte? O ja, man läßt ſie paſſiren: aber doch nur wie ein Gericht, das zwar an und für ſich nicht gerade unſchmackhaft iſt, das man ſich aber einſtweilen übergeſſen hat; ſie ſind hors de saison. Die eigentlichen Matadore ſelbſt, die Herwegh, Dingelſtedt, Hoffmann ꝛc. ſind verſtummt oder haben ſich auf andern Gebieten angeſiedelt, und dieſer jüngſte piepſende Nachwuchs, der ihnen jetzt noch nachgeflattert kommt, dieſe Zeitdichter von Gewerbe, die in jeder Woche noch auftauchen, finden, gleich verſpäteten Zugvögeln, nur noch eine froſtige, herbſtliche Aufnahme — oder auch es geht ihnen wie einem Fabrikanten, der ein beliebtes Muſter eilends, im Schweiß ſeines Angeſichtes, nachahmt: allein wie ſein Stoff fertig iſt, da iſt das Muſter ſelbſt aus der Mode, — und der Gute, trotz allen Eifers, aller Schlauheit, iſt zu ſpät gekommen.

Wie nun? Iſt durch dieſe thatſächliche Wendung der Streit über die Berechtigung der politiſchen Poeſie nicht entſchieden — und zwar zu ihrem Nachtheil entſchieden? Hat es ſich dadurch nicht factiſch herausgeſtellt, daß dieſelbe in der That nur eine Mode, obenein noch eine höchſt zufällige, höchſt vergängliche? Ja dieſer Verſuch, die Exiſtenz derſelben philoſophiſch, aus Gründen innerer Nothwendigkeit, abzuleiten und zu rechtfertigen, den wir ſelbſt ſo eben noch anſtellten — iſt er nicht zu

Digitized by Google

Schande geworden an den Ereigniſſen? und ſpielen nicht wir ſelbſt, unter dieſen Umſtänden, die tragikomiſche Rolle jenes Charlatan, der aus Hippokrates und Celſus, aus Galen und Theophraſt beweiſt, dieſer Kranke, bei dieſen Mitteln, dieſer Behandlung, könne gar nicht ſterben — in der That aber liegt er bereits als Leiche vor ihm?!

Vielmehr im Gegentheil: gerade in dieſer Thatſache, ſo ungünſtig dieſelbe im erſten Augenblicke auch erſcheint, ſehen wir ſogar umgekehrt eine Beſtätigung unſrer Behauptungen, dieſer Beweis, welchen die Erfahrung anſcheinend gegen die politiſche Dichtung geführt, wir gedenken ihn ſogar für dieſelbe zu benutzen.

Oder was überall haben wir behauptet? Nicht mehr und nicht weniger, als daß jedesmal mit dem erweiterten Inhalt des Subjects auch der Inhalt der Kunſt ſich erweitert und daß mithin, wo der Staat, die Zuſtände der Geſchichte, die politiſchen Verhältniſſe eines Volkes dahin gelangt ſind, als perſönlicher Inhalt, perſönliches Wollen und Wiſſen, Handeln und Leiden in die einzelnen Subjecte überzugehen, auch der Staat, die Geſchichte, die Politik übergeht in die Dichtung — das heißt, eine politiſche Poeſie ſich bildet.

Erinnern wir uns nun, welcher Art das politiſche Erwachen vom Jahre vierzig war und worin die politiſche Theilnahme jener Zeit hauptſächlich beſtand —

Aber es war noch gar kein wirkliches Erwachen! es fand noch gar keine wirkliche Theilnahme, eine Theilnahme des Handelns, der praktiſchen Wirklichkeit, ſtatt! Morgenträume waren es erſt, goldne, duftige, märchenhafte Träume, Phantaſieen und Gaukelbilder, wie ſie dem Erwachen vorangehen! eine ideelle, eine phantaſtiſche Theilnahme, eine Gemeinſamkeit der Hoffnungen und Wünſche, der Erwartungen und Leidenſchaften! eine „heilige Schaar“ — nicht bewaffneter Männer, nein: träumender Jünglinge, ſchwärmender Knaben!

Dieſer träumeriſche, illuſoriſche Zuſtand, dieſe dogmatiſirende Politik, welche, ſtatt ſich um die Thatſachen zu bekümmern und ſich handelnd an ihnen zu betheiligen, vielmehr zufrieden war, nur die großen Trümpfe gewiſſer allgemeiner Behauptungen, gewiſſer glänzender Raiſonnements und Theorieen auszuſpielen — dieſer Zuſtand nun fand in der phantaſtiſchen Ueberſchwänglichkeit, der prächtigen Rhetorik, den ſchwungvollen Declamationen unſerer politiſchen Lyrik ſeinen vollkommen entſprechenden und ſachgemäßen Ausdruck. Selbſt, was dieſer Lyrik von einigen ſcharfſinnigen Kritikern mit Recht vorgeworfen ward, ihre Unbeſtimmtheit nämlich, ihr leeres, inhaltloſes Weſen, ihr Mangel an Plaſtik und lebendiger Geſtaltung — fand nicht auch dies ſeine volle Erklärung in der Beſchaffenheit jener Zuſtände, welche

Digitized by Google

ſie darſtellte? Dieſe Flecken und Mäler, die Sprünge und Brüche, waren ſie im ſpiegelnden Glaſe oder hafteten ſie nicht vielmehr an dem Gegenſtande ſelbſt, der daraus zurückſtrahlte? Mit Einem Worte: wenn unſre Dichter hohl, bombaſtiſch, großſprecheriſch waren, lag dies nicht daran, daß die Nation gleichfalls hohl, bombaſtiſch, großſprecheriſch war?!

Allein ſie iſt nicht auf dieſem anfänglichen Standpunkte geblieben; ſie hat das Stadium der bloßen theoretiſchen Betheiligung, das Stadium der allgemeinen großen Worte, das Stadium der liberalen Phraſen und Redensarten überſchritten. Unſre politiſche Entwicklung iſt geräuſchloſer, aber energiſcher, enger, aber kräftiger, kleiner, aber wahrer geworden; wir geben nichts mehr auf Prophezeiungen, Verſprechungen, Gelübde, gleichviel von welcher Seite ſie kommen; das ewige: Gebt Acht, nun kommt es! unſrer liberalen Schreier iſt uns eben ſo widerwärtig geworden als das lügneriſche: Mit Nächſtem! unſrer Gewaltmänner. Wir wollen Thaten ſehen, gleichviel ob große oder kleine, nur Thaten —! und wenn man uns keine ſehen laſſen will, nun gut, ſo werden wir ſelber welche machen.

Einem ſolchen vorgeſchrittenen, gereiften Zuſtande kann die politiſche Dichtung in ihrer bisherigen Geſtalt unmöglich mehr gefallen. Die Kälte daher, mit der das

Digitized by Google

Publikum ſich neuerdings von derſelben zurückzuziehen anfängt, beweiſt nur, daß dieſes ſelbſt in ein anderes und höheres Stadium getreten; die Poeſie der bloßen Empfindung iſt nicht mehr ausreichend für die Politik der Thaten, die Innerlichkeit der Lyrik hat keinen Raum für die neue Welt der Ereigniſſe und der praktiſchen Intereſſen, die ſich uns eröffnet.

Iſt damit nun die Rolle der politiſchen Poeſie zu Ende geſpielt? Wir glauben umgekehrt, ſie fängt erſt recht an. Der gährende Moſt unbeſtimmter, politiſcher Schwärmereien trieb die bunten, aber an ſich hohlen Blaſen politiſcher Lyrik; ſo wird der alternde Wein ſich anſetzen zu feſten ſpiegelnden Kriſtallen plaſtiſcher Dichtung. Wie das Volk von Worten zu Thaten, von Vorſätzen und Plänen zu Ausführungen und praktiſchen Schöpfungen, ſo auch die Poeſie wird ſich herausarbeiten von der Lyrik zum Epos, zum Drama. Ja wie die Nation ſelbſt, je mehr es ihr gelingt, ihren Willen durchzuſetzen und ihre urſprüngliche, gottgegebene Berechtigung zu allgemeiner, thatſächlicher Anerkennung zu bringen, in Folge deſſen auch ihre gegenwärtige krankhafte Reizbarkeit verlieren und, wie andere ſelbſtbewußte Nationen, in ruhigem, unbekümmertem Gange ſich furchtlos, neidlos zu wahrhaft hiſtoriſcher Größe entwickeln wird: ſo auch die politiſche Poeſie wird ihren gegenwärtigen reizbaren, ſelbſt

Digitized by Google

aufreizenden Charakter gleichfalls verlieren, ſie wird gleichfalls wieder, furcht- und neidlos, von keinem Beifall des Tages geſtachelt, keiner mißliebigen Aeſthetik eingeſchüchtert, ſich in freiem, natürlichem Gange ſchaffend entwickeln — oder um es kurz zu ſagen: die gegenwärtige particuläre politiſche Poeſie wird ſich erweitern zu einer allgemeinen volksthümlich hiſtoriſchen! —

Mit dieſer ſodann werden hoffentlich nicht nur die Aeſthetiker einverſtanden ſein: auch der Polizeiſtaat wird nichts gegen ſie einzuwenden haben, — deshalb nämlich, weil er ſelbſt alsdann gar nicht mehr vorhanden ſein wird.

Digitized by Google

Ueber das deutſche Theater.

Das deutſche Theater, nachdem es mehr als ein Menſchenalter hindurch den Mittelpunkt unſers geſelligen wie literariſchen Lebens gebildet hatte, war, etwa ſeit dem zweiten Decennium des laufenden Jahrhunderts, mehr und mehr in den Hintergrund getreten. Dieſelbe Bühne, der noch wenige Jahre zuvor die vorzüglichſten Geiſter der Nation ihr Talent und ihren Fleiß wetteifernd gewidmet hatten, wurde bald darauf, zwar nicht ohne Klage, ſogar nicht ohne Selbſtverhöhnung, wohl aber ohne thatſächlichen Widerſtand, der handwerksmäßigen Nachahmung der Fremden, den Trillern der Sänger, den Luftſprüngen der Tänzer, den Capriolen der Affen und Hunde überlaſſen.

Selbſt die ihm am Nächſten ſtanden und die, möchte man meinen, es am Wenigſten hätten verlaſſen ſollen,

Digitized by Google

die Dichter ſelbſt hielten es für vornehm, ſich um das Theater ſo wenig, wie möglich, zu bekümmern. Wo ſie ja in ihren Dichtungen ſich der dramatiſchen Form bedienten, da gingen ſie gefliſſentlich über alle Bedingungen der wirklichen Bühne hinaus; ja es fehlte wenig, ſo wurde ein Stück um ſo geiſtreicher und vortrefflicher gehalten, je weniger es darſtellbar und praktiſch möglich war.

Die Wiſſenſchaft inzwiſchen, ſtatt das Bewußtſein der Dichter ſowohl wie des Publikums über die eigentliche Sachlage aufzuklären und dadurch den Weg zu neuen Fortſchritten anzubahnen, wandte ſich in ekler Vornehmheit gleichfalls von der Bühne ab; ſie vergaß, daß ſelbſt ein Leſſing es nicht unter ſeiner Würde gehalten hatte, Theaterrecenſionen zu ſchreiben; ſie widerſprach nicht, ſie gab es geduldig zu, daß die Kritik der Bühne in erkaufte und unreine Hände überging.

Was war natürlicher, als daß, unter dieſen Umſtänden, auch die Schauſpieler erlahmten und daß jenes Geſchlecht großartiger Künſtler, von denen unſere Väter mit Entzücken erzählten, in kurzer Zeit und unbeerbt dahinſtarb? Der Schauſpieler wurde für nichts in Anſpruch genommen, als für Schöpfungen der Ohnmacht und der Lüge: was Wunder, daß Ohnmacht und Lüge auch die darſtellende Kunſt ergriffen und daß auch hier

die Caprice mit dem Anſpruch der Originalität, die rohe Empirie mit dem Anſpruch des Genies auftrat?

Das Publikum endlich, deſſen Begriff und Recht es iſt, den Augenblick zu ergreifen, wie es kann, und, in naiver Genügſamkeit, das Schlechte, das es hat, unbedenklich höher zu ſchätzen, als das Beſſere, das es nicht hat — das Publikum gewöhnte ſich, wie an Alles, ſo auch an dies. Es gewöhnte ſich an die ſchlechten Stücke, es gewöhnte ſich an die mittelmäßigen Schauſpieler, es gewöhnte ſich (und das war von Allem das Schlimmſte), die Bühne zu verachten, indem es ſie beſuchte. Mit Einem Wort: das deutſche Theater war vogelfrei, es war die anerkannte und zugeſtandene partie honteuse der deutſchen Literatur, und man ſprach davon, nur um es zu verſpotten.

In dieſem Zuſtand der Dinge ſcheint in neueſter Zeit eine Aenderung eintreten zu wollen. Einige jüngere Schriftſteller, das romantiſche Dogma von dem Vorzug der unaufführbaren Stücke von ſich ablehnend, haben ſich, wenn auch vorläufig erſt in vereinzelten Verſuchen, der praktiſchen Bühne zugewendet. Die Schauſpieler, in dem richtigen Gefühl, daß nur eine Erneuerung der dramatiſchen Poeſie auch der Kunſt der Darſtellung einen neuen Inhalt und neue Kraft verleihen kann, haben dieſe Stücke zum Theil mit Vorliebe gegeben. Das Publi-

Digitized by Google

kum, von der Idee einer nationalen Bühne entwöhnt und daher nicht recht wiſſend, was es mit Stücken anfangen ſoll, die ſich nicht blos als Theaterſtücke ſchlechthin, ſondern zugleich als Anfänge eines modernen Dramas ankündigen, hat ſie ohne Enthuſiasmus, mit einer gemiſchten, wir möchten ſagen, argwöhniſchen Stimmung, dennoch aber nicht ohne Intereſſe und zum Theil ſogar nicht ohne Beifall aufgenommen. —

Wie nun jedoch ſtellt die Wiſſenſchaft, wir meinen die wiſſenſchaftliche Kritik, das Urtheil des Aeſthetikers und des Literarhiſtorikers, ſich zu dieſen Verſuchen?

Seltſam genug! Dieſelbe Wiſſenſchaft, die es ſo lange Zeit für eine Erniedrigung gehalten, ſich um das Theater der Gegenwart überhaupt nur zu bekümmern, hat unmittelbar, bei dem Erſcheinen dieſer Verſuche, nichts Eiligeres zu thun, als ihre völlige Unzulänglichkeit mit Gründen zu erweiſen.

Dies möchte ſein, ſo lange es ſich nur um die einzelnen Verſuche als ſolche handelt. Die Kritik hat das Recht, ſogar die Pflicht, überall nur den höchſten Maßſtab anzulegen: und wer von den jüngſten Dramatikern wäre kindiſch genug, zu glauben, daß er dieſem Maßſtabe genug gethan?

Allein die Kritik geht weiter: ſie läßt den Anfang auch nicht als ſolchen gelten, ſie will uns verbieten, dieſe

Digitized by Google

Verſuche überhaupt zu machen, ſie erklärt dies ganze Bemühen, die Entwicklung des deutſchen Dramas in erneuten Fluß zu bringen, für ein unüberlegtes, unzeitiges und unmögliches Unternehmen: nicht bedenkend, daß ſie eben durch die Ehre ihrer Oppoſition die Vermuthung hervorruft, als ob dies Bemühen doch nicht ganz ſo widerſinnig, nicht ganz ſo unerheblich ſein könne, wie ſie uns überreden will. Denn würde ſie wirklich gegen Windmühlen noch kämpfen? Im Gegentheil, gerade in dieſer Oppoſition, die ſich dagegen erhebt, in dieſem Kampf der Meinungen, zu welchem die neueſten dramatiſchen Verſuche die Veranlaſſung geben, erblicken wir nicht nur ein gewiſſes Unterpfand dafür, daß dieſe Verſuche in der That der Anfang, ſei es auch der ſehr dürftige, ſehr unſcheinbare, einer neuen Entwicklung ſind, ſondern zugleich das geeignetſte Mittel, die ganze Angelegenheit aus ihrer bisherigen literariſchen Iſolirtheit herauszuheben und zu einer Angelegenheit des Volkes und der öffentlichen Meinung zu erweitern.

Indem der Verfaſſer dieſer Zeilen nun im Begriffe iſt, die verſchiedenen Anſichten, welche dabei bis dahin zu Tage gekommen ſind, im Nachſtehenden einer flüchtigen Prüfung zu unterwerfen, fühlt er ſehr wohl, daß bei dieſem Vorhaben gerade ihm perſönlich ein Vorurtheil der Leſer im Wege ſtehen wird. Denn wird man nicht

aus dem zufälligen Umſtande, daß der Verfaſſer dieſes Aufſatzes ſelbſt mit ein oder zwei Stücken an den in Rede ſtehenden Verſuchen Antheil genommen, ſich zu dem Argwohn berechtigt halten, als ob es ſich hier nur um eine oratio pro domo handle? Wird man zwiſchen jenen poetiſchen Productionen und dieſen kritiſchen Betrachtungen nicht noch andere Zuſammenhänge wittern, als den ſehr allgemeinen und ſehr natürlichen, daß der Poet über ſich ſelbſt und ſein eigenes Treiben ins Klare zu kommen und den Inſtinct des Talentes zu einer freien That des Bewußtſeins zu erheben ſucht?

Gegen dieſen Argwohn mag denn gleich an der Spitze des Aufſatzes das Bekenntniß ſchützen, daß der Verfaſſer, wiewohl ſelbſt einigermaßen ein Stück Poet, doch vollkommen die Meinung derjenigen theilt, welche die Poeſie der Gegenwart nicht mehr unter die vorzugsweiſe berechtigten Mächte der Zeit zu zählen vermögen.

Mit andern Worten: unſre Zeit kommt in der Poeſie zu keiner völligen Befriedigung, jene glückliche Uebereinſtimmung des allgemeinen Bewußtſeins mit dem beſonderen Ausdruck der Kunſt, jene volle Sättigung des Inhalts und der Form, welche es eben iſt, was einer Literatur den Charakter des Klaſſiſchen verleiht, fehlt unſrer Dichtung; die Poeſie iſt in dieſem Augenblick nur noch ein apanagirter Prinz, und es wird langer Kämpfe und

großer Umwälzungen bedürfen, um ſie auf den ehemals beſeſſenen Thron wieder zurückzuführen.

Doch über dies und Aehnliches findet ſich wohl im Folgenden die geeignetſte Gelegenheit, ſich ausführlicher auszuſprechen; hier mag es einſtweilen zur Probe dienen, ob dieſer Aufſatz noch etwas Anderes ſein ſoll, als nur eine Schutzſchrift.

Es ſind nun hauptſächlich drei verſchiedene Anſichten, welche gegen den Verſuch einer Wiederbelebung der deutſchen Bühne geltend gemacht werden.

Die verbreitetſte und doch bei Weitem unbedeutendſte von ihnen iſt dieſe, daß es ſeit Goethe und Schiller mit der deutſchen Poeſie überhaupt, und folgerecht alſo auch mit dem deutſchen Drama, aus und vorüber ſei. Mit dieſen Beiden, ſagt man, hat ſich der deutſche Genius erſchöpft, ſie waren das Höchſte und Aeußerſte, was wir in der Poeſie vermochten; alle Nachfolgenden ſind nur Epigonen, die es mit aller Anſtrengung doch zu keinem wirklichen Effect mehr bringen können.

Dieſe Anſicht war ſo recht eigentlich die Anſicht des deutſchen Philiſters, bis neuerdings einige geiſtreiche, aber zu Paradoxen geneigte Männer ihr die Ehre angethan haben, ſie, durch einige Scheingründe aufgeſtutzt, für ſich zu adoptiren. Sie zu beweiſen durch etwas Anderes, als durch die Thatſache, daß ſeit Schiller und Goethe

kein Dichter wieder eine ſo allgemeine und ungetheilte Anerkennung des Publikums gefunden, möchte leichtlich ſeine Schwierigkeiten haben. Indeß auch jene Thatſache beweiſt nicht mehr, als Thatſachen zu beweiſen pflegen. Man muß ſie zugeben, gewiß: aber wie nun, wenn ſeitdem die ganze Stellung der Poeſie zum Publikum eine andere geworden? wenn ein ſo allgemeiner und widerſpruchsloſer Beifall von einem einzelnen Dichter heut zu Tage überhaupt nicht mehr zu erreichen ſteht, nicht darum bloß, weil unſre Poeten ſpecifiſch unfähiger geworden, ſondern vielmehr, weil die Poeſie ſelber aufgehört hat, ſich einer ſo allgemeinen und widerſpruchsloſen Geltung zu erfreuen, wie ehemals?

Doch wir können dies einſtweilen dahingeſtellt ſein laſſen. Für jeden Fall haben die Bekenner dieſer Anſicht ſich ſelbſt das unglücklichſte Terrain gewählt, ſobald ſie ihre Behauptung auf dem Gebiet gerade des Dramas erhärten wollen. Nämlich nur zweierlei iſt möglich. Sind Schiller und Goethe ſchlechthin und ohne alle Appellation an die Zukunft die vollkommenſten deutſchen Dichter, und mithin auch ihre Dramen das Aeußerſte, wozu wir es in dieſer Sphäre zu bringen im Stande ſind: ſo müſſen entweder dieſe Dramen überhaupt den Gipfel der dramatiſchen Kunſt erreichen, ſie müſſen ſchlechthin vollkommene und abſolute Schöpfungen ſein: oder

wenn dies nicht der Fall iſt, wenn die Goethe-Schiller'ſchen Dramen der Idee der dramatiſchen Kunſt keineswegs völlig genügen, nichts deſto weniger aber die beſten Dramen ſind, zu denen wir es bringen können, ſo heißt dies nichts Anderes, als daß der Deutſche überhaupt unfähig iſt, in der dramatiſchen Poeſie jemals etwas Bedeutendes und Vollſtändiges zu leiſten.

Wer das Erſtere behaupten und alſo das Goethe-Schiller'ſche Drama als das abſolute und unbedingt vollkommene präconiſiren wollte, der würde (um uns auf die Frage, ob dergleichen abſolute Poeſien überhaupt denkbar und wirklich ſind, hier noch gar nicht einzulaſſen) mit ſeiner Behauptung ohne Weiteres an dem allgemeinen Bewußtſein der Zeit, dem naiven und vorurtheilsfreien Geſchmack unſres Publikums zu Schanden werden.

Denn ſo unbeſtreitbar groß, ſo innig und aufrichtig die Liebe auch iſt, welche dieſen beiden Dichtern durchgehends, in ganz Deutſchland, von allen Ständen, allen Altern und Geſchlechtern gezollt wird, ſo unfähig fühlt ſich das Publikum dennoch, gerade ihren Dramen, wenn ſie zur Aufführung gelangen, den unbedingten Geſchmack abzugewinnen und diejenige vollſtändige Befriedigung in ihnen zu finden, die eine frühere Generation darin gefunden hat und die jedes vollkommene Kunſtwerk in der

Thät gewähren muß. Wohl ſchon jeder Einzelne von uns wird es an ſich ſelbſt erfahren haben, wie der jugendlich blinde Enthuſiasmus für dieſe Dramen allmälig unſerer reiferen Bildung, unſern erhöhten Anforderungen gewichen iſt: und die ſparſam gefüllten Bänke, vor denen dieſe Stücke geſpielt zu werden pflegen, liefern den Beweis, daß auch mit dem Publikum im Großen eine ähnliche Umwandlung oder Fortbildung, wie mit uns Einzelnen, vorgegangen iſt.

Aber auch der Aeſthetiker, falls etwa dieſer die höhere Inſtanz bilden ſoll, an welche man von dem naiven Geſchmack des Publikums zu appelliren hat, dürfte in Verlegenheit ſein, wie er z. B. die lyriſche Innerlichkeit der Goethe'ſchen, oder den ermüdenden Sentenzenreichthum der Schiller'ſchen Dramen mit den höchſten Geſetzen der Kunſt ausſöhnen oder etwa die Compoſition des Götz und des Wallenſtein, die Roheit der Räuber, die dramatiſche Armuth des Taſſo, die ſchiefe Auffaſſung des Tell u. dergl. m. uns als klaſſiſch zurecht conſtruiren ſoll.

Es würde alſo, zur Vertheidigung der obigen Anſicht, da man ſo wenig die Mängel und Beſchränkungen dieſer Dichtungen läugnen kann, als es uns einfällt, ihre einzelnen unübertrefflichen und unvergänglichen Schönheiten zu läugnen, wohl nichts Anderes übrig bleiben,

Digitized by Google

als dem Deutſchen die Befähigung, im Drama etwas Tüchtiges und einigermaßen Vollendetes zu leiſten, überhaupt und für alle Zeiten abzuſprechen.

Allein man gebe wohl Acht, was man damit thut! Die Poeſie eines Volkes iſt zugleich ſein Leben, es iſt der ideale Ausdruck ſeines Daſeins und daher nichts Geringeres als die untrennbare Hälfte ſeiner eigenen Exiſtenz. Was ein Volk für die Wirklichkeit des politiſchen Daſeins erwirbt, das erwirbt es zugleich für ſeine Poeſie: und umgekehrt, was ihm in der Poeſie unerreichbar bleibt, das kann es auch in der Praxis ſeines Lebens nicht gewinnen.

Nun aber iſt die dramatiſche Dichtung überhaupt die Spitze und reifſte Blüthe aller Dichtung; ſie iſt die wahre Poeſie der That und des vollendeten Bewußtſeins. Einem Volke daher, dem man die Befähigung abſpricht, dieſe höchſte Aufgabe der Poeſie zu löſen, dem ſpricht man eben dadurch auch die Fähigkeit ab, den höchſten Aufgaben des Lebens, den letzten und wichtigſten Anforderungen der Geſchichte zu genügen. Um dieſen Preis aber wäre die Klaſſicität unſrer beiden Dichter doch wohl etwas zu theuer erkauft.

Nichts deſto weniger fehlt es nicht an einer gewiſſen zweiten Anſicht, welche dies Dogma von der dramatiſchen Impotenz der Deutſchen allerdings angenommen

Digitized by Google

hat. Nicht zwar zu Gunſten Schiller's oder Goethe's: vielmehr hat das Goethe-Schiller'ſche Drama unter den Romantikern (denn mit dieſen haben wir es gegenwärtig zu thun) von alten Zeiten her ſeine unnachſichtlichſten Beurtheiler, ſeine eifrigſten Widerſacher gezählt.

Nämlich ſie argumentiren folgendermaßen. Das deutſche Volk, ſagen ſie, wie es in der Politik nicht das Volk des Handelns ſei, ſo habe es auch in der Poeſie kein eigenes Drama jemals zu erwarten. Non omnia possumus omnes: und daher das Drama der Deutſchen ſei Shakſpeare, der Dichter eines verwandten, urſprünglich germaniſchen Stammes. Woher ſonſt auch dieſe außerordentliche und allgemeine Verehrung, welche Shakſpeare bei uns genießt? Woher der Enthuſiasmus, mit dem wir ihn aufgenommen, die Innigkeit, mit der wir uns in ihn hineinempfunden haben? Woher vor Allem dieſes gründliche und vollkommene Verſtändniß des Dichters, durch welches die Deutſchen alle andern Nationen und ſogar die eigenen Landsleute des Dichters übertroffen haben? Beweiſt dies Alles nicht, daß Shakſpeare mehr für uns geſchrieben hat, als ſogar für die Engländer? Ja wenn Fleiß, Liebe und Verſtändniß ein geiſtiges Eigenthumsrecht verleihen, warum ſollen wir Bedenken tragen, dieſes Recht auch an Shakſpeare geltend zu machen und uns in dem Mitbeſitz dieſes ureinzigen Poeten über alle

ſonſtigen Lücken und Schwächen unſrer eigenen dramatiſchen Literatur bona fide zu beruhigen?

Nun wäre Shakſpeare allerdings ein vortrefflicher Erſatzmann, mit dem wir uns ſchon begnügen könnten, wenn es nur überhaupt möglich wäre, daß jemals ein Volk dem andern, eine Zeit der andern, ja nur ein Menſch dem andern in Sachen des Geiſtes in der Art vorarbeiten könnte, daß der Spätergeborene die Errungenſchaft ſeiner Ahnen, wie ein ererbtes Kapital, ohne eigene Arbeit, ohne eigene That, gemächlich antreten dürfte.

Aber im Dienſt des Geiſtes werden keine Erſatzmänner angenommen; nur die Früchte, die ich wirklich aus meinem Innern hervorgebracht, ſind wahrhaft mein, nur ſie vermögen meinen Hunger zu befriedigen und meinen Durſt zu löſchen.

Und doch iſt das nur der kleinere Irrthum, weil derjenige, der am Offenſten zu Tage liegt. Der Hauptirrthum iſt auch hier dieſer, als ob jemals irgend ein Dichter, und alſo in dieſem Falle Shakſpeare, abſolut und ewig, mithin für jede Zeit und für alle Nationen gleichmäßig genießbar und lebendig ſein könnte. Dies iſt der gefährlichſte Irrthum von allen, indem er die nothwendige Vorausſetzung aller Geſchichte, den Begriff der Entwicklung und des geiſtigen Zuſammenhangs, vernichtet. Es iſt, ſo zu ſagen, eine katholiſche Aeſthetik, die

Digitized by Google

ſich in dieſer Anſicht offenbart: eine Aeſthetik nämlich, die eine Infallibilität gewiſſer Poeten vorausſetzt und ſtatt der Freiheit des Begreifens, die der wahre Kern alles äſthetiſchen Genuſſes iſt, vielmehr den Geiſt in dumpfer Bewunderung, ſklaviſcher Anbetung gefangen nimmt.

Vielmehr auch Shakſpeare, wie Alles, was die Geſchichte kennt, iſt nur ein Moment der Entwicklung und nicht mehr. Und wie man in der Wirklichkeit des Lebens vernünftiger Weiſe von keinem Menſchen mehr erwarten noch verlangen kann, als daß er den Platz ausfüllt, auf den er ſich geſtellt ſieht, und ſich in Geſinnung und That als ein Kind ſeiner Zeit und ſeines Volkes ehrlich beweiſt: ſo giebt es auch für den Poeten keine höhere Aufgabe, als ein Organ und Bild der beſtimmten Zeit und der einzelnen Nation zu ſein, in der er lebt.

Hiedurch wird die Poeſie ihres allgemeinen und (wie man zu verlangen pflegt) kosmopolitiſchen Charakters keineswegs beraubt. Dieſes Reich des Geiſtes, in welches der Dichter die Erſcheinungen ſeiner Wirklichkeit hinüberrettet, dieſe Sphäre der Kunſt und des Schönen, zu welcher er ſie erhebt, iſt eben jene allgemeine und ewige Heimath, zu welcher alle Zeiten und alle Nationen gleichmäßig Zutritt haben. Der Stoff dagegen und die Elemente ſeiner Dichtung, die Vorausſetzungen und Grundlagen ſeiner Bildung, die Form ſeiner Darſtellung,

Digitized by Google

das Alles iſt und bleibt poſitiv hiſtoriſch und dem Wechſel der Zeit, ſowie dem Einfluß der verſchiedenen Nationalitäten unterworfen.

Von abſoluten Dichtern daher, das heißt von ſolchen zu reden, welche zu allen Zeiten volle Geltung haben und jederzeit, von allen verſchiedenſten Völkern, mit Haut und Haar ohne Weiteres genoſſen werden können, iſt nicht mehr und nicht weniger als eine Thorheit. Es kann vielmehr jeder Dichter und jedes Kunſtwerk in einer ſpäteren Zeit und unter einer fremden Nation nur von denen wirklich genoſſen werden, die zu dem künſtleriſchen Genuß das hiſtoriſche Verſtändniß mit hinzubringen. Dies gilt von Homer und Sophokles ſo gut, als von Dante und Calderon: und ebenſo von Shakſpeare.

Ja gerade an Shakſpeare, was iſt es denn eigentlich, was wir bewundern und wodurch er allerdings der dramatiſche Lehrmeiſter aller Zeiten und Nationen geworden iſt? Iſt es nicht eben dies wahrhaft göttliche Talent, mit welchem er die Elemente ſeiner Zeit und ſeiner Umgebung im Drama verarbeitet und, ohne Beimiſchung abſchwächender, abſtracter Allgemeinheiten, in voller, plaſtiſcher Rundung zur Darſtellung gebracht hat?

Eben darum jedoch kann auch der Genuß dieſes unvergleichlichen und göttlichen Dichters ſeiner Natur nach weder für die Engländer des neunzehnten Jahrhunderts,

Digitized by Google

noch gar für uns, ein unvermittelter und allgemeiner ſein. Es kann daher in ihm auch kein lebendiges Bedürfniß unſrer Gegenwart ſeine vollſtändige Befriedigung, noch unſre Zeit, mit ihrem neuen und deutſchen Inhalt, in ihm ihren dramatiſchen Erſatz und Ausdruck finden.

Indeß auch auf dieſen Einwand werden unſre Gegner ihre Antwort bei der Hand haben. Sie geben zu, ſogar ſie freuen ſich und rühmen es an Shakſpeare, als etwas Großes und eine neue Gewährleiſtung ſeines „unſagbaren" Genies, daß er unmöglich Allen verſtändlich und genießbar ſei. Das Vortrefflichſte, ſagen ſie, iſt ſtets nur für eine kleine Gemeinde bevorzugter Geiſter: und ſo bleibe auch Shakſpeare nur für die Crême der äſthetiſchen Bildung. Dagegen das Drama des Volks, überhaupt das ſpecielle deutſche Drama iſt gefunden in — Iffland, in Kotzebue, in der Verfaſſerin von „Lüge und Wahrheit" und im Allgemeinen in allen denen, die unſern deutſchen Familienjammer, unſre häusliche Beſchränktheit, unſre geſellige Miſere auf die Bretter bringen.

Denn dies, fahren ſie fort, iſt in Wahrheit der Inhalt des deutſchen Geiſtes. Wir haben keine Flotten, die die Welt für uns erobern und die Meere uns zinsbar machen, wir haben keine Heere und keine Feldherren, denen wir Triumphthore bauen könnten, wir haben keine

großen hiſtoriſchen Erinnerungen, an deren Sonnenglanz wir uns weiden dürften, wir haben keine mächtigen Parteien im Lande, deren Streit und Widerſtreit jeden Geringſten im Volk mit dem Gefühl hiſtoriſchen Lebens durchzuckt, wir haben und wollen keine politiſche Freiheit: wir ſind Deutſche, das Volk der Gemüthlichkeit, der Häuslichkeit, der Familienidylle; weder verſtehen wir Thaten zu thun, noch wollen wir Thaten und Handlungen und die großen Entſcheidungen der Geſchichte auf unſeren Bühnen ſehen.

Daher, ſagen ſie weiter, hat auch das große Publikum nicht blos neben Goethe und Schiller, welche, abweichend von der eigentlichen nationalen Beſtimmung, den Verſuch des hiſtoriſchen Dramas machten, immer noch ſeinen Iffland und Kotzebue treulich verehrt und in gefülltem Hauſe reichlich beklatſcht: ſondern auch jene Verſuche ſind völlig iſolirt geblieben und haben keine nur einigermaßen würdige Nachfolger gefunden. Im Gegentheil Alles, was nach Schiller von den Brettern aus die Menge noch ergriffen und gefaßt, hat dies nur dadurch vermocht, daß es von dem Schiller'ſchen Ziel wieder abgelenkt hat und, zum Theil auf den wunderlichſten Umwegen, durch die gewaltſamen Effecte der Schickſalstragödie, ja zum Theil in der Schiller'ſchen Form ſelbſt, nur ohne ihren Inhalt, immer wieder in

die thränenreichen Spuren des häuslichen Jammers zurückgekehrt iſt.

Darum, fahren ſie fort, kann von einem Fortſchritt, den das deutſche Drama gemacht hätte, in Wahrheit keine Rede ſein. Selbſt Diejenigen, die in dieſem Augenblick mit dem ſogenannten ſocialen Drama eine neue Epoche unſrer dramatiſchen Kunſt herbeizuführen wähnen, ſind in einem ſehr großen Irrthume befangen, wenn ſie die Wirkung, welche man dieſen Stücken zum Theil nicht abläugnen kann, ihrer vermeintlichen modernen Bildung und den hiſtoriſchen Tendenzen beilegen, die ſie in ihren Stücken zu verarbeiten ſuchen, und nicht vielmehr der melodramatiſchen Sentimentalität, dem Thränenjammer, den Eheſtandsſcenen, Kaſſendefecten und unglücklichen Liebſchaften, welche die eigentlichen Fäden dieſer modernen Gewebe bilden.

Und faſſen wir (ſchließen ſie endlich) nun wirklich einmal das Goethe-Schiller'ſche Drama ins Auge, wie gering in Wahrheit iſt auch hier das hiſtoriſche, das eigentlich dramatiſche Element! Schiller's Wallenſtein, ganz abgeſehen von dem Formloſen der Compoſition, iſt er nicht bei Weitem mehr Hausvater, als Feldherr? viel mehr ſentimentaler Träumer, als der nüchterne Mann der That, der die Armeen aus dem Boden ſtampft und vor deſſen übergreifendem Genius der Kaiſer ſelbſt ſich nicht

Digitized by Google

anders zu retten weiß, als durch Meuchelmord? Die hiſtoriſchen Gegenſätze des dreißigjährigen Krieges, wie fern, wie leiſe, wie losgelöſt von dem übrigen Drama ſpielen ſie in das Stück hinein! und wie breit dagegen, in thränenreicher Ausführlichkeit, ſtellt ſich die ſentimentale Liebesſcene zwiſchen Max und Thekla in den Vordergrund! Selbſt im Tell, der für ein politiſches Stück par excellence gilt, liegen die eigentlichen Motive vielmehr in der Sphäre der Familie; ſogar Don Carlos, den man als die Tragödie der Freiheit zu definiren pflegt, war von dem Dichter ſelbſt urſprünglich auf ein „Familienſtück am Hofe“ angelegt.

Nicht günſtiger läßt ſich über den dramatiſchen Gehalt der Goethe'ſchen Stücke urtheilen. Götz verſchwindet gegen Weißlingen und Adelheid; im Egmont iſt es nur das einzelne Subject mit ſeinem individuellen Pathos, ſeinem lockern Blut und den ſentimentalen Abenteuern ſeiner Liebe, was zur Darſtellung gelangt, keineswegs die niederländiſche Freiheit ſelbſt und die große That ihrer Vertheidigung, was doch der wahre hiſtoriſche Boden des Stückes wäre; Taſſo iſt viel weniger ein Drama, als eine dialogiſirte Novelle, ein Abſchnitt des Goethe'ſchen Tagebuchs, in dramatiſche Form gekleidet u. ſ. w. Mit einem Wort: man beweiſt uns, daß auch die Goethe-Schiller'ſchen Dramen keine wahren Dramen ſind, daß

Digitized by Google

die deutſche Dramatik überhaupt, vermöge innerer Naturbeſtimmung, über Iffland und Kotzebue nicht hinauskommen kann und daß daher alle diejenigen, die an dieſer Speiſe keinen Geſchmack finden, ſich in den Schooß des alleinſeligmachenden Shakſpeare zu flüchten haben.

In dieſem dramaturgiſchen Katechismus der Romantik nun (und wir haben ihn ſo ausführlich geliefert, weil die Romantik gerade in dieſem Augenblick wieder einen entſchiedenen praktiſchen Einfluß auf die Leitung unſrer bedeutendſten Bühnen zu gewinnen droht) miſcht ſich Wahres und Falſches auf die wunderſamſte Weiſe.

Richtig iſt es zunächſt, daß das Drama nur bei ſolchen Völkern und in ſolchen Zeiten zur Reife kommen kann, in denen das hiſtoriſche oder genauer zu ſagen: das politiſche Bewußtſein unangefochten und ſiegreich zu Herrſchaft und Anerkennung gelangt.

Denn wie oben bereits angedeutet wurde: die Poeſie eines Volkes iſt nichts Vereinzeltes und Willkürliches, ſie iſt nicht ein zufälliger äußerlicher Schmuck, mit dem ſich eine Nation ihr Daſein nur beliebig aufputzen und verſchönern will: ſondern ſie iſt das Herz des Volkes ſelbſt, von dem Blut ſeines Geiſtes durchfloſſen, erſchüttert und belebt von dem Pulsſchlag ſeiner Hiſtorie, mit ihr blühend und mit ihr welkend.

Digitized by Google

Das Drama nun, wie wir gleichfalls ſchon ausgeſprochen haben, iſt die höchſte und vollendetſte unter den Gattungen, oder beſſer geſagt: unter den Entwicklungsſtufen der Poeſie, der Complex und Inbegriff der geſammten Dichtkunſt. Mithin wird ſich daſſelbe erſtlich nur da entwickeln können, wo ein geſchichtliches Leben und eine vollſtändige politiſche Entwicklung im Volke ſelbſt vorhanden iſt; und zweitens auch hier nur dann und in den Zeiten, in denen ebenſo, wie das Drama die reifſte Frucht der Dichtung bildet, auch dieſer hiſtoriſche Kern und Inhalt des Volkes zu einer reifen und greifbaren Frucht gediehen iſt. Völker daher, die keine ſelbſtändige geſchichtliche Entwickelung genommen, keinen eigenen Sitz im Areopag der europäiſchen Menſchheit ſich erworben haben, beſitzen auch entweder gar kein Drama oder nur fragmentariſche Anfänge, die im beſten Falle den begünſtigten, welthiſtoriſchen Nationen als ein formales Bildungsmittel dienen, auf eine ſelbſtändige und dauernde Geltung jedoch keinen Anſpruch machen können. So die italieniſche Literatur, die niederländiſche, die däniſche und die ſchwediſche. Aber auch in Griechenland war es erſt der Tag der ſalaminiſchen Schlacht, wo Aeſchylus kämpfte, Sophokles im feſtlichen Chor der Siegesfeier tanzte, und gleichzeitig Euripides geboren ward; auch die Wunderblume der Calderon'ſchen Dich-

Digitized by Google

tung entfaltete ſich erſt auf der Mittagshöhe der ſpaniſchen Monarchie; auch Shakſpeare lebte erſt unter dem glorreichen Regiment der Eliſabeth, der gefeierten maiden-queen, unter deren blühendem Scepter die Grundlage der engliſchen Weltmacht gelegt ward und die ſpaniſche Armada in den Wellen verſank.

Hieraus ergiebt ſich nun auch, warum weder Goethe noch Schiller im Drama das wahre Ziel erreichen und den vollen Preis gewinnen konnten.

In Goethe's Zeitalter hatte in Deutſchland, ſowohl in der Praxis des Lebens als in der Literatur, ſich das Subject erſt loszuringen von der unwahren Tradition, der verknöcherten Convenienz der geſelligen ſowohl als der poetiſchen Formen. Die Grundlage der Goethe'ſchen Poeſie iſt der Egoismus des ſchönen Subjects; die Geſchichte mit ihren unerbittlichen Forderungen iſt ihr fremd, ſogar unbequem und widerlich. Daher nicht die lebendige Bewegung des Drama, ſondern die ſchöne Selbſtſucht der Lyrik, die quietiſtiſche Breite des Epos ſind die wahren Glanzpunkte der Goethe'ſchen Dichtung.

Schiller hatte dieſen einſeitigen Standpunkt allerdings ſchon überwunden: aber mehr erſt an ſich, als daß es ihm gelungen wäre, die abſtracten Forderungen ſeines Bewußtſeins durch concrete Schöpfungen ſeines Talentes wirklich zu befriedigen. Daher in ſeinen Tra-

Digitized by Google

gödien das Princip allerdings jederzeit das großartigſte und von ächtem dramatiſchen Leben iſt; in der Ausführung bleibt jedoch er oft noch hinter ſich ſelbſt zurück und füllt den neuen Wein in alte Schläuche. Er iſt größer durch die Sphäre, die er unſrer Poeſie zuerſt erobert, als durch die Thaten, die er innerhalb dieſer Sphäre wirklich geleiſtet und vollbracht hat. Daß dieſe Keime, die er ausgeſtreut hat, reifen, das iſt unſere Sache, es iſt die Sache unſrer Zukunft, welche, nach vielen trüben, troſtloſen Tagen, in ihrem dunklen Schooße gewiß auch einen hellen Tag der Freiheit und des vollen hiſtoriſchen Daſeins für uns verbirgt. Mit der Sonne dieſes Tages wird auch die Knospe unſres Dramas reifen und es wird Schiller'ſche Ausſaat ſein, was die Nachwelt alsdann einerntet.

Es iſt daher ganz richtig, daß, wie die Romantiker mit Schadenfreude behaupten, das Goethe-Schiller'ſche Drama das wahre Drama noch nicht iſt: unrichtig jedoch iſt es und Verſündigung gegen den Genius dieſer Dichter, und insbeſondere gegen den Genius Schiller's, ja eine Verſündigung gegen den Geiſt des deutſchen Volkes und den Geiſt der Geſchichte überhaupt, wenn ſie, die Gewährleiſtung künftiger Entwicklung verkennend, welche in dieſen Anfängen liegt, dem deutſchen Geiſt ſchlechthin die Fähigkeit der dramatiſchen Schöpfung abſprechen.

Digitized by Google

Es iſt ferner richtig, daß im deutſchen Drama bisher hauptſächlich nur die Sphäre des Familienlebens zur Darſtellung gekommen iſt, und daß in der That Iffland und Kotzebue zur Stunde der vollkommenſte dramatiſche Ausdruck unſers Lebens ſind. Allein es iſt unrichtig und thöricht, daß die Romantiker in dieſe Bemerkung eine ſpöttiſche Geringſchätzung dieſer beiden Schriftſteller miſchen und auf ihre Leiſtungen, wie auf etwas Geringfügiges und Unebenbürtiges, vornehm herunterblicken.

Denn in der geſchichtlichen Betrachtung der Literatur (und ſie iſt die einzig berechtigte) iſt das ſpecifiſche Maß des Talentes, die beſondere Gabe poetiſchen Vermögens nur ein untergeordnetes Moment; die Hauptſache bleibt immer, wie weit ein Mann und ein Werk ſich zum Organ ſeiner Zeit zu machen verſtanden hat, und wie viel oder wenig der Geiſt ſeines Jahrhunderts ſich in ihnen offenbart. Und da können wir nicht umhin, Iffland und Kotzebue, trotz ihrer handgreiflichen äſthetiſchen Mängel, ſogar weit über die glorioſeſten Namen der Romantik zu ſetzen. Die Jäger, der Herbſttag, die deutſchen Kleinſtädter u. ſ. w. gehen doch wenigſtens auf Zuſtände des deutſchen Leben ein, wie geringfügig, wie elend dieſelben auch ſeien: dagegen die genialen Faſtnachtsſpiele der Romantik vor aller Wirklichkeit

ohne Weiteres die Flucht ergreifen, ſie verlieren ſich ins Blaue, zu Geſpenſtern und Traumgeſchichten, und haben von dem Leben ihrer Gegenwart, den Intereſſen ihres Volkes nichts behalten, als die erbärmlichſten literariſchen Klatſchereien und die ruhmloſen Fehden einer ſelbſtſüchtigen journaliſtiſchen Koterie.

Es iſt endlich auch dies richtig, daß die neueſten dramatiſchen Verſuche bei dem Familiendrama wieder angeknüpft haben, und daß alle dieſe Raritäten, die man uns als funkelnagelneue Tendenzſtücke verkaufen will, im Grunde nichts weiter ſind, als der alte Ifflandiſche Jammer, neu aufgekratzt und mit einigen modernen Redensarten verſehen. Aber es iſt ſehr kurzſichtig, hierauf eine Anklage zu begründen. Wer weiter will, muß zuvörderſt von dem Punkt ausgehen, wo er bis dahin geſtanden hat. Die Wiederaufnahme der Ifflandiſchen Elemente daher iſt den Herren Gutzkow und Halm (denn von dieſen beiden kann eigentlich nur die Rede ſein, da bisher ihre Stücke allein es zu einem anſehnlichen Theatereffect gebracht haben) vielmehr als ein Verdienſt anzurechnen und macht, wie man über die Stücke ſelbſt auch urtheilen möge, zum Wenigſten dem praktiſchen Blick, wir möchten beinahe ſagen, dem induſtriellen Inſtinkt dieſer Schriftſteller alle Ehre.

Digitized by Google

Es bleibt uns nun endlich noch eine dritte Anſicht zu erwähnen, welche bei Weitem die bedeutendſte von allen iſt und der wir uns vollſtändig anſchließen würden, wenn ſie es nicht ſelbſt verſchmähte, ſich in denjenigen Einſchränkungen zu erhalten, in denen ſie allein wahr und richtig iſt. Dieſe Gegner unſers modernen Dramas halten uns weder Schiller und Goethe, noch Shakſpeare als den Meduſenkopf hin, vor deſſen rieſigen Zügen unſre Ohnmacht erſtarren muß; ſie glauben weder, daß das deutſche Drama ſeine vollkommene Blüthe bereits gehabt hat, noch läugnen ſie, daß es eine ſolche Blüthe künftig einmal haben wird. Aber ſie läugnen, daß die Zeit dieſer Blüthe jetzt bereits gekommen, ſie läugnen, daß es den beſtgemeinten Anſtrengungen der Gegenwart gelingen werde, ſie des Baldigen herbeizuführen, ſie ſprechen unſrer Zeit überhaupt die Fähigkeit ab, in irgend einem Gebiete der Kunſt, und alſo auch im Gebiete des Drama, irgend welche klaſſiſche und wahrhaft vollendete Schöpfungen hervorzubringen.

Und das Alles mit völligem Recht.

Denn eine jede Zeit, wo ſie ihren Inhalt in der Kunſt fixiren will, muß vor Allem und zuvörderſt dieſes Inhaltes ſelber mächtig ſein. Das aber iſt die allgemeine Krankheit unſerer Zeit, daß wir unſern Inhalt wohl in abstracto haben und wiſſen, aber nicht zu ſei-

ner praktiſchen Darſtellung, zu ſeinem unmittelbaren Beſitz gelangen können. Wir ſind umgekehrte Schlemihle, die ihren Leib verloren und nur den Schatten behalten haben. Wir wiſſen Alle, daß wir frei, einig, tapfer ſein ſollten — und ſind es nicht; wir können Alle den Grundriß unſers künftigen Staatsgebäudes, wie es ſein ſollte, im Schlaf aufzeichnen — und rühren keinen Stein dazu; wir wiſſen Alle, wie ein vortreffliches Drama zu machen wäre — und kein Menſch macht es. Kurz zu ſagen: wir ſind Alle in der Theorie unendlich viel weiter, als wir mit der Praxis nachkommen können. Es iſt ein Bruch zwiſchen den Forderungen unſers Bewußtſeins und der Wirklichkeit unſerer Leiſtungen, und wir können die Brücke, welche dieſe Kluft ausfüllen wird, nicht finden.

Eine ſolche Zeit iſt nicht gemacht, in der Kunſt, deren Weſen die vollkommenſte Harmonie der Idee und der Erſcheinung, der Intention und der Ausführung iſt, etwas Erkleckliches und wirklich Werthvolles zu leiſten. Das ſehen wir völlig ein und ſtimmen daher dem abfälligen Urtheil jener Kritiker, vielleicht mit ſchwerem Herzen, dennoch von Herzen bei.

Darin jedoch irren dieſe und nöthigen uns zum Widerſpruch, daß ſie ſich nicht begnügen, die gegenwärtige Zeit als ein poetiſches Interregnum anzuerkennen, ſon=

Digitized by Google

dern daß ſie ein förmliches Juſtititium verlangen und die Poeſie, da ſie die höchſten Ziele doch einmal nicht erreichen kann, förmlich ausrotten und vernichten wollen. Hört auf zu dichten! Macht keine Verſe mehr! Werdet praktiſch, ſchreibt politiſche Brochüren: oder wenn Ihr das Verſemachen durchaus nicht laſſen könnt, ſo ſchreibt wenigſtens Satiren und laßt die tragiſche Muſe in Ruhe, die durch Eure Umarmungen doch niemals zu einer glücklichen Mutter werden wird!

Aber dieſe Forderungen ſind, geradezu geſagt, kindiſch. Es iſt eine ſchulmeiſterliche Anmaßung, eine bornirte Verkennung der Geſchichte und ihrer ewigen Geſetze, dem hiſtoriſchen Proceß eine beliebige Bahn vorſchreiben und der Welt willkürlich befehlen zu wollen, was ſie in dieſem Augenblick thun und in dem nächſten laſſen ſoll. Und nun gar auf die Poeſie kann kein Volk, das in ſeiner Entwicklung überhaupt ſo weit gelangt iſt, in der Kunſt einen Ausdruck ſeines Weſens zu ſuchen, verzichten, ſelbſt wenn es möglich wäre, daß es darauf verzichten wollte. Die Poeſie iſt der geiſtige Athemzug der Völker: man kann ſich ein wenig erkältet haben, daß Einem das Athemholen ſauer wird: aber enfin, man muß Athem holen, um zu leben.

Und darum hat auch all dies verdrießliche Gepolter über die ſchlechten Poeſien und über den Verfall unſrer

Digitized by Google

Dichtung im Grunde nichts zu ſagen. Die Poeſien machen ſich nicht ſelbſt, ſondern ſie werden gemacht von der allgemeinen Mutter aller Dinge, von der Zeit und der Geſchichte. Darum wenn der Zeit ihre Dichter nicht gefallen, ſo greiſe ſie in ihren eigenen Buſen und bekenne, daß ſie ſich ſelbſt auch nicht gefällt. Selbſt dieſe Kritiker, die ſo weiſe zu Gerichte ſitzen, ſind ſie nicht auch Söhne dieſer verderbten Zeit? Haben ſie nicht Antheil an der allgemeinen Krankheit des Jahrhunderts? Iſt ihre überſättigte, nörgelnde, aberweiſe Kritik ſelbſt nicht ein ebenſo widriges Product der verſtimmten Zeit, als die blaſſen, aufgeſpreizten, kraftloſen Erzeugniſſe unſrer Poeten? Wir ſind in der That alle in gleicher Schuld, und darum ſollte ſich Keiner über den Andern erheben.

Und endlich iſt auch dies ein Irrthum, daß man die Poeten der Gegenwart conſequent immer nur auf die Vergangenheit bezieht und niemals auf die Zukunft. Man hat da ein bequemes Wort erfunden: Epigonen — es hört ſich an, als wäre es etwas Rechtes, und doch iſt es eine Redensart, die das bischen Sinn, welches ſie einmal hatte, längſt eingebüßt hat. Epigonen? Nein, vielmehr Progonen ſind wir: Progonen einer künftigen reifen und freien Zeit, auf die wir das Auge ſehnſüchtig gerichtet haben, ja deren erſter herber Keim in eben die-

Digitized by Google

ſen unvollkommenen Liedern knospet, die Eurem verwöhnten Munde ſo häßlich ſchmecken!

Dies nun iſt auch die wahre Bedeutung der gegenwärtigen dramatiſchen Verſuche. Sie ſind an ſich nichts: aber ſie bereiten ein künftiges Drama vor, erſtlich negativ, indem ſie das bisherige erbärmliche Unweſen verdrängen helfen und das Feld aufräumen, auf dem eine ſpätere glücklichere Muſe ihren Siegeseinzug halten wird.

Und ſodann poſitiv, indem ſie erſtlich einen gewiſſen Apparat praktiſcher Erfahrungen und Vortheile ſammeln, der unſern künftigen Dramatikern trefflich zu Statten kommen und ſie, auf unſere Koſten, vor unzähligen Irrthümern und Mißgriffen behüten wird: und zweitens, indem ſie das Publikum allmälig wieder an die Idee einer einheimiſchen dramatiſchen Literatur gewöhnen und das Theater, das ſo lange Zeit lediglich eine Veranſtaltung des höfiſchen Luxus, ein Nothbehelf der fürſtlichen Langeweile geweſen, allmälig wieder in den Kreis der nationalen Intereſſen hineinziehen.

Nur freilich, damit dies Ziel erreicht wird, werden dieſe Intereſſen ſelbſt wohl noch eine einigermaßen andere Geſtalt erlangen müſſen:

Εἷς οἰωνὸς ἄριστος ἀμύνεσθαι περὶ πάτρης.

Digitized by Google

Ueber
die Unterhaltungsliteratur, insbeſondere der Deutſchen.

Bei allen Völkern geht neben der eigentlichen Literatur, wir meinen, jener Maſſe von Büchern, welche gleichſam den geiſtigen Grundbeſitz eines Volkes, die Documente ſeiner inneren Geſchichte bilden und als ſolche, in ſtetiger Entwicklung, von Geſchlecht zu Geſchlecht forterben, eine andere, zweite Literatur einher, welche, ſcheinbar unberührt von der übrigen geiſtigen Entfaltung, allein für den Augenblick vorhanden iſt und mit ihm untergeht.

Es iſt dies die ſogenannte Unterhaltungsliteratur: eine Literatur alſo, bei der es ſich, ſtreng genommen, ſo wenig für den Schaffenden wie den Empfangenden, den Autor wie den Leſer, um eine künſtleriſche That, einen äſthetiſchen Genuß, eine Vertiefung in das Schöne, Wahre,

Digitized by Google

Göttliche handelt, ſondern einzig und allein um ein Buch, das einige Zeit hindurch unſer Intereſſe gefangen nimmt und uns auf gefällige Weiſe hinweghilft über ein paar öde, beſchäftigungsloſe Stunden. — Man hat, wenigſtens in einigen Provinzen unſers Vaterlandes, und auch in dieſen nur in der vertraulichen Redeweiſe, für dieſe Gattung von Büchern noch einen anderen Namen, der beinahe noch bezeichnender iſt: man nennt ſie Lectürbücher. Ein ſehr charakteriſtiſcher Pleonasmus! Nämlich Bücher, die man lieſt, nur um zu leſen, bei denen es gleichviel iſt, was ſie enthalten, ob ſie gut ſind oder ſchlecht: ſie laſſen ſich leſen, das iſt Alles und iſt genug.

In der Literaturgeſchichte, wie unſre Gelehrten ſie ſchreiben, hat dieſe Literatur bisher keine Rolle geſpielt; man hat ſie entweder ganz mit Stillſchweigen übergangen, oder, beſten Falls, mit einer Kürze abgefertigt, die dem außerordentlichen Umfang dieſer Literatur nur wenig entſpricht.

Sehr natürlich: da bis auf die jüngſte Zeit die Geſchichte unſrer Literatur meiſt von Aeſthetikern oder doch von Solchen geſchrieben ward, die Aeſthetiker zu ſein und ſein zu müſſen glaubten. Dieſe konnten begreiflicher Weiſe keine Neigung empfinden, ſich in eine Sphäre literariſcher Production zu vertiefen, in der das Wort Aeſthetik gar nicht vernommen wird, ja wo jedes Genre will-

Digitized by Google

kommen iſt, ſo unäſthetiſch es ſei, wenn es nur unterhält. — So hat ſich allmälig über dieſe ganze Literatur eine gewiſſe äſthetiſche Geringſchätzung gelagert, die bei Vielen ſogar von einer Art moraliſcher Bedenklichkeit nicht frei geblieben iſt.

Was uns betrifft, ſo vermögen wir weder jene Geringſchätzung noch dieſe Bedenklichkeit zu theilen. Vielmehr es dünkt uns thöricht, ſcheel zu ſehen auf die Exiſtenz einer Literatur, und ob ſie auch wirklich nur eine Literatur zweiten Ranges wäre, ſo lange wir die Thatſachen, welche ihre Exiſtenz nöthig machen, ſo wenig wegſchaffen als wegleugnen können. Es wäre freilich wohl ſchön, wenn die Kunſt von Niemand weder geübt noch geſucht würde, als lediglich um ihrer ſelbſt, um ihrer keuſchen, innigen Umarmung willen. Allein was iſt damit geſagt, als daß es wohl ſchön wäre, die Welt wäre anders, als ſie iſt? — Nicht vor die Tugend allein, auch vor das Schöne haben die Götter den Schweiß geſetzt. Auch die Kunſt hat ihre Myſterien; auch das Gefühl des Schönen, die Empfänglichkeit für das Vortreffliche will erſt durch Arbeit und Studium errungen ſein. Nicht jedes rohe Gemüth iſt ohne Weiteres fähig, das Schöne zu empfinden, wo es iſt, geſchweige denn es zu begehren, wo es nicht iſt, und das Unſchöne, das man ihm ſtatt ſeiner bietet, zurückzuweiſen; auch der Boden,

Digitized by Google

in welchem die Blüthe künſtleriſchen Genuſſes wurzeln ſoll, muß vorher mit Sorgfalt bearbeitet worden ſein. Zumal bei uns, die wir die Erben von Jahrtauſenden ſind, bedarf es ſchon eines langen und mühſeligen Weges, es bedarf einer Menge von Vorausſetzungen, von Uebergängen und Entwicklungen, um uns nur erſt auf jene Höhe der Bildung zu erheben, uns jene Schärfe des Blicks, jene Strenge des Urtheils anzueignen, die uns das Schöne wirklich verſtehen und mit Bewußtſein genießen lehrt.

Aber nicht Allen iſt dieſer Weg verſtattet, namentlich nicht in unſerer Zeit und nicht bei der künſtlichen Zuſammenſetzung unſrer Verhältniſſe. Sogar nur den Wenigſten: weil nur die Wenigſten die Muße, die Mittel, die Gelegenheit haben, jene Studien zu machen und jene Bildung zu erwerben. Die ungeheure Mehrzahl des Volkes, verdammt, mühſelig, im Schweiße des Angeſichts, für die Nothdurft des Augenblicks zu arbeiten und dem Heute das Morgen abzuringen, ja öfters ſogar umgekehrt — woher ſoll ihr die Bildung kommen? oder auch nur der Bildungstrieb? In ihren ärmlichen Wohnungen, in ihren niedern Hütten, zwiſchen ihren Webſtühlen und Maſchinen, die glücklicher ſind, als ſie, weil ſie nicht hungern — wo ſoll ihnen die Idee, wo das Bedürfniß des Schönen aufgehen? Das Auge, das gewohnt iſt, am Boden zu haften, in dem engen Umkreis

Digitized by Google

der täglichen Hantierung, das nichts um ſich ſieht, als Schmutz und Elend und Lumpen — wie ſoll es empfänglich werden für den Strahlenglanz der Kunſt? wie ſoll es lernen, ſich abzuwenden von dem Gemeinen, ſich nicht blenden zu laſſen von der geſchminkten Lüge und nur an dem Bilde der Grazien andächtig zu hangen?!

Darum, wenn einer von dieſen einmal ein Buch ergreift, wenn er (und ſelten genug wird es geſchehen!) eine Anwandlung verſpürt, durch die Traumwelt der Dichtung das Elend ſeiner Wirklichkeit hinwegzutäuſchen: haben wir, o haben wir in Wahrheit ein Recht, gering von ihm zu denken, wenn er dann kurzweg zu demjenigen greift, was am Meiſten, und wär' es durch Schändlichkeiten, ſeine Phantaſie entzündet, ja was wie ein Branntweinrauſch ſeine Sinne überwältigt? — Wir ſpeiſen ſie vom Wegwurf unſrer Tafeln, wir würden ſehr ſcheel auf ſie ſehen, wenn ſie zu ekel ſein wollten, ſich von dem zu nähren, was uns zu ſchlecht iſt: und ihr geiſtiger Geſchmack ſollte feiner ſein, als ihr leiblicher? ihre Aeſthetik ekler, als ihr Magen?! — —

Auch brauchen wir gar nicht bis in dieſe Sphären der Geſellſchaft hinabzuſteigen. Auch der Kaufmann, der Gewerbtreibende, der Beamte, die ganze, große Menge deſſen, was wir den Mittelſtand nennen, oder doch der größere Theil dieſes Mittelſtandes, befinden ſich ganz in

Digitized by Google

derſelben Lage. Frühzeitig zu den nächſten Erforderniſſen ihres dereinſtigen Berufes erzogen, ausgeſchloſſen eben dadurch von den Vortheilen einer allgemeinen, wahrhaft menſchlichen Bildung, jetzt Tage und Wochen an das einförmige Zahlbrett, das Contobuch, den Aktentiſch gebannt, werden es ſchon an und für ſich bevorzugte und gleichſam beſſergeartete Naturen ſein müſſen, um ſich in dieſer Umgebung das Bedürfniß einer geiſtigen Anregung überhaupt nur zu bewahren: ſo daß es ſchon alle Achtung verdient, wenn ſie überhaupt noch in der Literatur, das heißt alſo doch immer noch im Gebiete geiſtiger Intereſſen, ihre Unterhaltung und Erholung ſuchen. Daß ſie dabei, der Mehrzahl nach, nicht nach demjenigen greifen werden, was nicht genoſſen werden kann ohne die Vorausſetzung einer Bildung, die ſie nicht haben, oder eines Studiums, zu dem ihnen ſo Zeit wie Neigung mangeln: ſondern vielmehr nach der compacten Speiſe der Unterhaltungsliteratur, einer Literatur, die keine anderen Vorausſetzungen nöthig macht, als die der Neugier und der Langenweile — was kann natürlicher ſein? Auch die Schönheit, ſogar ſie vor Allem, verlangt ſcharfe Sinne und offene, aufgeweckte Herzen: dieſe jedoch, aus der Einförmigkeit ihres täglichen Berufes, was bringen ſie zurück, als abgeſtumpfte Sinne, müde Herzen, erſchlaffte Geiſter? Wenn ſie leſen, ſo geſchieht es, weil ſie nichts

Digitized by Google

Anderes mehr thun können; ſie haben ſich müde gerechnet, geſchrieben, proceſſirt, das Buch ſoll ſie auf eine behagliche Art abſpannen, es ſoll ihnen eine Beſchäftigung gewähren, die im Grunde keine Beſchäftigung iſt, nämlich ein bloßes Empfangen, ohne eigene Thätigkeit. Da ſind denn freilich van der Velde und Tromlitz beſſer am Ort, als Schiller oder Goethe. —

Und nun gar die ſogenannten hohen und höchſten Kreiſe der Geſellſchaft! Dieſe Glücklichen, in deren zarten Adern ſtatt des gemeinen Blutes nur ein roſenfarbener Ichor fließt, was haben ſie mit dem Ernſt der Kunſt zu ſchaffen? Ihr ganzes Leben iſt Ein Spiel, ſelbſt die wichtigſten Geſchäfte des Staats und der Verwaltung, welche ihnen zufallen, verkehren ſich unter ihren Händen zum Zeitvertreib — und ſie ſollten in ihrer Lectüre etwas Anderes ſuchen, als auch nur einen Zeitvertreib? Sind die Sinne des Armen zu roh, iſt der Mittelſtand zu beſchäftigt, ſo ſind dagegen jene vornehmen Kreiſe viel zu überreizt, viel zu verwöhnt durch Uebermaß und Wechſel der Genüſſe, um nicht den einfachen Reiz des Schönen weit hintan zu ſetzen gegen das Pikante, das Leichtfertige und Blendende einer Literatur, die keinen anderen Zweck hat, als die Unterhaltung. Abwechslung heißt das gemeinſame Stichwort dieſer Kreiſe, ſie bedürfen des Neuen, des Modernen, des Ungemeinen,

Digitized by Google

um dem Fluch der Ueberſättigung und ihrer eigenen Oede zu entfliehen. Aber das Moderne iſt nur ſelten ſchön, das Neueſte nicht immer das Beſte; wer nur das Höchſte der Kunſt, das wahrhaft Klaſſiſche auf ſich wirken laſſen will, der muß ſich auf einen ſehr kleinen Kreis literariſcher Genüſſe zu beſchränken wiſſen, ja er muß im Stande ſein, Monate und Jahre nur mit Einem Autor, Einem Buche zu verkehren.

Man verſtehe uns recht! Nicht als ob hier von einem moraliſchen Zwang, einer göttlichen Nothwendigkeit die Rede wäre und als ob es daher nicht in allen dieſen Kreiſen, den hohen wie den niederen, einzelne Individuen geben könnte, denen es allerdings gelingt, die Macht der Verhältniſſe ihrerſeits zu überwinden und, ſei es producirend, ſei es genießend, allen höchſten Anforderungen der Bildung und eines geläuterten Geſchmackes nachzukommen: wir reden nur von den Dingen, wie ſie ſind, und wie ſie ſich praktiſch geſtalten. Darum ſind wir auch ſehr weit entfernt, dem Publikum, welches der Unterhaltungsſchriften bedarf (und das heißt eben dem Publikum), ſeinen äſthetiſchen Indifferentismus ins Gewiſſen zu ſchieben und ſie, wie unſere Aeſthetiker wohl pflegen, als die Parias des guten Geſchmacks zu verachten. Das Publikum iſt überhaupt nicht da, um Reflexionen zu machen und Vergleiche anzuſtellen; es geht friſch auf die Sache

los, genießt, was es verdauen kann, läßt liegen, was ihm nicht ſchmeckt, und überläßt das Weitere Gott. So in allen Dingen: warum in der Literatur nicht?

Ja wir ſelbſt, die wir uns recht eigentlich dem Dienſte der Kunſt, dem Verſtändniß des Schönen widmen, und zum Geſchäft und Lebensberuf machen, was den Andern nur Erholung und Zerſtreuung iſt, wir Kritiker und Gelehrten — die Hand aufs Herz: haben wir nicht auch unſre ſchwachen Stunden, wo uns das Klaſſiſche nicht ſchmecken will? wo wir unſre Thüren zuſchließen, um uns in trauter Einſamkeit, unter den Standbildern Apollo's und aller neun Muſen, an einem „Lectürbuch" zu ergötzen?

Dieſen Thatſachen gegenüber, durch welche die Exiſtenz einer bloßen Unterhaltungsliteratur hinlänglich gerechtfertigt ſcheint, wird ſich die Vernachläſſigung, welche dieſelbe von unſern Kritikern und Geſchichtſchreibern erfährt, wohl allerdings ertragen laſſen. Weit ſchlimmer iſt es, daß auch unſre Autoren ſie theilen, ja daß gerade unſre vorzüglichſten Schriftſteller, unſre glänzendſten Namen es hartnäckig verſchmäht haben, an der Unterhaltungsliteratur Antheil zu nehmen. — Aber hiezu müſſen wir ein wenig weiter ausholen.

Wir haben im Eingang dieſes Aufſatzes geſagt, daß es bei allen Völkern außer der eigentlichen Literatur noch

Digitized by Google

eine zweite, untergeordnete gebe, welche nur der Unterhaltung dient. Dieſer Satz bedarf der Beſchränkung: nicht bei allen Völkern, ſondern nur bei allen modernen. Die Völker der alten Welt, die Griechen und Römer, kennen dieſen Unterſchied nicht, ſie haben keine Unterhaltungsliteratur, mindeſtens nicht in ihrer guten, das heißt in der eigentlich antiken Zeit. Beide aus entgegengeſetzten Gründen: die Griechen nicht, weil bei ihnen die Bildung zu verbreitet, ein zu allgemeines Beſitzthum des ganzen Volkes war; und umgekehrt die Römer nicht, weil die Bildung ſich bei ihnen auf einen zu kleinen Kreis beſchränkte, während die Maſſe des Volkes, in literariſcher Hinſicht, völlig ungebildet und ohne Intereſſe, mithin auch ohne Bedürfniß war.

Die Griechen waren das eigentlich menſchliche, eigentlich künſtleriſche Volk; kein anderes kann ſich an Harmonie der Bildung mit ihm vergleichen. Und erſt die Harmonie der Bildung iſt Bildung. Wie die körperliche Organiſation dieſes Volkes von ſolcher Vortrefflichkeit war, daß die griechiſche Geſichtsbildung für alle Zeiten der Kanon aller Kunſt, das Ideal aller Bildhauer und Maler geworden iſt, und wie eben dieſer Typus der Schönheit bei ihnen nicht bloß hie und da, in einzelnen zufälligen Erſcheinungen exiſtirte, ſondern wie er wirklich der allgemeine Typus des Volkes, gleichſam das

Digitized by Google

Nationalgeſicht der Griechen, die angeborene Schönheits-mitgift jedes einzelnen Hellenen war: ſo auch in der geiſtigen Organiſation dieſes wunderſamen Volkes war das vollendetſte Schönheitsgefühl gleichfalls ein allgemeines und angeborenes Eigenthum jedes Griechen. Was wir Neueren erſt aus Büchern und Syſtemen uns mühſam abſtrahiren müſſen: Verſtändniß der Kunſtformen, Geſchmack und Bildung, das war bei den Griechen vielmehr Sache eines urſprünglichen, eigenthümlichen Taktes; die Grazien, zu deren Antlitz wir erſt aus tauſend Schleiern uns hindurcharbeiten müſſen, hatten dem Griechen, frei lächelnd, an der Wiege geſtanden.

Allein auch welche Gelegenheit, welche Nöthigung hatte dieſes Volk, ſeinen Schönheitsſinn zu üben und ſeinen Geſchmack zu bilden! Die Kunſt, in breiteſter Entfaltung, hatte das ganze Daſein der Griechen durchdrungen; bei uns ein bloßer Luxus der Vornehmen, ein ſchöner Ueberfluß des Lebens, war ſie bei ihnen die eigentliche Luft, in der ſie Athem holten. Ihre Religion, ihre Feſte, ihre nationalen Zuſammenhänge, mit Einem Wort, ihr ganzes Leben bis in den geringfügigſten Winkel ihrer Privatexiſtenz, war von der Kunſt gehalten und getragen; ihr Gottesdienſt, ihre Schauſpiele, ihre Gebäude, bis hinunter zu den Geräthſchaften des täg-

lichen Gebrauchs, es war Alles von demſelben reinen Schönheitsgefühl gebildet und belebt.

Ein ſolches Volk konnte natürlicher Weiſe gar keine anderen Anforderungen an die Kunſt machen, als immer nur die höchſten; es gab hier Niemand, der nicht gebildet genug war, die feinſten Nüancen der Schönheit zu fühlen, und alſo auch Niemand, der freiwillig, um der bloßen Unterhaltung, des ſtofflichen Intereſſe willen, auf ihre höchſten Leiſtungen verzichtet hätte. Die Kunſt war für ſie ein Gegenſtand des Cultus, ihre Schauſpiele waren zugleich Gottesdienſte, die Wettkämpfe ihrer Dichter waren zugleich nationale Feſte: wie hätten ſie auf den Einfall gerathen können, die Kunſt, mit Aufgabe ihres eigentlichen Inhalts, zur bloßen Unterhaltung zu gebrauchen?

Darum alſo war die Zwittergattung der Unterhaltungsliteratur bei den Griechen geradezu unmöglich; erſt in der Zeit ihres Verfalles, als die Blüthe griechiſcher Geſundheit bereits gebrochen, die reine Kunſtform verloren, die Harmonie ihrer Bildung geſtört, ſogar als der köſtliche Bau ihrer Sprache aus den Fugen gegangen war: da erſt, mit den andern Ausartungen des Geſchmackes, konnten ſich zwiſchen den verſtreuten Trümmern der griechiſchen Nationalität, in den mileſiſchen Märchen, den Liebesromanen und Aehnlichem die Spuren einer Li-

Digitized by Google

teratur entwickeln, die wir allenfalls mit unſrer heutigen Unterhaltungsliteratur in eine, wenn auch ziemlich entfernte Parallele ſetzen dürfen.

Umgekehrt, wie die Griechen ein künſtleriſches, ſo dagegen waren die Römer durchweg ein politiſches Volk. Die Kunſt blieb auf dem harten, ſpröden Boden der römiſchen Nationalität immer nur eine fremde Blüthe; es iſt nichts Eigenes darauf gewachſen, wenigſtens nichts, was zur Reife gekommen wäre. Nur in der praktiſchen (oder, wie man auch ſagen könnte, der politiſchen) Kunſt der Beredtſamkeit und von der Dichtkunſt in denjenigen Sphären, die ſich der Proſa praktiſch behaglicher Weltanſchauung nähern, wie in der Horaziſchen Satire, haben ſie etwas Anſehnliches geleiſtet; alles Uebrige und ſomit die ganze Maſſe ihrer Literatur iſt, wie geſagt, eine fremde Pflanze, von der keine Wurzeln ausliefen in die Herzen des römiſchen Volkes. Die Griechen erbauten ſich an dem Ringen ſchöner Jünglinge, an den Tänzen der Knaben, an den Wettgeſängen der Dichter: die Römer an Gladiatorenkämpfen, an Thierhetzen und der brutalen Pracht der Naumachieen. Der Gipfel des griechiſchen Schauſpiels, die Wolluſt des attiſchen Publikums war die Tragödie; der Gipfel des römiſchen Drama's, das Entzücken des römiſchen Pöbels, war die Pantomime.

Digitized by Google

Alſo um es kurz zu ſagen: die Maſſe des römiſchen Volkes war roh und ohne künſtleriſches Bedürfniß; die Literatur insbeſondere war, ſoweit ſie nicht praktiſch wurde, zu bürgerlichen Zwecken, ein bloßer Luxusgegenſtand der Reichen und Vornehmen. Es fehlte alſo bei den Römern jene breite Grundlage eines großen, gemiſchten Publikums, ohne welche eine Unterhaltungsliteratur nicht exiſtiren kann, da eben erſt die mannigfachen Bedürfniſſe dieſes Publikums ſie ſelbſt erzeugen. Wenn nichts deſto weniger auch bei den Römern, wiewohl auch bei ihnen erſt in der ſpätern Zeit, in der problematiſchen Schrift des Petronius, in den Märchen des Apulejus u. ſ. w. ſich gewiſſe Anfänge einer Unterhaltungsliteratur ſichtbar machen: ſo rührt dies, unſers Bedünkens, viel weniger daher, daß etwa mit der Zeit das Intereſſe an der Literatur in größere Kreiſe übergegangen wäre: dies würde dem thatſächlichen Verfall der römiſchen Bildung widerſprechen. Vielmehr ſcheint es uns daher zu rühren, daß, mit dem allgemeinen Verfall des Staates wie der Sitten, ſogar jene geringe Anzahl von Kunſtfreunden ausſtarb, welche der Literatur bis dahin eine Art Scheinlebens gefriſtet hatten, und an ihre Stelle ein Geſchlecht abgeſtumpfter, überreizter, ſchmarotzerhafter Emporkömmlinge trat: Trimalchio's, wie Petronius ſie ſchildert, die mit der Bildung nur kokettirten, wie mit anderm Luxus,

Digitized by Google

bloß weil ſie für vornehm galt, und die daher auch von der Kunſt nichts wollten, als den bloßen Sinnenkitzel eines angenehmen Zeitvertreibs.

So alſo beſtätigt ſich unſer obiger Ausſpruch: die Griechen hatten keine Unterhaltungsliteratur, weil ſie zu gebildet waren, die Römer keine, weil nicht gebildet genug.

Anders ſteht es mit den modernen Völkern. Und hier treten wir dem eigentlichen Mittelpunkt unſrer Unterſuchung bereits um ein Beträchtliches näher.

Nämlich der hauptſächlichſte Unterſchied zwiſchen der antiken und der modernen Welt beſteht bekanntlich darin, daß die antiken Völker ein ungebrochenes, von keiner Reflexion verkümmertes, von keinem Zwieſpalt getrübtes Daſein, ein ganzes, friſches Leben, gleichſam aus dem Vollen der Natur, in derber Geſundheit, frei herauslebten; wogegen durch das Leben aller modernen Völker ein geheimer Bruch, ein innerlicher Zwieſpalt geht, der die Geſundheit unſers Daſeins ſtört und uns, ſtatt der üppigen Plaſtik der alten Welt, vielmehr „die Bläſſe des Gedankens angekränkelt hat."

Dieſer Bruch (den wir indeſſen ſehr weit entfernt ſind für einen definitiven und alſo für eine Krankheit zu halten; im Gegentheil, wenn eine Narbe, ſo dünkt er uns nur die Blüthennarbe, aus der die Frucht unſrer

Digitized by Google

Zukunft, eine neue Geſundheit, in einem zweiten, höheren Griechenthum, ſich mit göttlicher Gewißheit entfalten wird) iſt mit dem Chriſtenthum in die Welt gekommen und mit ihm in alle Verhältniſſe der modernen Völker, in ihre Religion, ihren Staat, ihre Geſellſchaft, übergegangen, auch in ihre Bildung.

Die Bildung der Alten, wie wir ſo eben geſehen haben, war aus Einem Stück: die der Griechen eine künſtleriſche, die der Römer eine unkünſtleriſche, immerhin beide Ein Guß und in innigſter Harmonie mit dem praktiſchen Daſein des geſammten Volkes. Dagegen bei uns Modernen hat der allgemeine Bruch ſich auch hier hineingedrängt. Bildung und Leben, Theorie und Praxis — wie weit gehen ſie bei uns auseinander! welche Widerſprüche enthalten, welche Gegenſätze verſchließen ſie! Die ſchöne Eintracht des antiken Daſeins, von der jeder Einzelne ſich anmuthig umſchloſſen fühlte, die ihm in der Uebereinſtimmung der Geſammtheit, in der überlieferten Sicherheit der Sitte und der nationalen Gewöhnung die Norm für jeden einzelnen Fall perſönlichen Verhaltens lieferte — dieſe ſchöne Eintracht iſt von uns geſchieden, und der Kampf iſt unſer Loos. Daher dieſe Verſchiedenheit der Bildung, dieſe Mannigfaltigkeit der Standpunkte, dieſer Widerſpruch der Forderungen, dieſer Kampf der Gegenſätze.

Digitized by Google

Wie geſagt: wir betrachten dieſen Zuſtand nicht nur nicht als einen, der dem früheren Zuſtande der alten Welt nachſteht, ſondern ſogar als einen ſolchen, der ihn unendlich übertrifft und der zugleich eine nothwendige Stufe unſrer künftigen Entwicklungen enthält. Ohne daher im Entfernteſten die antike Weltbildung gegen die moderne zurückwünſchen zu wollen, wird es nichts deſto weniger wohl verſtattet ſein, auch auf die (immerhin nothwendigen) Schattenſeiten der letzteren aufmerkſam zu machen, und das um ſo mehr, als wir glauben dürfen, daß eben aus dieſen dunkelſten Stellen ſich dereinſt das hellſte Licht entwickeln wird. Die Gährung iſt auch ein höherer Zuſtand, als der erſte junge Traubenſaft: darum wird doch Niemand leugnen, daß die Gährung eine unſaubre, unerfreuliche Arbeit und erſt der reife, abgeklärte Wein das Reſultat der ganzen Entwicklung iſt. Hoffen denn auch wir auf unſern Wein.

Dies nun, was wir ſo eben von der modernen Bildung im Allgemeinen geſagt haben, gilt in erhöhtem Maße beſonders von der modernen Literatur. Auch die Literatur hat bei den modernen Völkern jenen Boden des nationalen Bewußtſeins verloren, in welchem ſie bei den Alten wurzelte: und damit ihre Verſtändlichkeit, ihre Allverbreitung, ihre naive Univerſalität.

Das zeigt ſchon der Unterſchied zwiſchen Volksliteratur und Kunſtliteratur, der bei allen modernen Völkern durchgeht. Zwar könnte man uns hier einwenden, daß dies auch in der griechiſchen der Fall iſt, nämlich im Gegenſatz der alexandriniſchen gegen die frühere Literatur. Allein die Alexandriner ſind gar nicht einmal Kunſtdichter zu nennen, nur gelehrte Dichter oder noch beſſer dichtende Gelehrte. Der Gegenſatz iſt hier alſo völlig ein anderer. Ehe könnte man die ganze Literatur der Griechen (von Homer bis Alexander) eine Volksliteratur nennen: in dem Sinne nämlich, daß ſie in Wahrheit die Literatur, der volle künſtleriſche Abdruck eines ganzen Volkes geweſen iſt. Gewöhnlich indeſſen denken wir bei Volksliteratur an einen Gegenſatz zwiſchen roher Urſprünglichkeit und feiner Bildung, ſo wie an einen gewiſſen Beigeſchmack von Formloſigkeit und naivem Ungeſchick, von welchem beiden hier keine Spur zu finden iſt. Und darum wird es wohl bei dem einfachen Namen der griechiſchen Literatur ſein Bewenden haben müſſen.

Bei den Modernen nun alſo hat ſich dies Verhältniß ſo geſtaltet, daß überall die Kunſtliteratur, das iſt die Literatur der Gebildeten, die Literatur der Reflexion, die Volksliteratur überwältigt hat: und nur den wenigſten Nationen will es gelingen, die letztere in der erſteren wahrhaft wiederzugebären und dadurch eine ſchließ=

liche Verſöhnung beider Elemente zu Wege zu bringen. Nicht mehr das ganze Volk kann vor Einem Altar der Schönheit opfern: verſchieden, wie in ihren politiſchen Rechten, ihrer geſellſchaftlichen Stellung, ihrem Wollen und Können, ſind ſie auch in den Standpunkten ihrer Bildung und alſo auch in ihrem literariſchen Bedürfniß und Geſchmack. Die eigentliche Bildung iſt, ähnlich wie der eigentliche Beſitz, das eigentliche Vermögen, auf unendlich Wenige beſchränkt; in einer Welt, wo Alles privilegirt iſt, iſt auch der Geſchmack und das Schönheitsgefühl ein Privilegium geworden. Die Andern, die Meiſten, müſſen, wie praktiſch mit dem bloßen Schein des Rechtes, der Illuſion des Beſitzes, ſo auch in dieſem geiſtigen Gebiete mit dem bloßen Schein der Bildung ſich begnügen.

Und hier nun iſt der eigentliche Boden der Unterhaltungsliteratur. Wir haben ſie oben eine Zwittergattung genannt. Jetzt können wir dieſen Ausdruck rechtfertigen: ſie iſt die Literatur derjenigen, welche gebildet genug ſind, um überhaupt an künſtleriſcher Production Antheil zu nehmen: und wieder nicht gebildet genug, um zu dem eigentlichen Kern der Kunſt, dem innerlichen Verſtändniß des Schönen vorzudringen und ſich von etwas Anderm befriedigen zu laſſen, als allein von dem Höchſten und Vortrefflichſten.

Digitized by Google

Aber gerade dieſer Zwitterzuſtand muß in der modernen Zeit, als der Zeit des Schwankens und der Uebergänge, wo Niemand iſolirt genug iſt, weder um von der allgemeinen Bildung, oder doch einem leiſeſten Hauch der Bildung, völlig ausgeſchloſſen zu ſein, noch andrerſeits, um dieſe Bildung in ſich zu völliger Reife, zu völligem Abſchluß zu bringen und gleichſam ihre innerſten Tiefen zu erſchöpfen, der verbreitetſte und eigentlich herrſchende ſein; mithin auch die Literatur, welche dieſem Zuſtand entſpricht, die herrſchende Literatur der Zeit.

Wie alſo die antike Welt aus zwingenden innern Gründen keine Unterhaltungsliteratur haben konnte, eben ſo iſt in der modernen Zeit die Unterhaltungsliteratur ein nothwendiges Product dieſer Zeit und der eigentliche Spiegel ihrer ſelbſt. —

Aber wird man dieſe Beweisführung nicht zu künſtlich finden? Wird man uns nicht den Vorwurf machen, mit großem Aufwand aus innern Gründen deduciren zu wollen, wofür die äußere Veranlaſſung in einer allbekannten Thatſache handgreiflich vor Augen liegt? Die Buchdruckerkunſt — iſt es nicht erſt durch ſie möglich geworden, vermöge der Ausbreitung, welche die literariſchen Productionen durch ſie erhielten, auch die großen Maſſen des Volks in die Intereſſen des Geiſtes, die An-

Digitized by Google

gelegenheiten der Literatur hineinzuziehen? Hat ſie nicht erſt eben dadurch jenen Zwitterzuſtand der Bildung geſchaffen, als deſſen Conſequenz und nothwendiges Product wir die Unterhaltungsliteratur ſo eben dargeſtellt haben? Und mußten die Alten nicht ohne Unterhaltungsliteratur bleiben, weil ſie ohne Preſſe waren?

Die Buchdruckerkunſt — allen Reſpect! Aber es erſcheint uns eine würdigere und die allein geſchichtliche Auffaſſung, daß der Geiſt von innen her ſeine Hülle ſchafft und daß die Thatſachen eintreten, weil die Idee ſie verlangt: als umgekehrt die großartigſten Wendepunkte der Geſchichte aus einem kleinlichen Pragmatismus äußerlicher Umſtände ableiten zu wollen.

Darum iſt auch, unſers Bedünkens, jene allgemeine Bildung entſtanden nicht in Folge der Buchdruckerkunſt, ſondern umgekehrt: die Buchdruckerkunſt iſt erfunden worden, weil der geiſtige Zuſtand der Welt ein ſolches Mittel allgemeinſter Mittheilung nöthig machte; nicht eine Urſache war ſie, ſondern eine Folge, nicht eine Veranlaſſung, ſondern ein Inſtrument. Daher auch darf man von den Alten nicht ſagen, daß ſie dieſen oder jenen geiſtigen Zuſtand nicht gehabt, weil ſie die Buchdruckerkunſt nicht beſeſſen: ſondern im Gegentheil, weil ſie dieſen oder jenen geiſtigen Zuſtand nicht hatten, darum und deshalb haben ſie auch die Buchdruckerkunſt

Digitized by Google

nicht erfunden; ſie hatten ſie nicht, weil ſie ihrer nicht bedurften.

Denn dies iſt überhaupt das Geheimniß aller großen, weltbewegenden Erfindungen: wie der Baum nur da Knospen treibt, wo der Saft in die Höhe ſteigt, ſo werden auch die großen Erfindungen nur da gemacht, wo eine große Idee ins Leben treten will: und dann werden ſie gemacht, weil ſie gemacht werden müſſen. Immer daher, wo eine derartige Erfindung gemacht wird, können wir eben daraus ſchließen, daß eine neue Idee im Begriff iſt ſich zu verwirklichen und eine neue Epoche der Welt beginnt. So die Erfindung der Buchdruckerkunſt, ſo in unſern Tagen die Anwendung der Dampfkraft, die ſogar mit jener, geiſtig genommen, in innigſtem Zuſammenhange ſteht und gleichſam ihre Ergänzung iſt. Wie durch die Buchdruckerkunſt die Schranken des geiſtigen Gebietes zertrümmert und die Geiſter ſich gegenſeitig angenähert wurden: ſo ſollen jetzt den entfeſſelten Ideen auch die Körper folgen, nach den geiſtigen ſollen die räumlichen Schranken fallen, die Völker ſollen auch äußerlich zuſammenwachſen in Eine große Gemeinde, Ein großes Bündniß — und das Reich Gottes wird ſich verwirklichen auf Erden. —

Machen wir nun von dieſem Allen die Anwendung auf Deutſchland, ſo iſt dies zunächſt in die Augen ſpringend

Digitized by Google

und wird vermuthlich von Niemand geläugnet werden, daß jene Spaltung der Geiſter, jene Ablöſung der Bildung von dem allgemeinen und urſprünglichen Bewußtſein des Volkes — kurzum, jene Kluft zwiſchen Theorie und Praxis, Literatur und Leben, von der wir oben, als einem allgemeinen Erbtheil und Eigenthum der modernen Völker geſprochen haben, dennoch nirgend ſchroffer, nirgend gewaltſamer iſt, als eben in Deutſchland.

Den ſpeciellen Beweis dafür wird man uns wohl erlaſſen, da es, wie geſagt, eine Thatſache iſt, über die Alle klagen (freilich ohne das Mittel zu ihrer Aenderung zu finden) und die daher Alle anerkennen; ſie zu erklären, müßte man nicht weniger als die geſammte deutſche Geſchichte recapituliren, deren gemeinſames Product ſie iſt. Nur ein paar einzelne Punkte wollen wir hervorheben, die zugleich mit der eigentlichen Aufgabe unſrer Betrachtung in nächſtem Zuſammenhange ſtehen und die bisher, wenn wir nicht irren, nicht ganz in das Licht gerückt worden ſind, das ihnen gebührt.

Und zwar zuvörderſt erinnern wir daran, daß unſre Literatur, wie ſie in dieſem Augenblicke vorliegt (und dabei datiren wir den Urſprung dieſer gegenwärtigen Literatur etwa von der Mitte des vorigen Jahrhunderts), nicht ſowohl ein unmittelbares Product des Lebens, als vielmehr ein Erzeugniß der Kritik iſt: ſo zwar, daß ſie

Digitized by Google

nicht bloß (denn dies wäre allerdings das richtige Verhältniß) durch die Kritik hindurchgegangen, ſondern daß ſie weſentlich aus ihr hervorgegangen iſt.

Jenen, den Durchgang durch die Kritik, haben die Literaturen aller modernen Völker gemacht, ſogar was ſie Gutes enthalten, verdanken ſie eben dieſem Durchgang, der überhaupt für alle Erzeugniſſe des modernen Lebens, literariſche wie politiſche, für Staaten wie für Individuen, ein nothwendiger und unvermeidbarer iſt.

Aber in allen dieſen Literaturen fand die Kritik einen fertigen Stoff vor, den ſie ſichten und weiter bilden mochte; die Production war früher als die Kritik, die erſt maßgebend zu jener hinzutrat.

Dahingegen in der deutſchen modernen Literatur war die Kritik das Erſte; erſt aus der kritiſchen Betrachtung fremder Dichtwerke (des Milton, der franzöſiſchen Tragiker u. ſ. w.) ging allmälig, in zögernden und befangenen Verſuchen, die eigene Production hervor. Man hatte den Maßſtab eher, als das, was man meſſen wollte; es gab ehe Lehrer des Schönen, die uns vorſchrieben, wie wir Gedichte machen ſollten, als Dichter, die ſie machten.

Was daraus für unſere Literatur gefolgt iſt? — Wir wollen die Dinge nicht ſchwärzer ſehen, als ſie ſind: und darum dürfen wir nicht verſchweigen, daß dereinſt,

Digitized by Google

in künftiger Zeit, wenn einmal unſre Literatur ihre wahre Höhe erreicht, das heißt, den Kreislauf ihrer Ausbildung vollendet und durch die Schule der Kritik zur Natur, durch das Medium der Reflexion zu einer neuen, höheren Unmittelbarkeit wird zurückgekehrt ſein — daß dann allerdings unſre Literatur, eben um ihrer kritiſchen Anfänge willen, alle anderen an Inhalt und Tiefe überragen wird und daß wir alsdann das Schickſal nur werden zu preiſen haben, das gerade uns dieſe verſchlungenen, aber um ſo ſegensreicheren Wege geführt hat.

Abgeſehen jedoch von dieſer künftigen Entwicklung (und noch manches Geſchlecht wird hingehn, ohne ſie zu ſehen), ſo ſcheint es uns unleugbar, daß die nächſten und unmittelbaren Folgen nur nachtheilig geweſen ſind. Unſre Dichter, ſtatt aus der Fülle des Lebens, ſchöpfen ſie aus den Compendien der Aeſthetik; nicht wie ſie ihre Zeit ergreifen, ihr Volk mit ſich reißen, ihre Wirklichkeit verklären, ſondern das war ihre Sorge, wie ſie der Kritik genügen, wie ſie die Anſprüche der Gelehrten befriedigen, wie ſie die Chablone des Syſtems ausfüllen ſollten; nicht um nationale Fragen, ſondern um äſthetiſche drehte ſich unſre Literatur. Was war das Publikum? Es verſtand ja nichts von dieſen äſthetiſchen Subtilitäten, es wußte gar nicht, welche intereſſante Punkte des neueſten Syſtems der Autor in ſein Werk „hineingeheimnißt“

hatte. Was that es alſo, ob das Publikum unſre Bücher las oder nicht, ob ſie ihm gut behagten oder ſchlecht, wenn nur die Kritiker ſie lobten? — So iſt das traurigſte Schickſal über die deutſche Literatur gekommen: geſchrieben zu werden von Literaten für Literaten. Die Maſſen haben wir preisgegeben: was Wunder, daß ſie ihre Unterhaltungen anderswo ſuchen, als bei uns?

Wenn nun aber auf dieſe Weiſe die deutſchen Autoren von Anfang an in eine iſolirte, dem Publikum innerlich entfremdete Stellung gekommen waren: ſo konnte zweitens ſich dieſelbe dadurch nur verſchlimmern, daß es dem deutſchen Leben an einem praktiſchen Vereinigungspunkte gebricht, auf welchem Gelehrte und Laien, Gebildete und Ungebildete in gemeinſamem Intereſſe zuſammenkommen. Ein ſolcher Vereinigungspunkt wird den Engländern wie den Franzoſen in ihrem politiſchen Daſein, in der Oeffentlichkeit ihres Staatslebens geboten. Das iſt der große Tummelplatz, wo die Parteien ſich näher rücken, die Stände ſich vermiſchen, die Gelehrten ihren Schulſtaub abſchütteln, um ſich mit dem köſtlicheren, dem Staub des Schlachtfeldes zu bedecken.

Dieſer Tummelplatz fehlt uns; es fehlt uns an einem Mittelpunkt praktiſcher Thätigkeit, an einem Marktplatz gleichſam, wo Bildung und Leben, Theorie und

Praxis, Literatur und Wirklichkeit ihre Schätze gegen einander umtauſchen. Und jede von ihnen hat Schätze.

Wir wollen hier nicht unterſuchen, ob es für den wahren Vortheil unſers Volkes gut iſt oder böſe, noch auch, wenn böſe, an wem die Schuld liegt, daß es ſo iſt, noch endlich, ob und auf welche Weiſe es anders ſein könnte oder dürfte oder müßte. Nur warnen wollen wir, zu glauben, als könne ein Volk literariſch groß ſein, das politiſch nichtig iſt. Ueberall müſſen Theorie und Praxis Hand in Hand gehen und ſich, die eine auf die andere, ſtützen. Die Praxis des Völkerlebens iſt der Staat. Man hat nicht für gut befunden, uns zu dieſer Praxis hinzuzulaſſen: wohlan, ſo laſſe man es ſich auch nicht befremden, wenn auch unſere Literatur den nährenden Boden der Wirklichkeit verläßt und ein Wolkenkuckuksheim in die Lüfte baut, für das ſich Niemand intereſſiren kann.

Für unſre Dichter aber erwächſt hieraus noch der beſondere Nachtheil, daß ſie nirgend eine Gelegenheit haben, ihr Volk, als ſolches, in großen Maſſen, kennen zu lernen und die Züge ſeines Angeſichts zu erfreulichem Abbild abzulauſchen. Wir haben keine Oeffentlichkeit, es ſei denn eine literariſche; es begegnen uns keine große Geſchicke, es ſei denn ein Dichter, der ausgepfiffen, ein Kritiker, der von einem andern überkritiſirt wird; wir

Digitized by Google

haben keine Parteien, es ſeien denn journaliſtiſche, keine Neuigkeiten, es ſeien denn die Raritäten des Meßkatalogs. Woher ſollen da dem Dichter die großen Stoffe kommen? Das Volk kennt ihn nicht, noch lernt er es kennen, das Leben bietet ihm nichts: was bleibt ihm übrig, als ewig wieder die Literatur von der Literatur zu nähren und dadurch den Bruch, der zwiſchen ihm und dem Volke iſt, nur immer zu vergrößern? —

Die Conſequenzen hievon für die beſondere Stellung der deutſchen Unterhaltungsliteratur ſind leicht zu ziehen. Sind die Unterſchiede der Bildung, der Bruch zwiſchen Literatur und Leben, zwiſchen Autor und Publikum in Deutſchland größer, als irgendwo, und hat die deutſche Literatur ſich einſeitig auf eine abſtracte Höhe geſteigert, wo ſie Wenigern verſtändlich iſt und von Wenigern genoſſen werden kann, als irgend eine: ſo folgt daraus mit Nothwendigkeit, daß auch das Bedürfniß einer zweiten, untergeordneten Literatur, einer Literatur, mit der man ſich verſtändigen kann, auch ohne Autor oder Kritiker oder überhaupt Gelehrter zu ſein und Paragraphen der Aeſthetik inne zu haben — mit Einem Worte alſo: das Bedürfniß einer Unterhaltungsliteratur in Deutſchland größer iſt, als irgendwo. Rechnen wir dazu, daß uns, wie geſagt, jede großartige Oeffentlichkeit gebricht, daß in Folge deſſen auch unſre Geſelligkeit nur ſparſam

Digitized by Google

und ohne eigentliches Leben iſt und daß mithin in Deutſchland eine größere Menge, als anderwärts, ſich auf die einſame Unterhaltung der Lectüre angewieſen ſieht: und wir werden aufhören, uns über die ungeheure Maſſe von „Lectürbüchern" zu verwundern, welche Deutſchland jährlich conſumirt.

Und dieſem ungemeinen Bedürfniß nun, welche Leiſtungen entſprechen ihm? Von welcher Beſchaffenheit iſt dieſe Unterhaltungsliteratur, die eben bei uns ſo reichlich wuchert? —

Auch hier können wir uns die ausführlichere Antwort erſparen, indem Alles, was ſich darüber ſagen ließe, gleichſam culminirt in dem Einen Phänomen, daß von all den glänzenden Namen unſrer Literatur, von all den Sternen unſres literariſchen Himmels in den Katalogen unſrer Unterhaltungsliteratur auch nicht ein einziger gefunden wird. Es iſt völlig eine neue Provinz, die wir betreten, ein neues Geſchlecht, dem wir begegnen; namenloſe Zwerge ſchaufeln im Dunkeln, und die Helden, die erhabenen, liegen oben auf der Bärenhaut und ſchauen in die blaue Luft.

So iſt es; aber muß es ſo ſein? — Vergleichen wir die Unterhaltungsliteratur der übrigen modernen Völker. Sehen wir die Franzoſen an! Wie bei uns kein einziger glänzender Name zwiſchen den obſcuren

Digitized by Google

Winkeln unſrer Unterhaltungsliteratur zu finden iſt: ſo umgekehrt giebt es bei den Franzoſen kaum Eine literariſche Berühmtheit, Einen großen Dichter, Einen angeſehenen Autor, der in der Unterhaltungsliteratur nicht zu finden wäre. Die ausgezeichnetſten Genien der Nation, die vorzüglichſten Talente, die Stimmführer der Kritik und Wiſſenſchaft haben es nicht verſchmäht, zugleich den Acker der Unterhaltungsliteratur anzubauen; weder Voltaire, der Tiſchgenoſſe der Könige, noch Rouſſeau, der Miſanthrop, noch Diderot, der Philoſoph, bis hinunter (oder hinauf?!) zu Georges Sand, dieſem größten Dichter der Jetztzeit, haben es unter ihrer Würde gehalten, Unterhaltungsſchriften zu ſchreiben und ihre Talente zur Ergötzung des Publikums zu verwenden.

Und nun gar erſt die Engländer! Von Richardſon und Goldſmith, Smollet und Fielding, Sterne und Swift bis hinunter zu Walter Scott und Dickens, welche imposante, welche unvergleichliche Reihe von Unterhaltungsſchriftſtellern! und zugleich welche Reihe von Dichtern, von Talenten! welche „Lectürbücher“ — und doch gleichzeitig welche Kunſtwerke!

Die Spanier — allein wir brauchen ja nur den Einen Don Quixote zu nennen, um unſern Leſern ein Werk ins Gedächtniß zu rufen, das zu den grandioſeſten Schöpfungen gehört, die überhaupt jemals dem menſch-

Digitized by Google

lichen Geiſte auf dem Felde der Dichtung gelungen ſind, und das nichts deſto weniger ſeit drei Jahrhunderten gleichmäßig von allen Ständen des ſpaniſchen Volkes verſchlungen wird und die Wolluſt bildet ſo des Fürſten wie des Knechtes, der Alten wie der Jungen, der Weiſen wie der Thoren. —

Eine ähnliche Stellung wird in der italieniſchen Literatur von Boccaz, von Arioſt, von Taſſo eingenommen; auch ſie bilden die Unterhaltung der Laien und zugleich die Bewunderung, das Studium der Gelehrten.

In allen dieſen Literaturen alſo giebt es Dichter, die eine gewiſſe Vermittlung und Uebergangsbrücke bilden zwiſchen der Literatur par excellence und der Unterhaltungsliteratur: Dichter, in denen die verſchiedenen Bildungsſtufen, die getrennten Lebenskreiſe ſich friedlich zuſammenfinden und in gemeinſamem Genuſſe ſich befreunden.

Dieſe Vermittlungspunkte ſuchen wir in unſrer Literatur vergebens. — Es iſt ein hartes Wort und wir müſſen auf lebhaften Widerſpruch, auf empfindliche Beſchuldigungen gefaßt ſein, ja wir ſelbſt erſchraken und wurden unwillig auf uns ſelber, da uns dieſes Wort, die Frucht ernſthafter Unterſuchungen, gewiſſenhafter Vergleiche, zum erſten Mal auf die Lippe ſtieg: nichts deſto weniger muß es heraus, denn es iſt unſre Ueber-

Digitized by Google

zeugung und iſt Thatſache: was gut iſt in der deutſchen Literatur, das iſt langweilig, und das Kurzweilige iſt ſchlecht; was die Aeſthetik billigt, das degoutirt das Publikum, und umgekehrt, was dem Publikum behagt, davor bekreuzt ſich die Aeſthetik.

Ein beklagenswürdiges Dilemma! — Wiewohl unſere Dichter ſind damit zufrieden, ſie wollen es gar nicht beſſer haben, ſie laſſen ſich genügen an ihrem vel unus vel nemo, ja ſie halten den „Beifall des Marktes“ für ein zweideutiges Glück, das mehr zu fürchten, als zu wünſchen, mehr abzulehnen, als zu begehren ſei.

Denn unſre meiſten Dichter verachten das Publikum. Die iſolirte Stellung, in der ſie ſich befinden, der kleine Umkreis, auf welchen ſie beſchränkt ſind, der geringe Effect, den ſie erzielen, das Alles zuſammengenommen hat ſie in einen gewiſſen Hochmuth — wir können nicht anders ſagen: hineingenöthigt, vermöge deſſen ſie es für ſchön und edel, ja wohl gar für eine Beglaubigung ihres künſtleriſchen Berufes halten, den Beifall des Publikums zu verachten und ſeine Stimme zu überhören. Die Meiſten halten es in dieſer Beziehung mit Goethe, der ſein eigentliches Territorium, die ſchöne Subjectivität, freilich nicht anders retten und ſich ſelbſt gegen die Entwicklungen der Zeit im Gleichgewicht halten konnte, als

Digitized by Google

indem er die objective Menge verachtete, ſie wohl auch nach Gelegenheit ein wenig neckte und düpirte.

Die Romantiker, welche ſich nach und neben Goethe auf den Gipfel unſers Parnaſſes drängten, haben das Ihrige gethan, dieſes Dogma von der abſtracten Erhabenheit des Poeten, von der Gleichgiltigkeit des Publikums, der Barbarei des großen Haufens zu verbreiten und ihm neue Anhänger zu erwerben. Sie zwar thaten darin nur, was ſie mußten: ſie, die principiellen Gegner Schiller's, der ſich dem Publikum ebenſo in die Arme geworfen hatte, wie ſie es verachteten: „Alle meine Verbindungen ſind aufgelöſt. Das Publikum iſt mir jetzt Alles, mein Studium, mein Souverain, mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich jetzt an. Vor dieſem und keinem andern Tribunal werde ich mich ſtellen. Dieſes nur fürcht' ich und verehr' ich." — (Schiller, in der Ankündigung der Rheiniſchen Thalia.)

Wer von unſern heutigen Schriftſtellern hätte den Muth, dieſe Worte zu wiederholen — ſie zu wiederholen aus wirklicher freier Ueberzeugung, ohne Koketterie und auch ohne in ſeinem Herzen der Dame Aeſthetik ein heimliches Compliment zu machen und ſie um Vergebung zu bitten für den Honig, den er dem Bären Publikum ins Maul ſtreicht?! —

Digitized by Google

Schiller ſelbſt hat ſein ſtolz beſcheidenes Wort gehalten; niemals, wie nah ihn auch die einſame Sonne Goethe's in ihre ſelbſtgenügſame Bahn zog und wie viel einzelne Ausdrücke des Unmuths, der Verſtimmung, des Mißtrauens wir auch hie und da in ſeinen Briefen ꝛc. finden: niemals dennoch hat er aufgehört, dem Publikum eine innige und aufrichtige Liebe zu widmen, er hat es nicht verſchmäht, durch Effecte, welche der Menge verſtändlich ſind, auf dieſelbe zu wirken und ſie mit ſich zu ziehen in ſeine ideale Welt.

Das Publikum aber iſt wie ein Kind: es liebt den wieder, von dem es merkt, daß er es liebt. Und darum iſt Schiller von allen unſern großen Dichtern bei Weitem derjenige, den das Volk am Meiſten kennt und wirklich im Beſitze hat; ja es fehlt nicht viel, ſo können wir ſeine Balladen und Tragödien, ſo wenig auch ſonſt gerade dieſe Gattungen für die Unterhaltungsliteratur zu zählen pflegen, in der That der deutſchen Unterhaltungsliteratur beirechnen, wenigſtens was die Art und die Ausdehnung anbetrifft, in welcher das Publikum ſie genießt.

Unſere Kritiker freilich (und wiederum an ihrer Spitze die Romantiker) haben dieſe Popularität Schiller's vielmehr aus ſeinen poetiſchen Fehlern deducirt; ſeine Effecte ſind in ihren Augen vielmehr ſeine Schwächen.

Digitized by Google

Effect?! — Aber einem reinen deutſchen Dichter, will ſagen, einem Dichter vom reinſten Waſſer, darf man das Wort Effect ja gar nicht nennen; es iſt eine Beleidigung gegen die Keuſchheit ſeiner Muſe, wenn man ihm zumuthet, Effecte zu ſuchen und die Schönheit nicht bloß abſtract hinzuſtellen, ſondern ſie auch wirkſam zu machen und zur Anerkennung zu bringen vor der entzückten Menge. Ein reiner deutſcher Dichter darf eigentlich nichts ſchreiben, als bloß lyriſche Gedichte und allenfalls Dramen, nämlich unaufführbare; von Romanen aber nur Kunſtromane, Tendenznovellchen und ſo dergleichen. Das eigentlich, was die Menge unterhält: die ſtoffhaltigen, ſoliden Geſchichten voll Abenteuer, Spannung und Verwicklung, die Tragödien, die mehr als zwei volle Häuſer machen, die allerliebſten Luſtſpiele, bei denen das Publikum ſich todt lachen will und die es nicht müde wird zu ſehen — er überläßt es Alles den Handwerkern und Pfuſchern, den Franzoſen, den Engländern, der Induſtrie der Ueberſetzer! Er überläßt es ihnen, indem er ſich luſtig macht über ſie und in ſeiner literariſchen Einſamkeit, ohne Leſer, ohne Publikum, ſich dennoch ein Weſen höherer Art dünkt, als die Eugen Sue's, die Boz' und wie ſie ſonſt heißen, dieſe modernen Rattenfänger von Hameln, die es verſtehen, das Publikum von ganz Europa hinter ſich zu ziehen! —

Digitized by Google

Oder wäre es doch nicht bloß Hochmuth, was unſere Dichter ſo urtheilen läßt? Verſteckte ſich vielleicht, ihnen ſelbſt unbewußt, hinter dieſer Maske des Hochmuths vielmehr die Unfähigkeit, das Publikum zu unterhalten? Verzichten ſie vielleicht nur auf Kronen, die ſie doch niemals erringen können, und verachten ein Scepter, das ſie nicht zu führen verſtehen?

Gehen wir der Sache ein wenig auf den Grund. Der Maſſe kann nur durch die Maſſe imponirt werden; das Publikum, wenn es ſich an unſern Büchern unterhalten ſoll, will eben unterhalten ſein: es will Stoff, Abenteuer, Verwicklungen, es will Umgebungen, die ihm bekannt ſind, es will Situationen, die es verſteht, es will Perſonen, für die es ſich intereſſiren kann; es will Abwechſelung, Farbenglanz, Fülle und Lebendigkeit.

Es hat dies Niemand beſſer ausgeſprochen, als eben derjenige, der ſeinen eigenen Ausſpruch am Wenigſten erfüllen konnte: Goethe in dem Prolog zu Fauſt. Fleiſch! Fleiſch! Das iſt es, wonach die Menge hungert, leiblich wie geiſtig; die lange Brühe Eurer Redensarten, das Ragout Eurer Sentenzen, das feine Arom Eurer Kunſtbetrachtungen — es kann ihm Alles nicht helfen, wenn Ihr ihm nicht runde nette Facta gebt, eine Welt der Wirklichkeit, voll plaſtiſchen Lebens. Darum iſt auch die hauptſächlichſte Form der Unterhaltungsliteratur von je-

Digitized by Google

her und bei allen Völkern der Roman geweſen, als diejenige Form der Literatur, welche am Meiſten die Darſtellung des Lebens, wie es iſt, zum Vorwurf hat.

Da jedoch eben liegt es! Wir armſeligen deutſchen Schriftſteller, die wir Tag und Nacht hinter dem Ofen hocken, vertieft in Illuſionen, Philoſopheme, äſthetiſche Gloſſen — wo ſoll uns die Plaſtik herkommen? Wir haben keine Geſchichte, es ſei denn die officielle, die unſere Staatszeitungen uns berichten — wie wollen wir Geſchichten erfinden, bei denen wir ſelbſt und andere gute Leute ſich unterhalten können? Wir kennen uns ſelbſt nicht; eingeneſtelt zwiſchen die Feigenblätter unſers Familienlebens, gelegt unter die ſieben Siegel unſrer Geheimnißkrämerei, ſind unſre eigenen Sitten, unſre Zuſtände, unſre Verhältniſſe uns ſelber ein Geheimniß — wie wollen wir ſie Anderen enthüllen? —

Blicken wir wiederum auf England: der ſchlechteſte engliſche Roman, das leichtfertigſte Machwerk der Herren Marryat oder Cooper oder Dickens, enthält mehr Plaſtik und mehr wirkliches Leben, als alle deutſchen Romane zuſammen, die Goethe'ſchen nicht ausgenommen, ſogar ſie an der Spitze. Woher das kommt? Daher, weil der Engländer ſich von früh auf von der großartigſten praktiſchen Thätigkeit umgeben ſieht; weil ringsum das Leben ſeiner Nation in freier Oeffentlichkeit ihm unverhüllt vor

Augen liegt; weil er eine Geſchichte hat voll Streit und Widerſtreit, fluthend vom lebendigen Athemzuge der Parteien; endlich weil er überall berufen, ja genöthigt iſt, ſelbſt Hand anzulegen an dieſe Geſchichte und ſeine eigenen Geſchicke in die Geſchicke ſeiner Nation, in den allgemeinen Gang der Ereigniſſe zu verflechten. Darum, weil ſie das mächtigſte Volk der Erde ſind, weil in ihren Schooß die Güter der Welt zuſammenfließen, weil fünf Welttheile auf die Stimme des engliſchen Bürgers horchen, die im Parlament, in der Zeitungspreſſe, im Meeting ſich erhebt: darum haben ihre Schriftſteller dieſe wunderſame Sicherheit der Zeichnung, dieſe Plaſtik der Schilderungen, dieſe Kunſt der Verwicklung, dieſe Fülle der Thatſachen, darum haben ſie ſelbſt dieſe Unterhaltungsliteratur, ſo markig, ſo gediegen, daß auch die Aeſthetik ſich derſelben nicht zu ſchämen braucht.

Denn daß man ſich darin nicht irre! Wir gedenken nichts von dem zu widerrufen, was wir im Obigen über die zwitterhafte Bildung der modernen Zeit geſagt haben und daß die Unterhaltungsliteratur meiſt von Solchen geleſen wird, die eben nur Zerſtreuung haben wollen und denen die Kunſt und die Schönheit und die Wahrheit im Grunde höchſt gleichgiltig ſind. Dies Alles ſei ſo wie wir es geſagt haben, das Publikum der Unterhaltungsliteratur ſei ohne Bildung und Geſchmack: ſo ſteht

Digitized by Google

es doch nicht in Oppoſition zur Bildung! ſo iſt es doch nicht der Feind des guten Geſchmacks!

Mit andern Worten: das Publikum läßt Eure geſchmackvollen, aber langweiligen Bücher nicht deshalb ungeleſen, weil ſie geſchmackvoll, ſondern weil ſie langweilig ſind; es lieſt auch die rohen, ſchmutzigen, aber kurzweiligen Romane der Cramer, Spieß, Clauren u. ſ. w. nicht deshalb, weil ſie roh und ſchmutzig, ſondern weil ſie kurzweilig ſind: und alſo würde es auch Eure geſchmackvollen und unterhaltenden Romane mit Freuden leſen, es würde ſich unvermerkt durchrieſeln laſſen von den leiſen Strömungen der Kunſt, es würde — nicht wiſſend vielleicht, warum — doch es würde allmälig auch an den Kunſtgenüſſen, dem Schönen, Geſchmack finden, es würde, bei gleichem ſtofflichen Intereſſe, inſtinctmäßig das gediegene, kunſtſchöne Buch dem rohen und unſchönen vorziehen, — nämlich wenn Ihr ſie überall nur ſchriebet, dieſe unterhaltenden und geſchmackvollen Romane!

In der Sache wenigſtens liegt kein Widerſpruch; es iſt nicht abzuſehen, warum nur das Gemeine unterhaltend ſein ſoll und warum immer die Grazien gähnen müſſen.

Von hier aus nun aber, welche Perſpective auf die Erhebung, die Bildung unſers Volkes! welch ein Werk-

Digitized by Google

zeug zu den höchſten Zwecken, dieſe verachtete, behohnlächelte, preisgegebene Unterhaltungsliteratur!

Und preisgegeben iſt ſie bei uns: nicht bloß der talentloſen Empirie, der Geſinnungsloſigkeit, der induſtriellen Berechnung unſerer literariſchen Kleinkrämer: ſondern preisgegeben iſt ſie den Fremden, und ſelbſt, was Jene mühſam zuſammenſtoppeln, iſt durchſchnittlich nur die ärmliche Ableſe fremder Felder. Es kann kaum ein ſprechenderes Merkmal für die Unreife unſerer Literatur, keinen beſchämendern Einwurf gegen die pausbäckigen Rodomontaden ihrer Lobredner geben, jener betrogenen Betrüger, die uns Tag für Tag von der unausſprechlichen Vortrefflichkeit, der himmelhohen Klaſſicität unſrer Literatur vorfaſeln, als dieſe Thatſache, daß wir nicht einmal im Stande geweſen ſind, uns eine eigene Unterhaltungsliteratur zu ſchaffen. Alles, was wir in dieſer Art beſitzen, iſt entlehnt, theils unmittelbar, theils wenigſtens auf fremden Anſtoß und in Wiederholung fremder Entwicklungen.

Zuerſt, in der älteſten Zeit, im fünfzehnten Jahrhundert, beſtahlen wir uns ſelber und ſetzten uns unſre eigenen mittelalterlichen Gedichte, unſre Triſtan's und Wigalois' in proſaiſcher Verwäſſerung auf die Tafel; wo das nicht ausreichte, plünderten wir alle Vademecums der Welt, excerpirten alte Hiſtorienbücher, ja

Digitized by Google

aus der Bibel ſelber ſuchte man ſich die unterhaltenden Hiſtörchen zuſammen. Dann kamen die Vagabondenromane: ſie waren den Spaniern entlehnt — der Schäferroman: wir ahmten ihn den Italienern nach — dann der politiſche, galante, höfiſche Roman, die Staats- und Liebeshiſtorien: wir empfingen ſie von den Franzoſen. — Von da an wurden die Engländer unſre Lehrmeiſter und zum guten Theil unſre Lieferanten: ſie haben uns nach einander die Robinſonaden, den Familienroman, endlich in neueſter Zeit den hiſtoriſchen Roman geliefert und fangen in dieſem Augenblicke, in Vereinigung mit den Franzoſen (Boz — Sue — die Sand) an, uns den ſocialen Roman zu liefern.

So wären wir wohl reichlich verſehen, unſre Ueberſetzer keuchen, unſre Nachahmer ſchwitzen und die Leihbibliotheken wachſen ins Rieſenmäßige. Allein was von dieſem Allen iſt wahrhaft unſer? Das Wenige, was auf deutſchem Stamme urſprünglich gewachſen iſt, wie verſchwindet es gegen die Ueberfülle des Fremden! Und ſelbſt dies Wenige, welche klägliche Rolle in der Gunſt der Leſer ſpielt es, verglichen mit dem Beifall der „Myſtères“, des „ewigen Juden“ ꝛc.?

Wir können das Publikum nicht tadeln, daß es ſich ſeine Unterhaltung da nimmt, wo es ſie findet, und lieber ſich mit dem Fremden amüſirt, als ſich mit dem

Digitized by Google

Deutſchen auf gut patriotiſch langweilt. Dagegen wen wir tadeln müſſen, das ſind unſre Schriftſteller, weil ſie keinen Verſuch machen — oder vielmehr, wir müſſen ſie und uns und den Fluch der Zeit beklagen, weil ſie, wie die Dinge jetzt ſind, keinen Verſuch machen können, eine eigene deutſche, unſerm nationalen Geſchmack entſprechende, in dem Boden unſrer Zuſtände wurzelnde, von unſerm Volk wirklich geleſene Unterhaltungsliteratur zu ſchaffen. Der Stoff liegt eben überall zu Tage: wir haben nur noch keine Augen, ihn zu ſehen, keine Hände, ihn zu bilden: es iſt die Geſchichte unſers Volkes, die Wirklichkeit unſrer Zeit, es ſind unſre Sitten, die Ihr ſchildern, unſre Landſchaften, die Ihr poetiſch beleben, unſre Städte, deren Treiben Ihr abmalen, es iſt unſer eigenſtes Daſein, das Ihr im Zauberſpiegel der Kunſt verklären und mit dem Ihr uns unterhalten ſollt!

Ja Deutſchland gerade, mit dieſer vielverzweigten, iſolirten, auseinanderlaufenden Geſchichte, mit dieſem Contraſt der Sitten, mit dieſer Mannigfaltigkeit ſeiner Provinzen, ſeiner Stände, ſeiner Verfaſſungen — welche Stoffe, welche Staffagen, welche Verwicklungen!

Auch ſind einzelne Verſuche in der That bereits gemacht. Man vergleiche Bücher, wie Immermann's Münchhauſen (wir meinen die unvergleichliche Dorfſchulzengeſchichte, von der nur zu wünſchen wäre, daß eine

glückliche Hand ſie aus dem übrigen Münchhauſen, dieſem langweiligſten Altweiberliteraturgeklätſch, herausſchälen und in eigener Schönheit ſelbſtändig aufſtellen könnte), wie der erſte Band von Wilib. Alexis' Cabanis, wie Schuſelka's Karl Gutherz, eine Geſchichte aus dem Wiener Volksleben, wie die Schriften des Schweizer Bitzius (Jeremias Gotthelf), vor Allem wie die vortrefflichen Dorfgeſchichten von Berthold Auerbach, dieſe ſchönſten Perlen, welche der Strom der letzten Jahre an das unfruchtbare Geſtade unſrer Unterhaltungsliteratur geworfen hat — wir haben hier abſichtlich Bücher von dem verſchiedenſten künſtleriſchen Werth, ſehr hohem und ſehr geringem, zuſammengeſtellt: ſie alle jedoch, wie ſie ſind, mit ihren Mängeln und Schwächen — man vergleiche ſie nur, man prüfe ſie, man erforſche die Geſchichte ihrer Wirkung, man berechne die Größe ihres Publikums: und man wird ſo ungefähr den Weg merken, welchen unſere Literatur hier einzuſchlagen hat. — —

Schließlich haben wir noch zwei Einwendungen zu beſeitigen, die gegen unſere ganze Darſtellung gemacht werden könnten.

Zuerſt nämlich möchte die Frage erhoben werden, ob nicht dieſe ganze Unterhaltungsliteratur am Beſten abzuſchaffen und ſtatt ihrer eine Literatur der Naturgeſchichten, der Reiſebeſchreibungen, der Technologien und

andere ſolide Bücher dieſes Schlags, vielleicht auch Gebetbücher und Tractätlein einzuführen wären, die dem Leſebedürfniß jener gemiſchten Klaſſen ohne Zweifel eine viel nahrhaftere Koſt zuführen würden, als die leichte Speiſe der Romane.

Allein darauf iſt zu erwiedern, daß der Menſch, und wär' er übrigens noch ſo roh, ſo gut wie ſein Stückchen Fleiſch, ſeinen Biſſen Brod, auch ſein Stückchen Poeſie, ſein bischen Literatur haben will. Die Nutzbarkeit iſt ein recht ſchönes Ding: nur darf ſie nicht der einzige Gott des Lebens werden wollen, man darf den Luxus der Dichtung, die Gaukelbilder der Kunſt nicht ganz verbannen, auch nicht aus dem ärmſten Daſein und nicht in ihrer ärmſten Geſtalt: wie ja auch die Erde nicht überall Kartoffeln trägt und wie auch der magerſte Acker noch ſein Blümchen hat, und wär' es ein weißblühendes Unkraut. Wir wollen nicht behaupten, daß der Soldat in der Wachtſtube, der mit ſtieren Augen und glühendem Kopfe ſich in die Wunder des Rinaldo Rinaldini vertieft, dadurch eben einen großen Zuwachs ſeiner Bildung gewönne; wir wollen ſogar zugeben, daß es ihm vermuthlich viel zuträglicher wäre, wenn er ſtatt deſſen das Exercierreglement oder die „Kurze Anweiſung, ohne Geld ein reicher Mann zu werden, durch lauter einfache und bewährte ökonomiſche Mittel" zu ſeiner Lec-

türe wählte. Aber du lieber Himmel, immer Exercierreglement?! — —

Der zweite Einwand iſt gerade entgegengeſetzter Natur. Nämlich iſt nicht ſchon geſchehen, was wir verlangen? Haben wir nicht bereits eine Literatur, welche, wie wir es ſo eben von einer richtigen und wahrhaften Unterhaltungsliteratur forderten, das Leben unſers Volkes, wenn auch nicht des ganzen, ſo doch einiger Sphären deſſelben ſchildert und die Wirklichkeit unſrer Zuſtände, wenn auch wiederum nur aus einigen gewiſſen Sphären, poetiſch wiederſpiegelt? Haben wir nicht die vortrefflichen, moſchusduftigen Romane des Herrn von Sternberg, der Frau Gräfin Hahn und anderer ariſtokratiſcher Weiber, bärtiger wie unbärtiger, die das high life unſrer Vornehmen mit geübtem Pinſel darſtellen? —

Wir haben ſie, allerdings: und wem ſie gefallen, der mag ſie auch behalten. Für den geſunden, derben Magen der Menge jedoch, für den friſchen Geſchmack des Volkes iſt dies nicht die rechte Speiſe. Zwar wird auch die Menge dieſe Bücher leſen, weil ſie Mode ſind und ſo lange ſie keine andern hat; ihr Herz indeſſen wird nichts dabei empfinden und ihre Seele nichts dabei gewinnen. Vielmehr nur die Eitelkeit und die Herzensöde werden wachſen: gleicherweiſe, wie der große Haufe auch zuſammenläuft auf der Straße, wenn ein glänzend ari-

ſtokratiſcher Wagen vorüberrollt: ſie ſtaunen das Wappen an und die ſeidenen Kiſſen und die Pracht des Aufzugs, das iſt Alles — und obenein bewirft ſie der Wagen mit Koth.

Endlich wenn wir im Vorſtehenden unſre Dichter auf die Unterhaltungsliteratur hingewieſen und ſie mit dringenden Worten aufgefordert haben, ſich dieſes verwaisten Gebietes anzunehmen und zu ſchaffen, was wir nicht haben: Volksromane — ſo halte man uns doch ja weder für ſo einfältig noch ſo anmaßend, als hätten wir damit gewiſſermaßen die Parole der nächſten literariſchen Entwicklung austheilen und gleichſam die Wege vorzeichnen wollen, welche ſie zu nehmen hat. Es geſchieht dergleichen wohl mitunter und ſelbſt beſonnene und einſichtsvolle Männer haben ſich zu derartigen aprioriſchen Anweiſungen verleiten laſſen: jetzt ſoll Dies geſchrieben werden und Jenes ſoll liegen bleiben! jetzt politiſche Satiren, jetzt Dramen, jetzt Romane! — Niemand kann von dieſer ſchulmeiſterlichen Anmaßung entfernter ſein, als der Verfaſſer dieſes Aufſatzes. Er weiß recht gut, daß auch auf dem Gebiete des Geiſtes eine jede Frucht nur dann reift, wenn ihre Zeit gekommen iſt, und daß kein kritiſches Machtwort ſie beeilen kann. Wohl aber glaubt er, daß es ſich ſchicke und hält dies für die Pflicht und höchſte Aufgabe des Lite-

Digitized by Google

rarhiſtorikers, die Tageshelle des Bewußtſeins zum Voraus auf die Wege fallen zu laſſen, auf denen dereinſt der Genius der That einherſchreiten wird und ſo ſeinen Einzug zu erleichtern, wenigſtens Herzen und Geiſter bereit zu ſtimmen zu ſeinem Empfang. —

Und mehr haben auch dieſe Zeilen nicht gewollt. —

Digitized by Google

Wilhelm Waiblinger.

Auf eine ſehr glückliche Weiſe ſcheinen gegenwärtig die buchhändleriſche Speculation und das Intereſſe des Literarhiſtorikers in den zahlreich veranſtalteten Geſammtausgaben deutſcher Schriftſteller ſich zu begegnen. Zwar wie die Speculation als ſolche einſchlägt und ob ſie immer und in allen Fällen überhaupt nur einſchlägt, dies möge dahin geſtellt bleiben: um ſo mehr, als der Vortheil, welcher dem Literarhiſtoriker daraus erwächſt, unter allen Umſtänden gewiß und ſogar ein doppelter iſt.

Zuerſt nämlich werden ihm ſelbſt dadurch gleichſam die Acten geſammelt und zu neuem Spruche vorgelegt; ein Material, das er ſich ohne dies oft mühſam, oft nur unvollſtändig herbeiſchaffen könnte, wird ihm hier, zu bequemſtem Gebrauch, in erwünſchter Vollſtändigkeit dargeboten

Digitized by Google

und dadurch eine neue eindringliche Betrachtung des Schriftſtellers gleichſam herausgefordert.

Der zweite Gewinn ſodann iſt dieſer, daß dergleichen Sammlungen auch die leſende Menge allmälig gewöhnen, fortan nicht mehr mit ihrer Gunſt oder Ungunſt ausſchließlich an einzelnen Werken Einzelner zu haften und an ihnen die Willkür perſönlichen Urtheils auszuüben. Vielmehr, indem ſie jetzt den Ertrag eines Dichterlebens geſammelt vor ſich ſieht und in zuſammenhängender Leſung ſich darin vertieft, ſo bekommt auch die Menge eine Ahnung davon, daß zunächſt die Individualität jedes einzelnen Schriftſtellers und die Geſammtheit ſeiner Werke nichts Abgeriſſenes, Zufälliges und Willkürliches, ſondern ein Organismus iſt, der als ſolcher in ſeinen Vorausſetzungen erkannt, in ſeiner Entwicklung begriffen, in ſeiner Thätigkeit will verſtanden ſein.

Mit dieſer Ahnung aber, welche demnächſt die Kritik erläuternd und berichtigend zum Bewußtſein zu bringen hat, iſt auch ein ähnliches und gleiches Verſtändniß der geſammten Literatur vorbereitet. Auf dieſelbe Weiſe nämlich, wie jene einzelnen Perſönlichkeiten, ja wenn es möglich wäre, in erhöhtem, vollſtändigerem Grade ſogar, iſt auch die geſammte Literatur, die geſammte literariſche Bildung eines Volkes, ja in letzter Inſtanz die Literatur überhaupt gleichfalls ein ſolcher lebendiger, man

Digitized by Google

könnte ſagen, perſönlicher Organismus: ein Organismus, der ſeine Entwicklung, ſeine Nahrung, ſein Blühen und Gedeihen hat, wie jene, und daher auch, wie jene, nur unter dieſen ſeinen beſtimmten Vorausſetzungen, auf geſchichtlichem Wege, verſtanden und gewürdigt werden kann.

In dieſer Rückſicht wollen wir vorläufig jede neue Geſammtausgabe dieſer Art willkommen heißen, ſelbſt wenn ſie, wie das wohl geſchieht, die Spuren ihrer gewerblichen Herkunft noch einigermaßen an ſich tragen ſollte.

Aber doch nicht willkommen heißen ohne alle Einſchränkung, alle Bedingung! Die Literaturgeſchichte mag, wo der Zufall Beides zuſammenführt, Vortheil ziehen von dem Vortheil des Buchhändlers, wohl auch von ſeinem Schaden, gleichviel: nur ſie ſelbſt ſoll nicht Schaden leiden durch ſeinen Vortheil, ſie ſelbſt ſoll ſich nicht beeinträchtigen und in die Irre führen laſſen in Folge buchhändleriſcher Speculationen.

Und dieſe Gefahr iſt hier allerdings vorhanden. Oder was iſt, was bedeutet eine Geſammtausgabe? Iſt es dazu ſchon genügend, die zerſtreuten und vielleicht längſt vergeſſenen Werke des erſten, des beſten Schriftſtellers zuſammenzuraffen und, mit einem gemeinſamen Titelblatt verſehen, aufs Neue in die Welt zu ſchicken? Ge-

Digitized by Google

wiß nicht: ſondern, wie ja früherhin auch nur ſolche Autoren und nur dann Geſammtausgaben ihrer Schriften veranſtalteten, welche, nach einer langen und inhaltreichen künſtleriſchen Thätigkeit, der Gunſt eines zahlreichen Publikums wie eines eroberten und ſiegreich behaupteten Beſitzthums gewiß, gleich ausgedienten Kriegern, in den Schatten ihrer Lorbeeren ſich zurückzogen: ſo erſcheint uns die Geſammtausgabe auch jetzt noch unbedenklich als eine Ehre, zu der ein Autor berechtigt ſein muß.

Oder Falls man das Wort Ehre, bei dem gegenwärtigen Zuſtande unſers Büchermarktes, vielleicht gar unſerer Literatur ſelbſt zu vornehm, zu anmaßend finden ſollte: wohlan, ſo wenigſtens ein Anſpruch, eine Conceſſion gewiſſermaßen auf dauernde literariſche Beachtung. Allein auch dieſe Anſprüche, dieſe Conceſſionen ſind wir nicht Willens, in das Belieben und die Druckluſt eines ſpeculirenden Buchhändlers zu legen. Vielmehr ſoll die Literaturgeſchichte ſelbſt, die wiſſenſchaftliche Kritik dies als ein Recht, ihr Recht bewachen; ſie ſoll nicht zugeben, daß Größen gemacht werden — nicht durch Verdienſt, nicht einmal durch Glück, durch Zufall, ſondern durch die Laune eines Verlegers —: Größen, die kein anderes Fundament haben, als die Papierballen auf dem Lager des Buchhändlers!

Ueber dieſen Punkt alſo, wer dieſe Berechtigung, dieſen Anſpruch zu ertheilen hat, dürften denn wohl Alle, denen überhaupt ein Urtheil in dergleichen Sachen zuſteht, einig ſein. Etwas Anderes iſt es mit der Frage, wodurch dieſe Berechtigung ſelbſt erworben wird, welches die Verdienſte, die Thaten ſind, auf die ein derartiger Anſpruch ſich ſtützen darf. Mit dem bloßen äſthetiſchen Rigorismus, der bloßen literariſchen Feinſchmeckerei, die nichts als Meiſter= und wieder Meiſterwerke beſitzen will, ſcheint uns, wie überall, ſo auch hier nur wenig ausgerichtet. Ueberlaſſen wir dergleichen Abſtractionen denen, die ſich wohl darin fühlen, unverſtandene, unverdaute Weisheit, Weisheit der Syſteme und Kategorieen, ex tripode in die Welt hineinzuverkündigen, auch auf die Gefahr, daß Niemand ſie hört: in geſchichtlichen Dingen iſt es überall gut, auch den geſchichtlichen Maßſtab, den Maßſtab der Thatſachen anzulegen. Und da ſcheinen uns denn hauptſächlich drei Motive, drei Möglichkeiten vorhanden zu ſein, welche, wie verſchieden ihr Werth, doch alle drei genügen, jenen Anſpruch zu begründen und den Literarhiſtoriker zu verſöhnen, wenn es ſein muß, auch mit der buchhändleriſchen Speculation.

Dieſe Fälle ſind — erſtlich ſobald und ſo lange die Richtung, aus welcher der betreffende Schriftſteller hervorgegangen und die vielleicht er ſelbſt zuerſt

eingeleitet, als eine lebendige gegenwärtig und wirkſam iſt.

Oder wenn zweitens aus dieſer Richtung ſich andere neue Stufen unſers geiſtigen Lebens entwickelt haben, welche bedeutend genug ſind, daß wir ihre Quelle aufſuchen und auch den leiſen Anfängen desjenigen, was jetzt als voller und kräftiger Pulsſchlag unſere Zeit belebt, mit Theilnahme horchen mögen.

Oder endlich wenn bei einem Inhalt, der allerdings von dem neuen Bewußtſein längſt überwältigt und untergegangen iſt in ihm, wenigſtens die Form eine vollendete und für jede Zeit beachtenswerthe, lehrreiche und erfreuliche iſt.

Nur Schriften der erſtern Art werden ihr Publikum bei dem finden, was man gemeinhin das Publikum nennt: bei der unbefangenen, mitten im Strome treibenden und dieſer Strömung unbewußten Menge. Zu den Schriften der zweiten Art dagegen (und ihnen natürlich fällt zuletzt jedes Werk anheim, das überhaupt fortlebt mit der Zeit) muß der Leſer bereits ein hiſtoriſches Intereſſe und hiſtoriſches Verſtändniß mit ſich bringen. Sie daher ſind es recht eigentlich, auf die der Geſchichtſchreiber, der Kritiker im höhern Sinne ſein Auge zu richten hat: während die Werke von nur formaler Bedeutung vorzugsweiſe unter dem immer noch nicht aus=

Digitized by Google

geſtorbenen Geſchlechte der feinſchmeckeriſch alterthümelnden Dilettanten ihre Leſer finden werden.

Immer jedoch (um in kurzen Worten das Reſultat dieſer ganzen Eintheilung zu bezeichnen) muß der Autor, deſſen Schriften man uns in einer Geſammtausgabe erneuern will, ein in ſeiner Weiſe und für ſeine Richtung vollendeter, muſtergiltiger ſein, ſelbſt wenn dieſe Richtung eine untergeordnete, ſelbſt wenn ſie eine falſche wäre.

Denn das eben iſt der Sieg und der Lohn, welcher der Energie des Talentes unter allen Umſtänden aufbehalten iſt, daß, wie nur ſie ſelbſtändige und eigene Werke ſchafft, ſo auch nur ſie die Ehre eines eigenen und ſelbſtſtändigen Namens bei der Nachwelt verleihen kann.

Aber, werden unſre Leſer fragen, was ſollen dieſe Betrachtungen an dieſer Stelle? Was haben ſie zu ſchaffen, was zu theilen mit dem fremden, dem unbekannten Namen, der an der Spitze dieſer Blätter ſteht?

Ja wohl: dem fremden, unbekannten! — Und damit iſt eigentlich das ganze Urtheil geſprochen. Wilhelm Waiblinger gehört zu den zahlreichen Namen unſerer Literatur, auf welche, nach einem kurzen Sonnenblick des Beifalls, eine um ſo frühzeitigere, ſo ungeſtörtere Nacht der Vergeſſenheit herabgeſunken iſt, ja die für das größere Publikum, nachdem es ſie eine kurze Zeit eifrig von

Digitized by Google

Lippe zu Lippe getragen, ſogar aufgehört haben, auch nur noch Namen zu ſein.

Waiblinger's erſte Schriften erſchienen 1823, die Producte eines neunzehnjährigen Jünglings; ſieben Jahre ſpäter, nachdem er etwa in den Jahren 1826 und 1828 die Blüthe ſeines raſch emporgewachſenen Ruhmes gekoſtet hatte, in dem verhängnißvollen Jahre 1830 ſtarb er, — und wir wüßten nicht, daß er ſeitdem anders, als in einer ſehr beiläufigen Weiſe erwähnt worden wäre.

Jetzt plötzlich, in dieſen jüngſten Jahren, taucht er in einer bänderreichen Geſammtausgabe vor dem überraſchten Publikum wieder auf — und ſiehe da, was ihn empfängt, es iſt nicht die Freude der Nation, die mit Vergnügen einen ihrer Lieblinge in erneuter, vollſtändiger Geſtalt wieder vor ſich treten ſieht, nicht der Beifall alter, ehemaliger Verehrer, die ſich mit Dankbarkeit der früheren Genüſſe erinnern: es iſt, ſo weit wir irgend umhergehorcht haben, vielmehr das Flüſtern der Ueberraſchung, es iſt die ungewiſſe, ziſchelnde Frage: wer iſt Waiblinger? wer war Waiblinger?

Vielleicht indeſſen iſt man geneigt, hier eine Ungerechtigkeit des wankelmüthigen Publikums zu wittern; Mancher auch von denen (und ihrer giebt es ja ſo Viele!), die in der Politik, in jeder ſtaatlichen, wir dürfen ſagen,

Digitized by Google

jeder hiſtoriſchen Bewegung den Tod der Poeſie zu ſehen glauben, wird es der ſeit jenem Jahre bewegter ſtrömenden Woge der Zeit als einen Raub und eine Schuld zuſchreiben, daß ſie Waiblinger's Andenken ſo raſch verſchlungen hat.

Allein wer ſo urtheilen wollte, der würde zunächſt vergeſſen, daß die Zeit ſich vielleicht hie und da Einiges aufdringen, niemals aber, was ſie je wirklich beſeſſen, ſich nehmen läßt. Ja wo ihr die Sache ſelbſt nicht mehr entſprechen will, wo der Beſitz viel weniger in dem unmittelbaren, poſitiven Haben, als in der allgemeinen Nachwirkung, den geſchichtlichen Folgen beſteht, auch da beweiſt ſie ſich noch dankbar: ſie lieſt die Bücher nicht mehr, ſie hat längſt vergeſſen, wie Zlatna, Noah, ſogar wie die Meſſiade ausſieht: allein noch nennt ſie Opitz, Bodmer, Klopſtock und ſchmückt ihr Gedächtniß, auch ohne ſie eigentlich zu kennen, dennoch willig, dankbar, mit täglich neuen Kränzen.

Etwas ganz Anderes iſt es mit Schriftſtellern, wie Waiblinger: mit Schriftſtellern, welche von jenen drei Rechtstiteln, deren wir oben gedacht haben, auch nicht einen anführen können für ſich und deren Wiederaufwecken daher in einer Geſammtausgabe, um es gelinde auszudrücken, zum Wenigſten ein Fehlgriff, eine Uebertreibung zufälliger, perſönlicher Anhänglichkeit oder Vorliebe iſt.

Digitized by Google

Waiblinger's Talent nämlich und ſein Verhältniß zur Literatur iſt (um dies hier ſogleich vorauszunehmen) ein durchaus abſtractes: — eine Schuld, die zum Theil freilich ſeine Zeit ihm auferlegt, der aber eben ſo ſehr er ſelbſt aus eigener Schwäche ſich ergeben, der er wenigſtens nie und nirgend durch kräftiges Wollen, energiſches Handeln widerſtanden hat.

Man verlangt den Beweis? Hier iſt er: und zwar ſo geführt, wie wir ihn zu führen lieben, ſogar wie er unſers Bedünkens allein geführt werden darf: nicht aus äſthetiſchen Durchgrübelungen, ſondern aus Combination hiſtoriſcher Thatſachen.

Wilhelm Waiblinger iſt im Jahr 1804 geboren. Diejenigen Jahre der Jugend alſo, in welcher wir zuerſt ein perſönliches Intereſſe an den Ereigniſſen der Geſchichte zu nehmen pflegen, die begeiſterungsvollen Knaben- und Jünglingsjahre, fallen für ihn nach den Befreiungskriegen; in jener unſeligen Zeit der Abſpannung, der getäuſchten Erwartungen, des politiſchen Katzenjammers, in denen man es nun endlich erreicht und die Geſchichte glücklich zum Stillſtand gebracht zu haben meinte, iſt er groß geworden und hat ſein Talent ſich entwickelt.

Und hiemit nicht genug: ſondern wie wenn es ihm vom Schickſal zugetheilt wäre, ein Repräſentant nur dieſer Zeit zu bleiben, ſo ereilt der Tod ihn in dem erſten

Digitized by Google

Monat deſſelben Jahres, das bald darauf, in drei kurzen Tagen, den Hemmſchuh der Geſchichte löſen und das Frohlocken derer, die ihn angelegt hatten, zu Schanden machen ſollte.

Nun brauchen wir es wohl nicht erſt auszuſprechen, daß die Zeit, in welcher der Menſch geboren wird, die eigentliche Lebensluft iſt, die ihn empfängt und nährt und von ſeinem erſten Eintritt an alle Fibern und Adern ſeiner Seele mit bildender, beſtimmender Gewalt durchdringt. Auch, wenn wir dieſen Gemeinſpruch hier wiederholen, ſo geſchieht es nur, um eine Bemerkung daran zu knüpfen, welche uns einer weitern und ernſthaften Erwägung nicht unwerth ſcheint.

Fragen wir nämlich nach der Jugend derjenigen, die wir unbeſtritten als die ſiegreichen Vorkämpfer und Heroen unſerer Literatur verehren, ſo ſehen wir, daß ſie entweder ſchon geboren oder doch groß geworden ſind und zum Bewußtſein gekommen zu jener Zeit, da Friedrich der Große mit dem Ruhm ſeiner Thaten die Welt erfüllte: zu einer Zeit alſo, wo das Princip der Freiheit unzweideutig und unerſchüttert in Schlachten und Siegen geltend gemacht, der deutſche Geiſt, der Geiſt der Aufklärung, der Philoſophie zu ſeiner Wahrheit gebracht und damit dem geſammten Bewußtſein des deutſchen Volkes eine Innigkeit und eine Wärme eingehaucht wurde,

Digitized by Google

welche die edelſten Früchte zu reifen im Stande war. Die Kinder dieſer Zeit, ein glückſeligeres Geſchlecht, welches den Sieg der Freiheit unmittelbar vor Augen hatte, dem das Herz wohl ſchwellen durfte, wenn es ſich zum Bewußtſein brachte, in welcher Zeit, als welcher Thaten Genoß und Zeuge es emporwuchs, wandeln, ein Jeder in ſeiner Bahn und nach ſeiner Kraft, — aber alle wandeln ſie einen ſtolzen, friſchen, geſunden und ſiegsgewiſſen Gang: ſo daß es uns oft ſchon geſchienen hat, als ob auch aus den Büchern dieſer Zeit das Adlerauge des großen Königs uns klar und kräftig entgegenblitzte.

Ein zweites Geſchlecht ſodann, die älteren und eigentlichen Romantiker, erwächſt unter den Stürmen der erſten franzöſiſchen Revolution. Und wie hier in der Geſchichte die Freiheit nur allzuraſch von Anarchie und Deſpotismus verdrängt und damit die junge Saat der Hoffnungen ſchmählich zertreten, ja die gemüthliche Theilnahme an der franzöſiſchen Revolution ſelbſt bei den Edelſten und Beſten in ihr herbes Gegentheil verwandelt ward: ſo folgt hier auch bei den Individuen auf den erſten ungeſtümen Aufſchwung des revolutionären Genies ſogleich die Ironie, welche dieſe und jede menſchliche Beſtrebung, ja ſich ſelbſt verſpottet. Der Uebermuth ſchlägt um in Kleimuth, man iſt irre geworden an der Freiheit und ſich ſelbſt, man wendet ſich ab von der Zeit und

Digitized by Google

der Geſchichte, die ſo ſchmerzlich betrogen: und nur wenige ſtarke Herzen retten ſich aus dieſer Kriſe, wo die Meiſten der Unfreiheit dienen lernen, — nicht aus Uebereinſtimmung, aus Herzensmeinung: ſondern wie man der Macht dient, verlockt von Lohn oder Furcht, ohne Glauben an ſich ſelbſt, — und wo Andere, die beſſern wohl, doch nicht die ſtarken, nicht die mannhaften Siegsnaturen, in Bitterkeit und Zerrüttung untergehen.

Dieſe Bitterkeit und dies theilnahmloſe, ironiſche Verhalten haben ſchon als Erbtheil diejenigen empfangen, die in ihrer Jugend den kurzen und ſchönen Traum der deutſchen Befreiungskriege mit durchlebten. Auch dieſer Erhebung iſt ein Sturz, auch dieſer Bewegung ein Stillſtand, dieſem Frühling ein Herbſt gefolgt, vielleicht noch grimmiger als der, den Frankreich unter der Napoleoniſchen Herrſchaft zu erdulden hatte; nicht einmal die eitle Blume des Ruhms, nicht die goldene Frucht der Macht hat uns dieſer Herbſt gebracht: unſer Stillſtand hat ein ohnmächtiger, unſer Sturz zugleich ein ſchmachvoller werden ſollen.

Oder wer, der einerſeits abſehen kann von einzelnen materiellen oder provinziellen Intereſſen, anderſeits aber den bloßen Verlauf der Zeit noch für keinen geſchichtlichen Verlauf erachten will, — wer nicht möchte dieſe funfzehn Jahre vom Ende der Befreiungskriege bis zur Julirevo-

Digitized by Google

lution, — funfzehn Jahre ohne Entwicklung, ohne Fortſchritt, ohne That, — am Liebſten ausgeſtrichen wiſſen aus den Büchern der Geſchichte? Auch wird dieſe wenig von ihnen melden. Man hatte freilich gemeint und hatte geſungen und geſagt, Epimenides wäre erwacht; aber es iſt nicht wahr: er ſchlief erſt recht ein, und noch jetzt, dünkt uns, zuckt er erſt im Frühtraum.

Dies nun iſt zugleich diejenige Literaturperiode, in welcher die köſtlichen Erwerbniſſe unſerer Heroen bis auf die claſſiſche Form hinab verloren zu ſein ſchienen, — eine Periode, in welcher auch in der Literatur kein friſcher Lebensathem, kein Pathos des Wollens und Vollbringens, keine Energie der That die Gemüther bewältigen und erſchüttern konnte, in welcher vielmehr hier, wie draußen, auch die einzelnen Kräfte willkürlich auseinandergingen, die platte gute Meinung ſich auf dem Throne des Talents breit machen und der Katzenjammer für die eigentlich geniale Stimmung gelten durfte.

Als hienach nun endlich das Ereigniß von 1830 hereinbrach, welches die Reihe der Ereigniſſe (denn bis dahin hatte ſich eben Alles nur ereignet: und eine Sängerin war auch ein Ereigniß) zu ſchließen und Raum zu geben verſprach für Thaten: da mußte es denn wohl geſchehen, daß hier wieder „der große Moment nur ein kleines Geſchlecht fand.“ Dies wollen wir nicht

bloß auf diejenigen anwenden, die der neuen Bewegung ſich entgegenzuſtemmen verſuchten: ſondern namentlich auch von einigen der früheſten und lauteſten Fürſprecher der jungen Freiheit gilt dies, die viel zu viel altes, verdumpftes Blut, zu viel Blaſirtheit, zu viel Unglauben und Egoismus in ſich hatten, als daß ſie der neuen Göttin als würdige Verkünder hätten dienen mögen.

Auch dies Geſchlecht daher hat zu ſeinem innerſten Verderb die unſelige Erbſchaft der begeiſterungsloſen Ironie, des frechen Egoismus, der romantiſchen Abſtraction auf ſich genommen. Und wiewohl es ſich mit vielem Nachdruck das junge nannte, ſo iſt es uns dennoch von jeher vorgekommen, als ob es in der That nur das alte war, welches das Pathos derjenigen Jugend, die auch noch mit greiſem Haupte für jedes Recht, es mag noch ſo verkannt, gegen jedes Unrecht, es mag noch ſo gleißend ſein, ſich begeiſtert, weder theilen noch verſtehen konnte.

Und doch wie Unrecht würden wir thun, wenn wir ausſchließlich ihnen ſelbſt dieſe ihre Krankheit zurechnen wollten! Ihre Schuld iſt vielmehr nur dies, daß ſie die Schuld der Zeit nicht von ſich abgewendet haben. Denn nicht bloß mit der Zeit, auch gegen die Zeit an führt ein Weg der Freiheit und des Fortſchrittes, den wir gehen ſollen, ſobald falſche und unwahre Richtun-

gen in ihr mächtig werden und ſie den Geiſt verläugnet, der ihr Herr iſt. —

Dieſe Schuld der Zeit — o möchten ſie doch vor Allem diejenigen erwägen, denen es unbequem und ärgerlich geworden iſt, was etwa jenes jüngſte Geſchlecht verſehen hat! Möchten ſie doch, die Großen und Gewaltigen, die die Zeit zwar nicht lenken, wohl aber ihren Gang fördern oder hemmen können — möchten ſie auch aus dieſem Verlauf unſrer Literatur der eigenen Verſchuldung ſich bewußt werden: wie ſie die Thatkraft gelähmt, die Freiheit verläugnet und über uns Alle jene unheilbrütende Schwüle ausgebreitet haben, in der wir nun faſt erſticken müſſen! Möchten vor Allem die Herren und Fürſten, welche lüſtern ſind nach dem ſchönen Ruhm, Beſchützer der Kunſt, Pfleger der Wiſſenſchaft zu heißen — möchten ſie es wohl erwägen, daß Kunſt und Wiſſenſchaft nur ein einziges Lebenselement haben: — nicht Akademien, nicht Orden, nicht Penſionen, ſondern allein die Freiheit!

Wenn in dieſer Hinſicht ein Beiſpiel überzeugend wirken kann, ſo iſt es das Beiſpiel Friedrichs des Großen, der bekanntlich den deutſchen Literaten ſeiner Zeit wenig oder vielmehr gar keine perſönliche Gunſt erwieſen. Und doch was wären tauſend Ellen Ordensband und zehntauſend Penſionen und den ganzen Parnaß in

Ein Prytaneum verwandelt — was wäre das Alles geweſen gegen die Begeiſterung, den wahren, ſtolzen und ſchönen Enthuſiasmus, mit welchem er, als der ſtarke Held der Freiheit, die niedergepreßten, gelangweilten, müßigen und verwälſchten Gemüther entzündet, gegen den Inhalt, den er dem deutſchen Leben gegeben hat: ſo daß, nachdem ſich faſt ein Jahrhundert lang das einfältige Märchen von dem Schaden fortgeſchwatzt hat, den ſeine Unbekümmertheit, ja ſeine Vorliebe für die franzöſiſche Cultur der deutſchen Literatur zugefügt habe, wir heute vielmehr in ihm auch den rechten Regenerator der deutſchen Poeſie erkennen und verehren! — Alſo nicht Mäcene, um einen Virgil oder Horaz zu haben (was ſollten dieſe auch uns?!), ſondern nur Thaten, nur Kriege brauchen wir, ſo werden auch die Homere nicht ausbleiben. — Doch kehren wir zu Waiblinger zurück.

Wir bezeichneten vorhin Waiblinger's Talent als ein abſtractes: und glauben wir durch dasjenige, was ſo eben über den Charakter der Zeitepoche, welcher Waiblinger angehört, geſagt worden, dieſen Ausdruck ſchon einigermaßen erläutert zu haben. Noch mehr wird dies geſchehen, indem wir jetzt, nach Anleitung der ausführlichen Biographie, zum Theil (I. 7 — 97) Selbſtbiographie, welche die Geſammtausgabe eröffnet, einen kurzen Abriß ſeiner Entwicklungsgeſchichte zu geben verſuchen. —

Digitized by Google

Waiblinger iſt in Schwaben geboren: in dem Lande alſo, deſſen geſunde und fröhliche Natur uns ſo manches erfreuliche Talent, ſo manchen unſchätzbaren, Epoche machenden Genius geboren hat.

Doch ſcheint auf Waiblinger, der zumeiſt in ſtädtiſcher Umgebung emporwuchs, dieſe Natur nur wenig eingewirkt zu haben; auch ſeine Selbſtbekenntniſſe aus dieſer Zeit wiſſen von einem einſam vertraulichen Vertiefen in die Natur, wie es Kindern ſo eigen zu ſein pflegt, nichts zu erzählen.

Deſto frühzeitiger dagegen erregte Alles, was in Bild und Schrift auf den Verkehr der Menſchen, auf ferne Städte und Gegenden, auf ein weitgreifendes, abenteuerliches Treiben hindeutete, ſeine Aufmerkſamkeit; deſto lebendiger, von dieſer Sehnſucht in die Ferne unterſtützt, entwickelte ſich ſchon in dem Kinde das raſche und glückliche Talent, alles Sinnliche aufzufaſſen und darzuſtellen. Wie er dieſe Neigung zuerſt mit Stift und Griffel kindiſch geübt (S. 16, vergl. 31), wie dann die poetiſche Anregung ſich in ſprachlicher Fertigkeit geoffenbart, erzählt uns Waiblinger ſelbſt mit einer Ausführlichkeit und Eitelkeit, die nur zu deutlich verräth, daß er auch noch in ſpäteren Jahren über den eigentlichen Werth, welche dieſe formale Naturbegabung bei ihm überhaupt erreicht hat, ſehr im Unklaren geweſen iſt.

Digitized by Google

Und wie noch zu einer Zeit, da er bereits mit vieler Nüchternheit (man vergleiche die für einen Jüngling, der die erſte Hälfte der zwanziger Jahre noch nicht überſchritten hat, ſehr wunderlichen Reflexionen, mit denen er ſeine Selbſtbiographie einleitet!) ſein Leben ſich beſchaulich zurecht legt, dieſe Eitelkeit ihn verführt, die einfachen und von unzähligen Namenloſen wohl ganz ebenſo erlebten Jugendſtreiche als etwas Außerordentliches und Unausſprechbares zu feiern (vergl. beſonders Seite 48, auch Band V, 271): ſo iſt Eitelkeit ſchon in frühеſter Jugend die Triebfeder ſeiner Handlungen, ſeiner Knabenſpiele und Knabenwünſche.

Fragen wir nach der Wurzel und dem Motive dieſer Eitelkeit, ſo begegnen wir wiederum nur jenem formalen, abſtracten Talente, von welchem er frühzeitig ein lebendiges Gefühl gehabt zu haben ſcheint, ohne daß die Kraft oder auch nur der Trieb in ihm gewohnt hätte, dieſem Talente durch Fleiß und Sammlung und ernſten Willen einen würdigen und fruchtbaren Inhalt zu geben.

Wie durchaus formal dieſes Talent jedoch war und wie es, jedes ſelbſt erlebten Inhalts, jeder ſelbſt erſchaffenen Form entbehrend, ſich nur in buntwechſelnder Nachahmung der verſchiedenſten Muſter bethätigte, darüber hat er ſelbſt an verſchiedenen Stellen ſich ſehr offen ausgeſprochen. „Ich begreife ſelbſt noch nicht,“ — ſagt er

S. 94 — „warum ich in Allem, in Leben und Treiben, in improviſirendem Dichten und Phantaſiren, ſo ganz dem Drang und Ungeſtüm meiner heftigen Natur folgte, und nur, wenn ich einen Vers ſchrieb, auch nicht eine Zeile vollkommen natürlich und eigenthümlich war.“ Vergl. S. 67. 70. 74.

Freilich wohl, woher ſollte dieſem Talente auch der eigene Inhalt kommen, da er ihn ſo wenig ſuchte? Die Freiheitskriege fanden ihn zu ſehr noch Knabe, als daß ſie irgend ein nachhaltiges oder wahrhaftes Intereſſe hätten in ihm erregen können; Friedrich der Einzige war zwar „ſein Mann, aber nur wegen der allerliebſten burlesken Anekdoten, die man von ihm erzählte“ (S. 51), ſein Verhalten zu ihm war alſo vielmehr ein ironiſches, als ein (wenn auch nur knabenhaft) begeiſtertes. Ebenſo wenig Erfüllung und Befriedigung konnte die Familie ſeinem von früheſter Kindheit an in die Ferne, auf Reiſen und Abenteuer gerichteten Geiſte gewähren. Die Wiſſenſchaften endlich oder doch jene erſten Kenntniſſe, die wir als Vorausſetzung aller Wiſſenſchaft uns frühzeitig anzueignen haben, waren ihm viel zu trocken, ſein Geiſt viel zu beweglich, ſelbſt die Mühe des Lernens, wenn es ja einmal gelernt ſein ſollte, ſeinem glücklichen Kopf viel zu gering, als daß ſie ihn zu feſſeln im Stande geweſen wären.

Digitized by Google

Nur in Einer Richtung ſeines Gemüthes ſchien er Beruhigung zu finden, in der Freundſchaft: — wenn anders dieſer Name nicht entwürdigt wird durch Verhältniſſe, von denen er ſelbſt Folgendes erzählt (S. 52, 19): „Es iſt nicht möglich, daß ein Menſch einen heftigeren Trieb zur Freundſchaft, zu Umgang, zu Geſellſchaft habe, als ich damals. Ich war unerträglich, wenn mir nicht ein Geſpiele zu Seite war. Es mußte immer einer ſein, den ich liebte und unabänderlich bei mir haben konnte. Dieſer Jungen hatte ich nach und nach Dutzende gehabt, und darunter höchſt edle, wohlgezogene und gutherzige Kinder. Aber es war ihnen freilich nicht zu verdenken, wenn ſie ſich über kurz oder lang nach Freiheit ſehnten. Denn eine Herrſchſucht, ein wilder Ehrgeiz zeigte ſich früh in mir, ich wollte ſchlechterdings mehr haben, ſein und wiſſen als die Andern, wollte ſie lenken und regieren, während ich ſelbſt faſt unfähig war, zu gehorchen und nachzugeben. Ich mußte immer von Jugend auf welche um mich haben, die ich nach und nach ſo in meine Gewalt verſtrickte, daß ſie mir blindlings folgten. Widerſtand ertrug ich nicht, aber die unterjochten Jungen wurd' ich am Ende ſatt und plagte ſie dergeſtalt, daß ſie ſich von mir losreißen mußten. Alsdann that mir's weh, ich fühlte ihren Verluſt und mußte mich

wieder nach einem neuen umſehen, den ich zu meinem Günſtling machen wollte ꝛc.“

Es iſt wahr genug, was an dieſer Stelle vielleicht einige unſrer Leſer einwenden werden, nämlich daß dergleichen Jugendereigniſſe an ſich nicht viel zu bedeuten haben und daß, würden anders nur öfters ſo freimüthige Bekenntniſſe gemacht wie dieſe Waiblinger'ſchen, uns dergleichen auch noch viel öfter begegnen würde.

Eben darum jedoch, weil dieſe Krankheit ſo verbreitet und weil von ihr ſchon ſo manches ſchöne Talent im innerſten Keim zerſtört worden, dünkt ſie uns nur um ſo gefährlicher, ihre unerbittliche Verfolgung nur um ſo nöthiger. Und zwar auch hier iſt es nichts Anderes, als was wir ſchon oben andeuteten: der Stolz auf das abſtracte Talent. Der Menſch hat ein Bewußtſein davon, daß Anlagen, Fähigkeiten, vielleicht ſogar Kenntniſſe in ihm ſchlummern, durch deren Uebung und Anwendung er Löbliches leiſten und eine lebhafte Anerkennung ſich erzwingen würde. In dieſem Bewußſein von den todten Schätzen, welche in ihm verborgen ſind und um deren willen er ſich unendlich erhaben fühlt über der Menge, die ihn umgiebt, ärgert und verſtimmt es ihn, daß er eben noch unterſchiedlos und unerkannt mit dieſer Menge verkehren ſoll; er will die Thaten geachtet ſehen, die er ſelbſt noch nicht gethan, will Früchte genießen, wo er noch keine

Digitized by Google

Ausſaat geſtreuet hat. Die Unmöglichkeit, von dieſem abſtracten Talent ſeine Umgebung anders zu überzeugen, als durch eine That, zu der ihm doch Kraft und Entſchluß fehlen, erbittert ihn, er knechtet ſeine Umgebung durch Gewaltthat und Eigenſinn, Groll und Mißſtimmung drückt jeden Aufſchwung der Seele nieder — und ſo wird an dieſen Leuten wahr, was die Bibel ſagt: „Sie gehen unter, weil ihre Hände nicht arbeiten wollen.“ Dies iſt denn wiederum eine Frucht jener hohlen Abſtraction, die das Rechte weiß und dennoch es nicht thut — unſelige Zwittermenſchen, die ihr Leben thatlos verbringen zwiſchen Vorſatz und Reue, und die in der Literatur zumal mit ihrem Jammer, verkannt zu ſein, mit ihrer Klage über das kalte Publikum oder auch die argliſtige Kritik, die es nicht zugeben will, daß Embryonen für ausgewachſene Menſchen und Ideen für Handlungen paſſiren, einen gewaltigen Lärm zu verführen pflegen. —

Von dieſer Ueberſchätzung und allem Gehäſſigen, das aus ihr entſpringt, finden wir nun auch in Waiblinger's Leben ſchon die frühzeitigſten Beweiſe, beſondern ſeitdem er als dreizehnjähriger Knabe ſeinem Vater aus der Reſidenz in eine Landſtadt folgen mußte. Hier iſt es denn halb ſpaßhaft, halb ärgerlich zu leſen, wie excluſiv und ungeberdig der Junge aus der Reſidenz, ſtolz auf ſeine romantiſchen Anregungen und den Flitterkram ſeiner

Digitized by Google

ſtädtiſchen Bildung, ſich gegen die Jungen in Reutlingen zu benehmen wußte (S. 63).

Ebenſo abſtract nun wie das poetiſche Talent Waiblingers, war auch ſein leidenſchaftlicher Trieb in die Ferne, der von jetzt an den verderblichſten Einfluß auf ſein Leben zu gewinnen anfängt. Dieſer Trieb war an kein beſtimmtes Land, keine Jugendneigung, Jugendthorheit gefeſſelt, ſondern ging nur überhaupt und ganz im Allgemeinen in die Ferne: — ein eben ſo unklarer und inhaltloſer Trieb alſo, wie derjenige, der ihn allerhand Poeten nachahmen und allerhand fremde Reminiscenzen in Verſe bringen ließ.

So ſehen wir den noch nicht vierzehnjährigen Knaben auf einſamer Wanderung die Rheinlande durchziehen (S. 80 — 95): wobei es für Niemand, der Waiblinger's Darſtellung dieſer Reiſe lieſt, in Zweifel bleiben kann, daß an ihr der abenteuerliche Drang in die Ferne und die eigene Eitelkeit auf dieſen Drang mindeſtens gleichen Antheil haben. Es macht einen eigenthümlichen, nichts weniger als wohlthätigen Eindruck, dieſen in jedem andern, als vielleicht nur in körperlichem Betracht, unreifen Knaben das Land durchziehen zu ſehen, nicht etwa in jugendliche Schwärmereien vertieft, die neue Welt mit großen Kinderaugen nachdenklich in ſich aufnehmend: ſondern das Leben herausfordernd, keck

Digitized by Google

hineingeſtürzt in den Strudel des Verkehrs, derber Liebſchaft und jedem ſinnlichen Genuſſe mit Ungeſtüm zugethan.

Ohne Zweifel iſt dieſe frühzeitige Reiſe entſcheidend geweſen für ſein ganzes ferneres Leben, ja es ſcheint uns, als ob ſie zuerſt den Grund gelegt zu der unglückſeligen Zerſtreuung und Leichtfertigkeit, in welcher nachher ſein Wollen und Können fruchtlos zerfloſſen iſt.

Denn wiewohl er, zurückgekehrt, einen Verſuch machte, ſich in praktiſcher Thätigkeit, als Schreiber eines Gerichtsamtmanns, der bürgerlichen Ordnung anzugewöhnen und auf Leben und Staat ſich lernend vorzubereiten, ſo mußte derſelbe doch bald aufgegeben werden. Wir finden Waiblinger als Schüler des ſtuttgarter Gymnaſiums wieder, wo auch allerdings ein viel beſſerer Platz für ihn war, als in der Schreibſtube des Juriſten. Beſonders ſcheint er hier an Guſtav Schwab einen ebenſo ſorglichen wie ernſten Lehrer und Freund gefunden zu haben, deſſen Urtheile über ihn, ſo viele deren uns hier mitgetheilt werden (I, 101, 105, 127, IV, 249, 250, vergl. I, 30), von ſeinem gründlichen und zugleich liebevollen Verſtändniß dieſes ſeltſamen Schülers Zeugniß geben.

Allein es iſt die Ar dieſer dämoniſchen Naturen, daß kein Zuſpruch und keine Freundeshand ſie retten kann, darum weil ſie ſelber ſich verloren haben. Nur zwei Jahre

Digitized by Google

blieb Waiblinger in Stuttgart; dieſelben wurden ihm beſonders dadurch wichtig daß er in dieſer Zeit ſeiner raſchen poetiſchen Fertigkeit und überhaupt ſeinem abenteuerlichen Weſen, welches ihn auch hier in wunderliche Liebſchaften und Thorheiten verwickelte, wenn auch nicht immer unbedingte Geltung, doch mindeſtens nachſichtige Freunde und eine gewiſſe bedingte Anerkennung erwarb.

Bald ſollte ſich dies noch in weiteren Kreiſen wiederholen, da ungefähr zu derſelben Zeit, wo er die Univerſität zu Tübingen oder richtiger das dortige Predigerſeminar bezog, er auch mit einem Roman „Phaeton", der ein Nachklang des Hölderlin'ſchen Hyperion und, wie dieſer, aus ſchwärmeriſch verworrenen Selbſtbekenntniſſen zuſammengewürfelt iſt, als Schriftſteller vor dem Publikum auftrat. — Drei Jahre verweilte Waiblinger in Tübingen, wiewohl dieſer Aufenthalt oftmals durch abenteuernde Reiſen unterbrochen und jedenfalls für ſeine geiſtige und ſittliche Ausbildung (vergl. S. 120 fg.) unergiebig war.

Inzwiſchen jedoch hatte dieſer anſcheinend ſo energiſche Charakter, der allerdings zu der hausbackenen Nüchternheit der Zeit in entſchiedenem Widerſpruche ſtand, ſowohl in der Literatur als im Leben einige Aufmerkſamkeit erregt. Die Cotta'ſche Buchhandlung gab ihm

Digitized by Google

die Mittel, ſeinem Drange in die Ferne vollſtändiger als bisher zu folgen: Waiblinger reiſte nach Italien.

Hier beginnt nun ſeine eigentliche ſchriftſtelleriſche Thätigkeit, deren Frucht in den geſammelten Werken vor uns liegt. Das Nähere, wie ſein Verhältniß zu Cotta bald, und zu größter Gefahr für ihn, ſich löſte, wie Mangel und Noth und das äußerſte Elend über ihn kam (S. 135, 136), daß er in zerriſſenem Gewand, unter dem ſpottenden: ecco il poeta! der Gaſſenbuben, durch die Straßen Roms hinſtrich, wie dann, nach einem flüchtigen Sonnenlächeln beſſerer Tage, ein langſames, unheilbares Siechthum ihn verzehrte: das Alles überlaſſen wir unſern Leſernin der angeführten Biographie des Weiteren nachzuleſen. Wir glauben hier von Waiblinger's Entwicklungsgang bereits genug mitgetheilt zu haben, um mit den wenigen Bemerkungen, die wir noch beizufügen haben, unſern Leſern verſtändlich zu ſein. — —

Sehen wir uns in der frühern Periode unſerer Literatur nach Erſcheinungen um, die wir in einigem Betracht mit Waiblinger vergleichen könnten, ſo werden uns ſogleich Heinſe und Moritz einfallen müſſen. Mit Heinſe theilt er zunächſt die Begeiſterung für Italien, ja wenn es möglich iſt, übertrifft er ihn noch in inniger und abgöttiſcher Verehrung dieſes geweihten Bodens. Er hält es für das beneidenswertheſte Schickſal, welches alle

anderen Güter des Lebens uns vergeſſen machen, alle Verluſte erſetzen kann, daß er dieſen blauen Himmel Italiens ſchauen, dieſe warmen hesperiſchen Lüfte trinken, zwiſchen dieſen Denkmälern einer großen Zeit, dieſen Ueberreſten ſo vieler berühmter und unvergänglicher Namen wandeln darf (IV, 11; I, 79).

Und doch wie ſehr verliert Waiblinger gegen Heinſe, wenn wir auf den Urſprung und das Princip dieſer Begeiſterung für Italien ſehen! Iſt es bei Heinſe der Cultus der Schönheit, der friſchen, muthigen Sinnlichkeit, und darum des antiken Lebens, was ihm den Boden Italiens heilig macht und weshalb nur unter Italiens Sonne leben ihm überhaupt noch leben heißt: ſo iſt Waiblinger auch in dieſer Hinſicht abſtract und inhaltlos: er liebt Italien, weil es die Fremde, weil es Italien iſt, weil es ſein Ohr mit dem Klange berühmter Namen kitzelt.

In dieſer Hinſicht iſt es ſehr charakteriſch für ihn, daß gerade, wo ſeine Begeiſterung für Italien den ſtolzen Kothurn beſchreiten und ſich ſo recht nachdrücklich, ſo recht feurig geberden will, er es mit allem Pomp und aller Anſtrengung nicht über eine dürftige Nomenclatur zu bringen vermag, deren hohles Schellengeläute mit der außerordentlichen und unausſprechlichen Stimmung, welche ſich darin zu verlautbaren meint, in einem faſt komiſchen

Widerſpruche ſteht. „Wir haben," ſagt er zum Schluſſe ſeiner Selbſtbiographie (I, 96, 97), „zwar der traurigen und niederbeugenden Stürme auch hier ſchon in Menge erfahren müſſen, aber wer vergäße nicht ſein unbedeutendes Schickſal unter den Tempelruinen des Campo-Vaccino — beim Hinblick vom Pincio aus über das unermeßliche Rom bis zum St. Peter hinüber und den elyſiſchen, immergrünen Pinienhainen des arkadiſchen Gianicolo — in den Hallen des Vatican, vor der Verklärung Rafael's, und in der Sixtiniſchen Kapelle, wenn Papſt, Michel Angelo und Miſerere uns auf die Kniee reißen, in den Fraskataniſchen Gärten, den Erlenufern und Nymphengrotten des Albanerſee's, den Wolluſthainen von Arriccia und den ſüßen Hügeln von Genzano — dem Monte Cavo beim Anblick Roms, der Campagna, Latiums, des Sabinerlandes, des Apennins, des mittelländiſchen Meeres in unüberſehbarer Fläche und der ganzen Bergreihe vom Sorakte bis zum Cap der Circe! Wer nicht an den Ufern von Anzium, Nettuno und Oſtia — in der Grotte des Meergottes in Tibur, unter den donnernden Schaumwallungen des Teverone — im Kaſtanienwalde des Horaziſchen Sabinums, in der Schlucht von Licenza — unter den Adlerdörfern von Cervara, Cantalupo und Subiaco — auf dem Roſenkloſter von St. Benedetto,

und in meinem theuerſten Paradieſe, unter den Felſen und Feigengärten Olevano's!"

Dergleichen Stellen kehren ſehr häufig wieder, während ein anderes und lebendigeres Verſtändniß Italiens kaum im Vorübergehen einmal aufdämmert (... „Man kann noch etwas ganz Neues, Niegeſagtes für dieſes Land thun, man kann es noch in einem großen Lebensgemälde darſtellen, in welchem nach Shakſpeare's Weiſe auch das Pöbelhafte ſeine Stelle finden müßte, man könnte ſich dadurch aufs Ruhmvollſte auszeichnen, ſich einen bleibenden Namen erwerben" u. ſ. w. II, 285): und beweiſen dieſelben, dünkt uns, hinlänglich, daß es auch ſeiner Verehrung Italiens an einem bewußten Princip und einem anerkennenswerthen Inhalt fehlt.

Auch wird uns dies kaum befremden, wenn wir uns nur an die Zeit erinnern, in welcher Waiblinger Italien beſuchte: — die behagliche Blüthezeit der Romantik, der es gerade damals ebenſo verdienſtlich ſchien, Italien zu beſuchen, als es im Mittelalter Ruhm nnd Pflicht war, am heiligen Grabe gekniet zu haben.

So iſt bei Heinſe die Schwärmerei für Italien allerdings Schwärmerei der Liebe, hingegen bei Waiblinger romantiſche Caprice. Und wie von jeher die Caprice unverträglicher, unduldſamer und empfindlicher war, als die ſtarke und ſichere Leidenſchaft der Liebe, ſo iſt Waib-

Digitized by Google

linger auch beſonders in einer fortdauernden Polemik gegen alle diejenigen, welche Rom beſuchen, ohne gleichſam die Weihe zu haben, welche er für dieſe moderne Pilgerfahrt verlangt.

Einigermaßen zwar mag in dieſen Eifer für Italien, wenigſtens da, wo er Waiblinger's deutſche Landsleute trifft, ſich auch aus anderen Verhältniſſen her eine Bitterkeit gemiſcht haben, die oft in Haß und Hohn ausgeartet zu ſein ſcheint (I, 137; V, 260). Waiblinger's excentiſche Erſcheinung war von Vielen, beſonders in Schwaben ſelbſt (I, 136, 151), lediglich von der moraliſchen, alſo jedenfalls von ihrer ſchwächſten Seite aufgefaßt worden; zu derſelben Zeit, da in Rom der Mangel am Nothwendigſten ihn zum Spott der Menge machte, hatte der Unglückliche gerade unter dieſen Landsleuten die ärgſten Spötter finden müſſen.

Wo indeß ſeine Polemik von dieſen perſönlichen Verſtimmungen ſich frei erhält und das Gebiet des Scherzes nicht überſchreitet, wie dies vor Allem in den „Briten in Rom" (I, 171; II, 213), zweifelsohne ſeinem gelungenſten novelliſtiſchen Erzeugniß, geſchehen iſt, da dürfen wir uns dieſelbe wohl gefallen laſſen und die Munterkeit des Verſtandes, die Schärfe und Eleganz der Darſtellung, vor Allem den Humor der Auffaſſung nicht verkennen. —

Digitized by Google

Einen anderen Vergleichungspunkt zwiſchen Heinſe und Waiblinger können die Schilderungen darbieten, zu welchen der letztere, was die Fertigkeit und Gewalt der Darſtellung angeht, kaum ein geringeres Talent beſaß, als ſein berühmter Vorgänger.

Doch iſt dieſe Aehnlichkeit nur eine äußerliche. Während nämlich Heinſe Kunſtwerke ſchildert, um aus ihnen ſein Ideal der Schönheit herauszuleſen, ſo hat Waiblinger nur ſelten Gegenſtänden der Kunſt (bei denen er es auch faſt nie über Wortſchwall hinausbringt, weil ihm das Princip und die Bildung fehlen: ſiehe z. B. die Schilderung von Michel Angelo's Weltgericht, IV, 38), vielmehr der Oertlichkeit, vor Allem den bewegten Scenen des Volkslebens, den Sitten und Gebräuchen ſich zugewendet. In dieſen Schilderungen hat er, was bei ſeiner Abſtraction von eigentlichem hiſtoriſchem Wiſſen und der gänzlichen Vernachläſſigung der politiſchen Seite ſich erreichen laſſen konnte, in der That mit raſchem und kräftigem Pinſelſtrich erreicht: — wennſchon wir ſelbſt ſein trefflichſtes Werk dieſer Art, ſeine „Wanderungen in Italien,“ für das Ideal, welches er ſelbſt in der oben mitgetheilten Stelle angedeutet hatte, nicht können gelten laſſen. —

Noch in die Augen ſpringender iſt ferner die Aehnlichkeit mit Moritz, mit dem er zuvörderſt den wüſten

und unbeſtimmten Trieb in die Ferne theilt. Nur war Moritz' Bildung, trotz ihres abenteuerlichen Ganges, dennoch ungleich umfaſſender, er wußte daher die Fremde an viel zahlreicheren Punkten, mit viel innigeren Fäden an ſich zu knüpfen und in ſein eigenes Weſen zu verflechten, als Waiblinger, der lediglich auf ſein abſtractes Talent einer raſchen Auffaſſung und glücklicher formaler Cultur beſchränkt war, dies jemals vermochte. Waiblinger erſcheint daher gegen Moritz unendlich geiſtesarm und ungebildet: wenngleich vielleicht auch Moritz nach keiner Seite hin das eigentliche Gebiet der Wiſſenſchaft betreten, ſondern nur in einem perſönlichen Dilettantismus ſich umgewirbelt hat.

Deſto größer dagegen iſt die Aehnlichkeit Beider in Betreff der Eitelkeit, des Uebermuthes und der Parrheſie ihrer Selbſtbekenntniſſe. Beide (man erinnere ſich beſonders an die erſten Bände des Anton Reiſer) ſind ſich ſelbſt objectiv geworden, ein Ding der Betrachtung und Verwunderung, an welchem ſie neugierig herumtaſten und laut aufſchreien vor Vergnügen, wenn ſie dem Publikum ihre Gebrechen zeigen können; Beide belügen Andere gern, doch noch lieber ſich ſelbſt; Beide ſetzen ſich willkürlich in eine Exaltation, in Schmerz und Freude, an die ſie ſelbſt nicht glauben; Beide endlich durchſchauen deutlich ihre eigene Nichtsnutzigkeit und wiſſen und kennen

das Rechte, ohne es dennoch je zu thun (vgl. Waiblinger I, 20, 22, 48, 110; V, 271; IV, 73, 74, 234, 245).

Hiemit werden wir denn auch zu der modernen Richtung hinübergeleitet, welcher Waiblinger ſeinem Urſprunge und ſeiner Zeit nach angehört. Gleichwie er rückwärts auf Heinſe und Moritz deutet, ſo nach vorwärts ſteht er mit der Romantik in unverkennbarer, nächſter Verwandtſchaft, ſowohl mit der älteren und gemeinhin ſogenannten, als auch mit derjenigen Fraction, die man in ſpecifiſchem Sinne als das abſtracte Literatenthum zu bezeichnen pflegt.

Was die ältere Romantik betrifft, ſo kehren ihre bekannten Pointen in Waiblinger auf eine wahrhaft beluſtigende Weiſe wieder. Der Römerfahrt haben wir bereits gedacht. Er erkennt ferner keine Kritik ſeiner Thaten an, ſein Subject mit allen Schwächen und Untugenden iſt heilig und unverletzlich, und nur er ſelbſt darf ſich ſelbſt vernichten; er liebt Italien und liebt — die Jüdinnen (I, 90, 93; IV, 178.). Daß er in der Theorie ein heftiger Gegner derjenigen Romantik iſt (ſiehe die „drei Tage in der Unterwelt,“ IV, 115—192), die es mit altdeutſchthümelnden Minneliedern, mit langgezerrten Heiligenbildern, mit dem Dunkel und Karfunkel hält, daß er Satiren ſchreibt auf Franz Horn, und „Romantik“ ſelbſt zu einem Schlag- und Schimpfwort macht, darf

uns über ſeine Praxis nicht weiter irre machen. Denn gerade dieſe Dunkelheit über den eigenen Standpunkt, dieſes eitle Wüthen gegen das eigene Fleiſch iſt bezeichnend für dieſe Richtung und recht eigentlich die romantiſche Inconſequenz. —

Was aber ferner das Abſtracte angeht, ſo möchte es kaum den allerneueſten Literaten möglich, ja ſie möchten wohl ſelber nicht geneigt ſein, die Abſtraction weiter zu treiben, als Waiblinger ſie bereits getrieben hat. Er abſtrahirt nicht nur von Politik und Vaterland: dies möchten wir ihm verzeihen um der Zeit willen, in welcher er gelebt: — er abſtrahirt auch von Häuslichkeit und Familie, er ſpricht es ausdrücklich aus, daß Haus und Ehe der Untergang jeder männlichen Geſinnung, jedes großen und tüchtigen Handelns, jeder Kunſt und Poeſie; weshalb er ſelbſt ſich denn auch zu keiner anderen als einer wilden Ehe entſchließen konnte. Er hält es für Recht ſogar und ſtellt es uns als Muſter auf, daß ein Freund mit dem andern bricht und ihn haßt bis in den Tod, bloß weil dieſer Andere ein Weib genommen (ſiehe die Erzählung: die heilige Woche, IV, 1 — 114, beſonders S. 51 u. 94): — ein Pinſelſtrich, den er ſeinem Gemälde der Freundſchaft zu Liebe unternommen und mit dem er dieſe, wie er meint, erſt in ihrem wahren Glanze dargeſtellt hat: während wir doch ſchon wiſſen, was ihm

Digitized by Google

Freundſchaft iſt und daß er mit dieſem Strich, den wir daher auch lieber einen Streich nennen möchten, und zwar einen närriſchen, nicht ihr Gemälde, ſondern nur ihre Carricatur vollendet hat.

Und nicht bloß theoretiſch abſtrahirt er von all dieſen werthen Beſitzthümern und Gütern des Daſeins, ſondern auch praktiſch, indem er in der That Aeltern, Geliebte, Vaterland verläßt, und, wie das zu gehen pflegt, dem Buchhändler verpflichtet, in Rom als abſtracter Literat zu leben beginnt.

Auch vermuthen wir wohl nicht mit Unrecht, daß es noch heut zu Tage manchen jungen Dichter oder Dichterfreund giebt, welcher dieſe abſtracte Stellung zur Welt für das wahre Glück, oder, wenn der junge Dichter noch gar vernünftig iſt, für das leider unvermeidliche und nothwendige Unglück, etwa den beliebten Kainsſtempel hält, zu welchem der Poet zur Strafe ſeiner Poeſie verurtheilt iſt.

Auch beginnt in der That ſchon mit dem erſten Erwachen unſrer modernen Literatur dies Beſtreben der Poeten, ſich der thätigen Betheiligung am Leben, am Staat und der Geſchichte zu entziehen und etwa als Penſionäre eine abſtracte Stellung zum Staate einzunehmen. Es iſt ergötzlich zu leſen, wie, nach Klopſtock's Vorgang, die meiſten unſrer Poeten, Bürger, Voß und hundert Andere,

Digitized by Google

ſogleich auch von der Nothwendigkeit einer amtlichen Beſchäftigung, eines ernſten und bürgerlichen Lebens wollen entbunden ſein, — und dies nicht etwa im Alter, wo wir jedem Dichter, der es redlich gemeint hat, ſo gern einen heitern und gemächlichen Abend gönnen: ſondern in den erſten Jahren jugendlicher Kraft und ehe ſie noch etwas Anderes gethan, als ein halb Dutzend Liederchen gereimt. Dieſe Fabel, als wäre nicht nur die praktiſche Thätigkeit in Amt, Gemeinde und Staat, ſondern überhaupt jedes andere Studium als unmittelbar ein künſtleriſches, jede andere Beſchäftigung als Verſemachen, dem Poeten hinderlich, hat ſich bis auf unſere Tage fortgeerbt, während doch in Wahrheit gerade Niemand weniger die Vertiefung ſowohl in den Strudel des Lebens, als in die ernſte und klare Tiefe der Wiſſenſchaft entbehren kann, als der Poet, — wenn er anders ein rechter Poet ſein will. Wir meinen das nicht ſo, wie Chamiſſo es einmal vor Jahren (irren wir nicht, am Schluß des Muſen-Alm. für 1836) ausgeſprochen hat, daß der Poet den Tag über ein Tagewerk treiben ſolle, der lieben Nothdurft und des geſunden Appetites wegen, und dann ſo am Abend zur Erholung ſich auch wohl ein Liedchen ſingen: — eine Vorſtellung, über die gewiß Chamiſſo ſelbſt ſich nicht ganz klar geworden! ſondern das iſt unſre Meinung, daß der Poet mit demſelben

Digitized by Google

künſtleriſchen Blick, mit dem er die Geſchöpfe ſeiner Phantaſie belebt und ordnet, auch die Welt und die Wiſſenſchaft, Staat und Geſchichte durchforſche und durchdringe, und ſomit ſein abſtractes Talent handelnd, lernend, ja wenn es ſein muß, duldend, mit würdigem Inhalt erfülle. —

Dies Letztere, dieſe Gediegenheit der Bildung, dieſer Schatz von Kenntniſſen und Erfahrungen iſt es beſonders, was wir auch bei Waiblinger vermiſſen, und was ſo viele ſeiner Productionen zu einer ewigen Mittelmäßigkeit verdammt hat. — Waiblinger hat auch vom Fleiße abſtrahirt: ſeine Bildung und ſeine Kenntniſſe ſind nicht gründlich, nicht umfaſſend genug, um ſein formales Talent würdig auszufüllen. Ueberall daher, wo dies nicht ausreicht, wo er mehr zu geben wagt, als Schilderung ſeiner nächſten Umgebungen, verfällt er ins Abgeſchmackte und Thörichte. Am Deutlichſten zeigt ſich dies in der Mehrzahl ſeiner Novellen, welche zu italieniſchen Landſchaften die abgenutzten Pointen unſerer Leihbibliothekromane, langweilige Ritter-, Räuber- und Entführungsgeſchichten als Staffage geben: ſo daß nur wenige der heutigen Leſer z. B. Geſchichten, wie Francesco Spina (II, 1), das Blumenfeſt (III, 79) u. ſ. w. ohne gründlichſte Langeweile werden zu Ende bringen können.

Eben dieſes harte Urtheil müſſen wir vor Allem und ſehr nachdrücklich auch über ſeine Gedichte ausſprechen, ſowohl über die Griechenlieder, in denen er Byron (wie auch ſonſt: I, 124, 146) nachzuahmen verſucht, es jedoch nur bis zu ſehr dürftigen Wiederklängen des Corſaren, der Braut von Abydos u. dergl. gebracht hat: als auch über die lyriſchen Gedichte, in denen wir nirgend einen grundeigenen Ton zu erkennen vermögen. Rechnet man dazu, daß dieſe Gedichte faſt durchgängig in einer ſehr nachläſſigen und liederlichen Form verfaßt ſind, und von platten Stellen, ſchiefen Bildern und allbekannten Reminiscenzen wimmeln, ſo wird man bekennen müſſen, daß dieſe Lectüre weder eine angenehme, noch lehrreiche, noch auch nur eine erträgliche iſt.

Daſſelbe gilt von ſeinem Trauerſpiele „Anna Bullen“ (V, 1—184), welches nur ein dürftiges Uebungsſtück und wohl am Beſten vergeſſen geblieben wäre, da, um die dramatiſche Unfähigkeit jener Zeit zu beweiſen, es nicht erſt dieſer verrotteten Actenſtücke, nicht erſt eines Waiblinger'ſchen Fiasco bedurfte; es ſind wohl beſſere Leute daran zu Schanden geworden als er. — —

Allein wozu denn, fragen vielleicht unſre Leſer, wenn dieſer Schriftſteller ſo unbedeutend, dieſes Talent ſo zweideutig, wozu überhaupt ſein Andenken erneuen? warum es zum Mindeſten nicht genug ſein laſſen an

Digitized by Google

dem Fehlgriff, welchen die Herausgeber thaten? warum zu den mißrathenen Werken uns auch noch eine Geneſis eben dieſer Werke geben?

Weil, wie die Tugenden, ſo auch die Gebrechen der Einzelnen niemals ihnen allein, ſondern auch zugleich der Zeit gehören, in der ſie lebten, und weil von dieſen Krankheiten der Zeit auch in unſre Gegenwart lebendige Adern herüberreichen. Nicht bloß die geſunden, auch die kranken Lüfte übertragen ſich; nicht bloß die Tugenden, auch die Fehler der Vergangenheit (und ſogar ſie noch um Vieles leichter!) erben fort und wachen wieder auf in neuen, verderblichen Geſtalten. Auch unſere Zeit, wie viel munterer ihre Woge rauſche, auch unſern Literatur, wie viel größere Ziele ihr geſteckt ſeien, ſie hat auch ihre Waiblinger, auch in ihr giebt es Talente, auch in ihr wachſen Jünglinge heran, welche der Gefahr ausgeſetzt ſind, ſich an das Abſtracte zu verlieren und die reiche, verheißungsvolle Mitgift, mit welcher die Natur ſie wohlthätig ausgeſtattet, nutzlos, in unfruchtbarer Zerſplitterung, zu vergeuden. Mögen denn dieſe vor dem Bilde ihres Vorgängers einen Augenblick ſtille ſtehn! Mögen ſie ſich warnen, mögen ſie ſich belehren laſſen durch ſein unglückliches Beiſpiel! Mögen ſie im Anblick dieſes ſo raſch verblichenen Glanzes, dieſer ſo früh verwelkten

Digitized by Google

Kränze, ſich aufs Neue und immer wieder ſagen, daß der Beifall des Tages zwar etwas iſt, aber die Achtung der Nation noch mehr, und daß das reichſte Talent, die glücklichſte Naturgabe nur ins Waſſer ſät, es ſei denn, daß ſie ſich auf den Boden eines ſtarken, männlichen Charakters ſtütze. — Es iſt nicht der Zweck der Literaturgeſchichte noch der Geſchichte überhaupt, Moral zu predigen und pädagogiſche Zwecke zu verfolgen. Inzwiſchen wo dieſe Moral ſo nahe liegt, wo dieſe Zwecke ſich ſo unmittelbar erfüllen, da, hoffen wir, wird dieſe etwas altmodiſche Wendung vielleicht doch geſtattet, vielleicht doch verziehen ſein: wie wir unſern Theils ſogar bereit ſind, um dieſes Geſichtspunktes willen ſelbſt ſolche Geſammtausgaben zu entſchuldigen, die in der That vielmehr nur Ausgaben des Verlegers ſind.

Digitized by Google

Dichter und Krieger.

Ein Lebensbild.

Zum Andenken

Joſeph Emanuel Hilſcher's.

Dichter und Krieger — ein einladender Titel, eine vielverſprechende Ueberſchrift, nicht wahr? Zwei der größten, der edelſten Miſſionen, welche der Weltgeiſt ſeinen Lieblingen nur immer vertrauen kann, der Kampf des Wortes und der Kampf des Schwertes, vereinigt in Einer Perſon! Zwei der glänzendſten, der ſchönſten Kronen, die Palme der Kunſt, der Lorbeer des Schlachtfelds, zuſammengeflochten auf Einem Haupte!

Allein ich bitte, ſpannt Eure Erwartungen ein wenig herab! Es ſoll hier von keinem Cervantes die Rede ſein, der mit derſelben Hand, mit welcher er bei Lepanto den Degen geführt, wenige Jahre ſpäter den Don Quixote ſchrieb, dieſes Muſterwerk aller Zeiten —; von kei-

Digitized by Google

nem Camoens, der aus dem Schiffbruch an Indiens Küſte nichts rettete als ſein Soldatenkleid und ſeine Luſiade —; keinem Mendoza, der wechſelsweis, als Karls des Fünften machtgebietender Statthalter, Schlachten gewann, Reichstage leitete, Provinzen beherrſchte — und dann wieder zur Erholung ſchrieb er komiſche Romane und ernſte Geſchichtswerke, Liebeslieder und Satiren, Oden und Sonette.

Auch von keinem Ewald von Kleiſt will ich Euch erzählen, dieſem Paladin Friedrichs des Großen, dem das erhabene Glück zu Theil ward, ſelbſt jenen Heldentod, jenen Tod der Ehre, auf blutigem Schlachtfeld, zu ſterben, den er ſo oft in begeiſterten Liedern, vorahnend, geprieſen hatte —; noch auch von jener heiligen Phalanx der Befreiungskriege, jenen Körner, Schenkendorf 2c., die dem ruhmvollen Aufſchwung ihres Volkes in doppelter Eigenſchaft, mit „Leier und Schwert", glorreich vorangingen, ja zum Theil mit ihrem eigenen Blut die Wahrheit ihrer Lieder, die Aechtheit ihrer Reime beſiegelten, und deren Andenken niemals unter uns erſterben ſoll, wie bitter auch ſchon die nächſte Vergangenheit ſie und uns um den Preis ihrer Kämpfe, den Lohn ihrer Thaten getäuſcht hat —!

Und ebenſo wenig von jenen malcontenten Leutenants, wie ſie heutzutage auf allen Gaſſen laufen: junge

Digitized by Google

Weltſchmerzler, die, nachdem ſie den Vormittag über wechſelsweis getrillt haben und ſich trillen laſſen, Nachmittags, zwiſchen Kafe und Whiſtpartie, ſich hinſetzen und ein wehmüthiges Sonett „an Sie“ ausſeufzen, zur Bethätigung ihrer äſthetiſchen Bildung und weil man bei den gnädigen Fräuleins mit ſolchem dummen Zeug mitunter verdammt viel Glück machen kann — —

Nichts von alledem! Weder der romantiſche Himmel Spaniens wölbe ſich über uns, noch iſt es der Pulverdampf der Schlacht oder auch ſein Gegenbild, der kräuſelnde Duft des Theetiſches, der uns empfängt: wir leben im dreißigjährigen Frieden, bedenkt es wohl: in der Epoche der allgemeinen Glückſeligkeit, wo man die vielen Eiſenbahnen baut und die vielen Kirchen und wo unſre Könige ſo patriarchaliſch glücklich regieren! Eine Scene aus dieſem ſatten, nüchternen Jahrhundert, dieſem Jahrhundert des „Beſitzes“ und der „Bildung“ iſt es, vor die ich Euch führen — es iſt ein Soldat, ein Dichter des neunzehnten Jahrhunderts, den ich Euch zeigen will — und obenein in Oeſterreich!

Alſo friſch die Kragen in die Höhe! die Tücher vor! Der Qualm der Wachtſtube möchte Eure feinen Naſen zu unſanft kitzeln; auch iſt die Luft in den Kaſernen bekanntlich nicht die geſundeſte. — Ihr zaudert? Ihr ſtutzt? Ihr horcht um Euch? Genirt Euch nicht:

Digitized by Google

dieſes helle Klatſchen, dieſes dumpfe Stöhnen hat nichts zu bedeuten: es ſind nur die Schläge des Korporalſtocks, es ſind nur die verhaltenen Seufzer eines dummen Rekruten, deſſen Sinn noch zu trotzig, deſſen Rücken noch zu weich iſt — fragt nach über ein paar Jahre! Iſt das Glück gut, ſo iſt er vielleicht ſelbſt Korporal geworden inzwiſchen und haut, wie er jetzt gehauen wird. —

Und ſo treten wir ein.

Joſeph Emanuel Hilſcher ward als öſterreichiſches Soldatenkind im Jahre 1804 zu Leitmeritz in Böhmen geboren; er ſtarb als öſterreichiſcher Korporal 1837 in der Garniſon zu Mailand. Mit dieſen beiden Thatſachen iſt die Biographie, ſoweit ſie Hilſcher's äußeres Leben angeht, im Grunde vollendet: Soldatenkind und Korporal, Leitmeritzer Kaſerne und Kaſerne in Mailand — ſiehe da die Angelpunkte, zwiſchen denen ſeine Exiſtenz ſich dreht! die Grenzpfähle, die ſchwarz und gelben, welche ſein Leben, ein Menſchenleben, umſchließen! Für ihn keine Luſt der Kindheit, kein trauliches Aelternhaus, kein Muthwille der Jugend: er ward ja im Soldatenhauſe geboren! ſchon über ſeiner Wiege ſchwang die militairiſche Disciplin ihre eiſerne Ruthe! er war Soldat, noch da er in den Windeln lag!

Nun, meint Ihr, was es Großes denn ſei? Hunderttauſende treffe das und Hunderttauſende befinden ſich

Digitized by Google

wohl dabei. Wir können nicht alle als Banquiersſöhne geboren werden; ein Soldatenkind, wie kümmerlich es ihm gehe und wie viel, ja Alles von den Freuden der Kindheit es entbehre, — beſſer dennoch ergeht es ihm immer, als jenen Unzähligen, den Kindern der Ausgeſtoßenen, der Bettler, der Verbrecher, geboren als Auswurf der Geſellſchaft und beſtimmt unterzugehen als Auswurf! Sei es, daß der Staat ſich der Soldatenkinder ein wenig zu ſehr annimmt; ſei es, daß in Folge dieſer allzuwachſamen Disciplin, unter Aufſicht dieſes allzuvorſorglichen Reglements, der ſchönſte Schatz des menſchlichen Lebens, die Luſt der Kindheit, hinwelkt, ungekannt, ungenoſſen, gleich einer tauben Blüthe: iſt dies zu Viel nicht immer noch beſſer als jenes ſchmähliche zu Wenig, dem Jahr aus, Jahr ein, in allen Ländern des hochgebildeten Europa, Millionen geopfert werden, mit geringerer Sorgfalt, als wär' es der Wurf unſrer Herden oder die Frucht unſrer Aecker?

Und dann zum Zweiten zieht Ihr ein weiſes, höchſt weiſes Geſicht, ſo recht ein Magiſtergeſicht, und ſpielt einen neuen Trumpf aus, einen Matador, ſo ſcheint es, vor dem alles Andere die Waffen ſtrecken muß. Nämlich, ſagt Ihr, dieſe Leute wiſſen ja gar nicht, was ſie entbehren; ſie ſind es nicht beſſer gewöhnt, ſie haben keine Ahnung davon, daß es beſſer ſein könne; nicht bloß ihre

Digitized by Google

Hände, auch ihre Herzen haben Schwielen; die weiſe Natur (oder, wenn Ihr „Hiſtoriker" ſeid, ſo verdreht Ihr die Augen und ſagt: die göttliche Vorſehung), wie ſie dem Kameel ſeinen Höcker, dem Nashorn ſeine dicke Haut gegeben, ſo hat ſie auch die „armen Leute" mit einem angeborenen natürlichen Höcker, beſtimmt, alle Laſt des Elends willig zu tragen, ſie hat ſie mit einer gewiſſen Hornhaut des Herzens ausgeſtattet, welche alle Stöße und Püffe des Schickſals, gleich Bremſen, von ſich abſchüttelt, ja die gegen das weiche Streicheln des Glücks, gegen die ſanften Liebkoſungen zarterer, mütterlicher Pflege, wo man ſie ihr überhaupt erweiſen wollte, ſogar ohne Empfindung ſein würde.

Sehr wohl: aber wenn ich die Beine breche und Ihr kommt in aller Geſchwindigkeit gelaufen und erzählt mir, da ſei neulich auch Einer vom Dache gefallen, der habe gar Arme und Beine gebrochen, welch ein Troſt wäre das?! aber wenn die weiſe Vorſehung ſich nun einmal vergriffen und hätte die wohlthätige Hornhaut vergeſſen, wie man ja auch in der Naturgeſchichte lieſt von Haſen mit drei Beinen oder Menſchen mit Einem Arme, wie dann?!

Und dies Letztere in Wahrheit war Hilſchers Fall. Die Natur, die ihre Gaben blind austheilt, die die trefflichen Schematismen, die ſcharfſinnigen Syſteme unſrer

Polizeiphiloſophen leider nicht kennt — oder wenn ſie ſie kennt, ſo iſt ſie eigenſinnig genug ſie nicht zu befolgen — genug, die Natur hatte in dieſen kleinen ſchmutzigen Soldatenjungen, in ſeiner engen, ärmlichen Umgebung, eine große reine Seele, einen tiefen, reichen Quell lebendigſter Empfindung, eine lebhafte Wißbegierde, einen glücklichen Trieb der Anſchauung und Darſtellung gelegt.

Mit Einem Wort: Hilſcher war Poet; die Natur, gleichſam um zu erſetzen, was ſie an ſeinem äußeren Schickſal verſehen, hatte mit freigebiger Hand alle jene Schätze der Phantaſie, der Empfindung, der Sprache über ihn ausgeſchüttet, mit denen ſie ihre Lieblinge zu beſchenken pflegt.

Ein werdender Dichter und ein werdender Soldat — nicht wahr, dieſer Gegenſatz iſt pikant? In ſich das leiſe Wogen, das mählige Anklingen künftiger Rhythmen — um ſich den Parademarſch, die Commandoworte, das Fluchen und Lärmen der Soldatenwirthſchaft; in ſich den poetiſchen Drang in die Ferne, die ungewiſſe und doch ſo unwiderſtehliche Sehnſucht ins Weite, nach fremden Menſchen, fremden Gegenden, einer neuen, fremden, märchenhaften Welt — um ſich die einförmig ſchmutzige Enge der Kaſerne, die niedrige Wachtſtube voll Dampf und Lärm und Zoten; in ſich eine kühne, verwegene

Digitized by Google

Welt der Hoffnungen und Träume, ein glänzend goldenes Bild der Zukunft, voller Entwürfe und Wünſche und Pläne — und vor ſich die Gewißheit, mit ſeinem achtzehnten Jahre einzutreten als Gemeiner in Regiment ſo und ſo, zweites Bataillon, erſte Compagnie, Section ... das war Alles voraus beſtimmt und vorgeſchrieben bis aufs Pünktchen über dem J; mit jedem neuen Ankömmling, der die Kaſerne betrat, jedem neuen Rekruten, der unter der Fuchtel des Korporals zuſammenſchreckte, ſah er ſein künftiges Schickſal leibhaftig vor ſich —: das biſt Du! und ſo wirſt Du, ohne Ausflucht, ohne Appellation — es wäre denn, Du ſtirbſt! — —

Aber der Sinn der Jugend iſt leicht und glücklich; ſie hält ſich, in ſeliger Genügſamkeit, an das Unmitetlbarſte, Nächſte, ja gleich einer ſorgſamen Biene, iſt ihr kein Blümchen zu klein, keine Knospe zu gering, ſie weiß noch immer ihr Tröpfchen Süßigkeit daraus abzugewinnen.

Hilſcher hatte ſich frühzeitig durch eine ungewöhnliche Lernbegierde und Lernfähigkeit bemerkbar gemacht. Er ſcheint zu ſeiner Zeit eine Art Wunderkind geweſen zu ſein, der gelehrte Stolz der Kaſerne, der kleine Polyhiſtor der Soldatenſchule; ſeine Umgebung betrachtete ihn wie ein Meerwunder, ein Abenteuer: ein Soldatenjunge, ein künftiger Rekrut, der mehr lernte, als er

mußte! mehr wußte, als der Schulmeiſter ſelbſt! und fand ein unglückſelig eiteles Behagen daran, die natürliche Aufregung des Knaben durch Fragen und Hätſcheln und Kokettiren mit ihm nur noch immer mehr zu erhöhen und die ſcharfgeſpannten Saiten dieſes zarten, empfindſamen Gemüthes nur noch immer ſchärfer anzuziehen.

Den Polyhiſtor der Soldatenſchule nannt' ich ihn. Eine andere nämlich hat Hilſcher niemals beſucht. Was half Talent, was waren Gaben, was Fähigkeiten, die man an dieſem' Kinde ſo ſichtlich bemerkte? Man konnte damit, in gnädiger Herablaſſung, wohl ſpielen, man konnte ihn wohl geiſtig exerciren und Kunſtſtücke machen laſſen: ſtell' dich todt! ſteh' auf einem Bein! Gewehr auf Schulter! wie einen abgerichteten Kanarienvogel. Allein deshalb nun die militairiſche Ordnung umſtoßen, eine Ausnahme machen von der hergebrachten Kaiſerlich Königlich öſterreichiſchen Soldatenerziehung — bei Leibe nicht! Allzuviel Wiſſen iſt, nach dem Sprichwort, überhaupt nicht gut, es macht Kopfſchmerzen — wir wagen nicht zu beſtimmen, ob dem Wiſſenden ſelbſt, oder ob vielleicht im Gegentheil dem Nichtwiſſenden, der das Wiſſen des Andern zu fürchten anfängt. Am Allerwenigſten aber taugt es für den „gemeinen Mann.“ Was ſoll der Kuh Muskate? Was

Digitized by Google

ſoll dem „gemeinen Mann“ Kenntniß und Bildung, Unterricht und Erziehung? Sie könnten ihn ja nur unglücklich machen, indem ſie den Conflict zwiſchen der erworbenen inneren Bildung und den gegebenen äußeren Zuſtänden nur um ſo greller, nur ihm ſelbſt um ſo fühlbarer machen würden. Alſo hinweg mit der falſchen Philanthropie, die die Menſchen nur Bedürfniſſe kennen lehrt und zu Hoffnungen erweckt, die doch niemals befriedigt werden können! Hinweg mit der verderblichen Aufklärung, die, ſtatt Wohlſtand und Ruhe, nur Unzufriedenheit und Gährung erzeugt! Ganz ohne Erziehung freilich ſoll der gemeine Mann auch nicht bleiben, ganz ohne Unterricht dürfen wir das Volk nicht laſſen: wozu auch hätten wir unſre vortrefflichen Schulen mit ihren dreimal geprüften Lehrern, ihren polizeilich plombirten Pädagogen, ihren vorgeſchriebenen Lehrcurſen, Schulbüchern und Leitfäden?! Nur ſoll Niemand mehr lernen als ihm gut iſt, nur ſoll Jeder von der Milch der Wiſſenſchaft nur gerade ſo viel zu ſich nehmen, wie er zu ſeinen nächſten Zwecken braucht: und dieſe ſeine Zwecke ſind unſre Zwecke. Der Soldat zumal, beſtimmt zu blindem Gehorſam, eine Maſchine unter Maſchinen — der Soldat, der an jedem Knopf, an jeder Litze ſeines Rockes (und iſt er ein guter Soldat, ſogar in jeder Falte ſeines Herzens) die ächt militairiſche Looſung des weiland Zopf-

Digitized by Google

und Perückenregimentes trägt, das alte, klaſſiſche: Räſonnir' Er nicht! — was, ich frage, ſollte zumal der Soldat mit einem Vorrath von Kenntniſſen anfangen, der den allernöthigſten Bedarf, das Rechts und Links der Schwenkungen, und allenfalls ſo viel Leſen und Schreiben, um einen militairiſchen Rapport abfaſſen zu können, überſtiege?! Es iſt leicht geſagt und hört ſich recht niedlich an, jeder Soldat, wie er ins Regiment tritt, müſſe auf nichts Kleineres denken, als General zu werden. Für die Wirklichkeit indeſſen wäre mit ſolchen Rekruten ſchlecht gedient. Im Gegentheil, ein rechter Soldat muß gar nichts werden wollen, als was er iſt, und nichts ſein, als was ſein Herr Vorgeſetzter haben will; ſo nur iſt Hoffnung für ihn, ſich zu einem würdigen Vaterlandsvertheidiger heranzubilden. Darum alſo haſt du Kenntniſſe, ſo packe ſie ein, lege ſie beiſeit, verwahre ſie, wie jene bürgerlichen Kleidungsſtücke, welche man dir beim Eintritt in die Kaſerne abnimmt, um ſie dir nach Verlauf deiner Dienſtzeit, nach vierzehn Jahren, zurückzuſtellen, nämlich wenn ſie bis dahin die Motten und die — Herren Feldwebel nicht aufgezehrt haben; haſt du Talente, ſtutze ſie zurecht, ſchneide ſie ab, wirf ſie fort, wie man dein langwallendes Haar abgeſchnitten und weggeworfen hat, wegen der militairiſchen Propreté — und mit Einem Worte, willſt du ganz ſicher gehn

Digitized by Google

und Deine Beſtimmung gewiß nicht verfehlen — wohl-an: get thee to a nunnery! geh in eine Soldatenſchule, eine Soldatenſchule in Oeſterreich! —

Es war gewiß nicht die Schuld dieſes Unterrichtes, wenn Hilſcher's Talente, ſtatt ſich abzuſtumpfen und zu erlahmen, ſich vielmehr immer glänzender entwickelten, wenn ſeine Lernbegier, ſtatt zu ermüden, vielmehr immer unerſättlicher, immer glühender wurde. War überhaupt eine Schuld dabei im Spiele, natürlicher Weiſe, ſo war es ſeine eigene; wer zum Henker heißt ihn auch Talent haben und Dichter ſein, wenn er nichts weiter iſt als ein Soldatenkind?!

Inzwiſchen jedoch war aus dem Kinde ein Jüngling, aus dem Schüler ein Rekrut geworden; er hatte das pflichtige Alter erreicht, eines ſchönen Morgens, da er aufwachte, ſtand der Korporal vor ihm, man gab ihm eine Muskete in die Hand, die Trommeln wirbelten — und der „Krieger" war fertig.

Von hier an beginnt die Tragik dieſes freudloſeſten Daſeins ſich immer raſcher, immer gewaltſamer zu entwickeln. Mit dem Kinde hatte man geſpielt, man hatte ſeine Wunderlichkeiten geduldet, vielleicht ſogar, der Seltenheit wegen, gehätſchelt. Jetzt hingegen da er zum Manne heranreiſte, da ſein poetiſches Talent, ſeine geiſtige Befähigung ſich täglich reicher, täglich ungeſtümer

Digitized by Google

entwickelte, da der unerträgliche, ſchneidende Contraſt zwiſchen der Welt in ſeiner Bruſt und der Wachtſtubenluft um ihn täglich greller, mit immer fürchterlicherer Wahrheit in ſein Bewußtſein trat, da er, wie ein Ertrinkender, haſchte nach einem Arm, der ihn rette, einer Hand, die ihn herauszöge aus dieſem Meere der Gemeinheit auf ein Inſelchen, noch ſo klein, wo er Menſchen fände, nicht bloß Soldaten —: da hatte aus den Bewunderern des frühreifen Kindes für den Mann kein Freund, kein Gönner erwachſen wollen, dieſe Seele war den Cantonirungsliſten der öſterreichiſchen Armee verfallen: was kümmerte es den regiſtrirenden Hauptmann, daß es eben eine Poetenſeele war?

Hilſcher's Talent war nicht unbekannt geblieben; man kannte und nannte ihn als Poeten, und er hatte in dieſer Eigenſchaft Manches zu dulden — ſowohl den Spott ſeiner Cameraden, als die gnädige Herablaſſung ſeiner Obern, die das wunderliche Murmelthier, das gar ſolche Dinger, wie Verſe, machen konnte, neugierig betrachteten.

Zwar fehlte es ihm auch nicht an aufrichtigeren Freunden, ſelbſt nicht unter ſeinen militairiſchen Befehlshabern. Er rühmt ſelbſt den Grafen Neipperg als Byronverehrer, der ſich nicht geſcheut habe, Arm in Arm

Digitized by Google

mit ihm über die Straße zu gehen, und noch Andere werden dankbar und freundlich erwähnt.

Allein vermuthlich, ja ſehr natürlich hatte der Hofkriegsrath zu Wien den Fall nicht vorbedacht, daß unter den Gemeinen der öſterreichiſchen Armee ein Poet ſein könne: und ſo waren auch diejenigen ſeiner Oberern, die vielleicht gern das Schickſal des jungen Mannes geändert hätten, zu keinem Schritte dieſer Art ermächtigt. Das leuchtet ein. — —

Sogar jede auffällige Privatunterſtützung und Erleichterung wäre vermuthlich gegen den militairiſchen Reſpect geweſen, ſeitdem der Hofkriegsrath ſelbſt Gelegenheit genommen, durch eigene Entſchließung kundzugeben, wie weit er das poetiſche Talent des Gemeinen Hilſcher anerkannt und befördert wiſſen wolle. Nämlich als ſeine Cameraden bei einer gewiſſen Veranlaſſung ein Trauerſpiel von ihm zum Beſten des Invalidenfonds aufgeführt hatten, ſo ließ der Hofkriegsrath ſich nicht nur herab von dieſem Ereigniß Notiz zu nehmen, er ließ nicht nur die Frage, ob und wie dergleichen Allotria ſich mit dem „Dienſt“ und der guten „Führung“ der Leute vertrügen, in Gnaden unerörtert — nein! er belohnte ſogar den Poeten, er zeichnete den Dichter aus, indem er ihn, in Anbetracht ſeiner poetiſchen Talente, zum — Korporal avancirte!! Nun? Was meint Ihr? Iſt es nicht herrlich,

Digitized by Google

„Dichter und Krieger“ zu ſein im neunzehnten Jahrhundert und die „Palme der Kunſt“, den „Lorbeer des Schlachtfelds“ zu vereinigen in Einem — Korporalspatent?!

Dazu kam nun von Hilſchers Seite, was unter dem Druck ſolcher Umſtände allerdings in jeder edelgearteten, männlichen Natur ſich nothwendig entwickeln mußte: — ein finſterer Groll, eine vorſätzliche Abgeſchiedenheit, ein herber Trotz, der mitunter ſelbſt das freundliche Entgegenkommen theilnehmender und einflußreicher Männer mag zurückgeſtoßen haben. Eine Leidenſchaft für ein Mädchen, welches an Rang, Vermögen und geſelliger Bildung bei Weitem über dem Bewohner der Kaſerne ſtand, vollendete ſein Unglück, indem ſie das Ende nahm, welches ſie, nach den Umſtänden, allerdings nehmen mußte: das Mädchen lehnte die übel geleitete Neigung ab, vielleicht unglimpflicher, als Mitleid und Schonung ihr geboten hätten, — und das ſchwer verwundete Herz ſchloß ſich noch feſter und noch ingrimmiger.

Der Soldatenſtand ward ihm unerträglich. Die Hoffnungen auf das Officierspatent, die er einige Zeit gehegt, waren verſchwunden, der Kreis der Geſelligkeit und der Familie, für deren Glück er ein ſchmerzlich lebendiges Gefühl hatte, blieben ihm verſchloſſen. Nur eine Ausſicht gab es für den Unglücklichen — daß ſein

Digitized by Google

Talent einen Mäcen finden, daß Apoll mit der Leier das feindliche Joch des Ares zerbrechen, daß ein großes gelungenes Gedicht ſeinen Namen berühmt, ſein Ruhm ihn frei machen würde von dieſer betreßten Sclaverei? —

Wohl möglich, ſogar man braucht die menſchliche Natur nur ein Weniges zu kennen, um zu ſagen: ſehr gewiß, daß es eine Zeit gegeben, wo er auch über dergleichen Träumen gebrütet, wo zu der Qual des Augenblicks die andere, die größere kam, die Qual des Zweifels an ſich ſelbſt und ſein eigenes Talent! wo er ungeduldig gleichſam an die Thore ſeines eigenen Geiſtes pochte, wo er mit ſich ſelbſt rang, mit ſich ſelbſt zürnte, ſich ſelbſt belauſchte und, in ſelbſtquäleriſcher Durchgrübelung, über ſich ſelbſt, ſeine Fähigkeiten, ſeine Hoffnungen zu Gerichte ſaß!

Allein dieſe Zeit war jetzt wohl längſt vorüber; er wußte ja, er hatte die Proben, was „Dichter und Krieger" in Oeſterreich, in der Jacke des Musketiers, zu erwarten hatten! Nur noch der Ablauf ſeiner Dienſtzeit war es, worauf er ſein Auge, ſein Herz ſehnſüchtig gerichtet hielt. Vierzehn Jahre ſind eine lange Zeit, aber ſie dauern doch nicht ewig; vierzehn Jahre, Jahre der ſchönſten Kraft, Jünglings- und Mannesjahre, ſo recht mitten aus dem beſten Stück des Lebens, den Korporalſtock theils dulden, theils führen; vierzehn Jahre

Digitized by Google

verbannt ſein in die ſchwüle, dumpfe Atmoſphäre des Wachtſtubenlebens, ohne Weib, ohne Kind, ohne Geſchwiſter, ohne Freund, zu Genoſſen, die von der Fluth und Ebbe dieſes Herzens keine Ahnung, keine Vorſtellung hatten — vierzehn Jahre „unter Larven die einzige fühlende Bruſt" — wahrlich! es iſt ein ſchweres Schickſal: allein nur um ſo fröhlicher, um ſo hoffnungsvoller läßt ſich dem Ende dieſer langen Prüfungszeit entgegenſehen.

Und doch ſollte Hilſcher auch dieſe Hoffnung nicht rein genießen; auch auf dieſe Knoſpen der Zukunft, dieſe noch nicht erſchloſſenen, legte ſich die Schlange der Furcht, der Sorge, des Grams und tödtete mit ihrem zehrenden Gift die kaum entwickelten, jugendlichen Keime. Allerdings, es hatte ſeine Richtigkeit: wenige Monate noch und ſeine Dienſtzeit war abgelaufen, er war frei —

Frei?! Ei wohl: frei, wie Robinſon auf ſeiner Inſel — nur daß das Leben keine ſolche einſame Inſel iſt! nur daß ſtatt jener gutwillig dienſtbaren Lama's, welche Robinſon umſpielten, vielmehr, gleich gefräßigen Beſtien, ein Heer von Bedürfniſſen, von Forderungen und Nothwendigkeiten den Vereinzelten anfällt! nur daß die Beſitzenden, die Erwerbenden in geſchloſſenen Reihen zuſammenhalten und daß der Arme, der Beſitzloſe ſich

die Zähne ſtumpf beißen muß, ohne daß er doch überhaupt etwas zu beißen kriegt!

Nahrungsſorge — da lag es! das war die Wolke, deren drohende Nähe Schatten warf auf Hilſchers Zukunft! Er wurde frei: allein wie nun weiter? was beginnen? woran ſich anklammern, um nicht zu verſinken in dieſer treibenden Fluth des Lebens und ſeiner gemeinen — und doch immerhin ſeiner Bedürfniſſe?! — Eine öſterreichiſche Dienſtzeit von ehemals, auch wenn ſie abgelaufen, iſt darum noch nicht verwunden; Niemand trägt ungeſtraft vierzehn Jahre lang die Muskete, athmet vierzehn Jahre lang die ungeſunde Luft der Kaſerne, ſieht ſich vierzehn Jahre lang losgelöſt von allen Beziehungen, welche das menſchliche Leben werth und theuer machen, den Beziehungen der Familie, der Geſelligkeit, des gewerblichen Verkehrs. — Man hat unſer modernes Soldatenthum, mit ſeiner Abſtraction von allen natürlichen Bedingungen des Lebens, dem Mönchsthum des Mittelalters verglichen. Wohlan: ſo denkt Euch einen Mönch, nach einem halben Menſchenalter erzwungener Einſamkeit, einförmiger Uebungen, widernatürlicher Entbehrungen, entlaſſen aus der Obhut ſeiner Zelle, zurückverſetzt in das wogende Geräuſch des Lebens, in das Stoßen und Drängen, das Lärmen und Treiben der weltlichen Intereſſen — was wird, was kann er beginnen in dieſer ihm ſo fremden,

Digitized by Google

ſo antheilloſen Welt? Wird er ſich nicht am Ende zurückſehnen, wird er nicht die Stunde verwünſchen müſſen, die ihn der demüthigen, aber geſättigten Knechtſchaft entnahm, um ihn einer ſtolzen, aber hungrigen Freiheit zu überliefern?! — Das iſt ja eben das Entſetzliche dieſer Lagen, daß nicht bloß die Gegenwart, daß auch die Zukunft darüber verloren geht, daß nicht bloß der Leib, daß allmälig auch der Geiſt ermüdet wird von dieſen Wundmalen der Knechtſchaft und, mit der Freiheit, auch die Möglichkeit, auch den Muth, frei zu ſein, verliert. —

Wie es ſcheint, ſo hatte Hilſcher ſich längere Zeit mit dem allerdings ſehr natürlichen und nahe liegenden Gedanken getragen, jener Bildung, die er ſich ſo mühſam, unter ſo viel Entbehrungen und Kämpfen erworben, jenen geiſtigen Schätzen, die er ſich ſo theuer, unter ſo viel Qualen erkauft, dereinſt, zu billiger Vergeltung, auch ſeinen leiblichen Unterhalt, ſeine materiellen Bedürfniſſe abzugewinnen; er wollte aus dem Dienſt der Waffen in den Dienſt der Muſen treten und ſich, wie man es nennt, als Literat eine unabhängige und ſelbſtändige Exiſtenz begründen.

Allein dazu gehört vor Allem ein Publikum, das uns lieſt, ein Name, der uns trägt — und Hilſchers Verſuche, ſich das eine wie das andere zu erwerben,

Digitized by Google

waren ſehr unglücklich ausgefallen. Er hatte Ueberſetzungen aus Byron zu Laibach auf eigene Koſten drucken laſſen, er nahm Theil an einer mailändiſchen Zeitſchrift. Doch weder jenes Heft noch dieſe Zeitungen wurden in Deutſchland geleſen.

Ueberhaupt, ſo ſchimpflich leicht journaliſtiſche Coterieen, kritiſche Kameradſchaften, bezahlte Federn es heutzutage ſogar der entſchiedenen Talentloſigkeit machen, Zugang zu finden, wenn auch nicht zum Herzen, ſo doch zur Neugier, zur ſtumpfſinnigen Bewunderung des Publikums: ſo ſchwer, bei dem gegenwärtigen unfreien, und darum auch unſittlichen, verdorbenen Zuſtand unſerer Literatur, hält es oftmals auch für das ſchönſte, das hoffnungsreichſte Talent, nur überhaupt bekannt zu werden, Falls ihm nämlich der Beiſtand jener literariſchen Zöllner entſteht, welche ſich berufen glauben, Niemand auf den Markt der Literatur zuzulaſſen, es ſei denn, daß er ſeine Waare zuvor bei ihnen verſteuert. Wiſſe nichts, könne nichts: aber ſei ein Mann von Welt, ein liebenswürdiger Geſellſchafter, ein angenehmer Wirth — noch beſſer, eine angenehme Wirthin: und gleich hungrigen Fliegen, ſobald Du winkſt, werden die ſogenannten Schriftſteller angeflattert kommen und Dich huldigend umſchwärmen, ja es wird kein Wort von Dir ſo läppiſch, kein Abſchnitzel Deiner Papiere ſo unbedeutend ſein, ſie

Digitized by Google

poſaunen ihn aus für ein glänzendes Witzwort, ein unſterbliches Meiſterwerk! — Dagegen ſei ein Mann, wie Hilſcher, ſei talentvoll, gebildet, kenntnißreich: aber ſei auch ſtolz, ſei finſter, ſei eckig in Deinem Weſen, unbekannt mit jenen charmanten kleinen Künſten der literariſchen Toilette, verachte es, den Götzen des Tages zu opfern, lebe außerhalb ihrer Kreiſe, ja trage die Jacke des Musketiers oder die einfache Blouſe des Handwerkers, dufte mehr nach dem Staub der Arbeit als nach dem neueſten Parfüm, trage, ſtatt Glacehandſchuhe und goldner Ringe, Schwielen an der Hand, ehrenvolle, arbeitſame Schwielen — und zehn gegen Eins gewettet: von hundert modernen Literaten neunundneunzig werden Dich über die Achſel anſehen, wie einen Wilden, einen Bären, ein Ungeheuer, und werden aus demſelben Munde, der ſo eben noch überfloß von Freiheit und Aufopferung und gloriosen communiſtiſchen Redensarten, Dir ein höhniſches: „Was will Saul unter den Propheten?!" entgegenſchnarren! — —

Welche Ausſicht öffnete ſich alſo auch hier für unſern Freund? Sollte er den Frohndienſt der Armee vertauſchen mit dem anderen, dem elenderen, dem Frohndienſt der Lohnſchreiberei? Sollte er, nachdem er ſo lange, für drei Kreuzer den Tag, ſein warmes Blut, ſein friſches Herz dem Kaiſer von Oeſterreich vermiethet hatte,

Digitized by Google

nun aufs Neue zu Miethe gehen bei literariſchen Wucherern, bei Redacteurs und Verlegern, und in fremdem Dienſte, wie bisher den Korporalſtock, ſo jetzt die kritiſche Fuchtel, die Feder des Ueberſetzers, des penny a-liners ſchwingen?!

Die Entſcheidung wurde ihm erſpart; ſein Lebensfaden, in dem Moment, da er ſich immer tiefer, immer unlösbarer zu verwirren drohte, riß ab; derſelbe Herbſt ſiebenunddreißig, der ihn frei gemacht haben würde von der Laſt des Soldatenſtandes, befreite ihn auch von der größeren, der Laſt eines vereinſamten, freud- und liebeleeren Daſeins.

Der Tod iſt ein großer und mächtiger Verſöhner; als ob in dieſer ſchwarzen Erde, die wir über die Gebeine des Todten ſchütten, eine beſonders heilſame, eine beſonders befruchtende Kraft verborgen läge, ſo bietet die Literaturgeſchichte uns mehr als ein Beiſpiel, daß die Blüthe der Anerkennung, die Knoſpe des Ruhms, die dem Lebenden beharrlich verweigert ward, zum Wenigſten dem Grabe des Geſtorbenen entſproßt.

Auch Hilſcher iſt dies traurig ſchöne, dies unglücklich glückliche Loos zu Theil geworden. Auch er mußte erſt dem Tode verfallen, den wir dem Einſamen, Siechen, Hoffnungsloſen wohl gönnen mögen, ehe er wahrhaft zu leben begann; er mußte erſt aufhören, lebendig unter

Digitized by Google

uns zu weilen, ehe die Kunde, daß er gelebt, überhaupt nur zu uns drang, und ein flüchtiger, aber wohllautender und gern vernommener Nachklang ſeines geiſtigen Daſeins über die Alpen in ſein deutſches Vaterland herübertönte. — Der, ſo lange er lebte, ſo lange dieſe Fluth der Leiden, Fluth der Schmerzen aus lebendig bewegtem Buſen drang, keine Leſer, keine Hörer fand, deſſen Manuſcripte im Rauch der Wachtſtube vergelbten, den die Kritiker nicht kannten, den die Redacteurs über die Achſel anſahen —: kaum ein Jahr nach ſeinem Tode vergeht und ſchon liegt, in gefälliger Ausſtattung, von ſorgſam kundiger Hand geſichtet und geordnet, ſein literariſcher Nachlaß gedruckt vor uns *): ein ſchönes, tröſtendes Zeugniß, daß jedes Streben, wenn es in ſich nur ächt und wahr iſt, endlich doch ſeine Krone findet, noch iſt jemals ein Feld ſo öde, ein Baum ſo krank, es kommt endlich auch für ſie ein Augenblick der Blüthe!

Beſonders intereſſant, ja merkwürdig durch ihre Wahrheit in dieſer Zeit der Schönthuerei und der gefliſſentlichen Verſtellung, ſind in dieſer Sammlung die

---

*) Weiland Joſeph Em. Hilſcher's Dichtungen. Originale und Ueberſetzungen. Herausgegeben mit einem biographiſchen Vorwort von Ludwig Auguſt Frankl. Mit dem Portrait des Dichters. Peſth, 1840. Verlag von Guſtav Heckenaſt.

Digitized by Google

eingeſtreuten Stellen aus Hilſcher's Briefen und Tagebüchern; dieſelben laſſen uns einen genauen und bei allem Schmerzlichen doch erfreulichen Blick in das Innere dieſes grundtüchtigen Gemüthes thun.

Denn wenn es ſchmerzlich iſt, dieſe Verkümmerung, dieſen Untergang eines reichbegabten Talentes zu ſehen, ſo iſt es dennoch unendlich erhebender, daß ſelbſt mitten in dieſem Drangſal der Geiſt dennoch ſein göttliches Recht bewahrt und dem einſamen, verlaſſenen, hilfloſen Manne ſeinen Beiſtand nicht verſagt hat. Bildung und Wiſſenſchaft ſind heutzutage ſo allgemein zugänglich, ſie ſchwimmen, wie das Element unſers Lebens, in der Luft, und Jeder, der nach ihrer Labung dürſtet, kann ſie finden: auch nach Oeſterreich und in die öſterreichiſchen Kaſernen wiſſen ſie ſich Bahn zu machen.

So war für Hilſcher namentlich in der Kenntniß und dem Studium ſowohl unſerer deutſchen, als beſonders der engliſchen, ſodann der franzöſiſchen, italieniſchen und, kurz vor ſeinem Tode, noch der ſpaniſchen Literatur ein unverſiegbarer Quell der Lehre und Bildung eröffnet, in welchem er nicht weniger den eklen Dunſt ſeiner Umgebung, als die Schlacken ſeiner eigenen Perſönlichkeit abzuwaſchen und zu verſenken lernte. Dieſes geiſtige Leben gewährte ihm Unterricht und Troſt zugleich: in Ueberſetzungen der fremden Dichter bildete und übte er

Digitized by Google

ſein formales Talent, an ihrem Inhalt reinigte und erbaute er ſeine Seele. Vornämlich Byron, aus einem leichterklärlichen Zuge innerer Verwandtſchaft, nahm ſeine Seele gefangen; ihm, wie keinem andern, auch keinem deutſchen Dichter, wandte er ſeine vollſte Liebe, ja eine Art frommer Verehrung zu, die ſich beſonders auch in zahlreichen Ueberſetzungsverſuchen kund gab: Verſuchen die wir dreiſt dem Beſten zur Seite ſtellen dürfen, was wir in dieſem Fache beſitzen und in denen er auf oft überraſchende Weiſe den innerſten Kern des Dichters erfaßt und mit wunderſamer Treue, der Treue einer gleichgearteten, ſympathetiſchen Natur, wiedergegeben hat.

Und wie hier in das Innere eines fremden Dichters, ſo auch in ſein eigenes Innere zu dringen und Klarheit zu gewinnen über ſich ſelbſt, fehlte ihm weder Muth noch Kraft. Im Gegentheil ſpricht in einzelnen Stellen ſeiner Briefe eine ſo richtige Erkenntniß ſeiner eigenen Zuſtände ſich mit einer ſolchen präciſen und rührenden Wahrheit aus, daß wir nicht umhin können, einige dieſer Worte, zur Ergänzung dieſes Bildes, hier mitzutheilen, indem ſie am Beſten die gebeugte, dennoch ſtarke Seele unſers Dichters zu erkennen geben werden:

„Meine Arbeiten tragen die Farbe des Mißmuths und darum arbeite ich wenig, das Ueberſetzen als Surrogat treibend.“

Digitized by Google

„Es iſt doch vielleicht Schade, daß ich als Menſch ein Griesgram und als Sänger ein Rabe geworden bin, — und übel iſt's, wenn meine Worte wahr bleiben ſollten:

Der Wohllaut iſt für immer mir entflohn,
Der Mißklang bleibt in den verſtimmten Saiten."

„Ich kann keine heiteren Gedichte mehr machen."

„Es werden ſchon Momente kommen, wo das Lichte aus mir herausbrechen und die finſtern Schatten verſchwinden werden."

„Eines iſt mein Stolz, wenn auch nicht Troſt genug, daß ich mich aus dem Gemeinen aufgerichtet, und den Trotz gegen die Verkehrtheiten der Welt in mir befeſtigt habe; daß ich nicht ein Zwitter, wie Viele, geworden bin, und meine Philoſophie in mein Leben eingewebt und meine Geſinnung entweder ganz verſchwiegen oder offen zur Schau getragen habe." — — —

Die eigenen Gedichte Hilſcher's, welche in dem erwähnten Bande mitgetheilt werden, ſind gering an Zahl, nicht an Werth. Jenes haben wir ohne Zweifel der frühen Verſchleuderung und Zerſtörung ſeiner Manuſcripte mit Bedauern, gewiß aber auch der ſichtenden Hand des Herausgebers mit Dank —, dieſes dagegen der herben und ſtrengen Schule zuzuſchreiben, welche der

Dichter durchzumachen hatte, und in welcher von der läuternden Flamme des Unglücks alle öſterreichiſche Geſchwätzigkeit und Phraſeologie, wenn nicht immer, ſo doch zum größten Theil herausgebrannt worden iſt. Sie ſind alle ſubjectiv im eigenſten Sinne des Worts, perſönliche Ergüſſe des bedrängten Herzens, ſchmerzbewegt, ruhelos, düſter, wie dieſes; dabei faſt durchgängig von gewählter, oft von vortrefflicher Form. Als das gelungenſte dieſer Gedichte ſteht das erſte mit Recht an der Spitze der ganzen Sammlung: „Endymion," deſſen nächtliche Begegnung mit der Diana hier zu einem zarten und gemüthlichen Symbol des einſamen, ungekannten, in der lauten Welt des Tages nicht einheimiſchen Poeten umgedeutet wird:

Ihn ekelte vor dem Verkehr der Menge,
Die jede leiſe Stimme überſchreit,
Verſchloſſen ſchlich er fort aus dem Gedränge,
Denn wer ſich einſam fühlt, ſucht Einſamkeit.
Verachtung traf ihn, und belächelnd nannten
Ihn Träumer, die ſein Weſen nicht erkannten.

Und immer trieb es ihn auf Latmos Höhe,
Und wenn der Mond ergoß ſein Silberlicht,
Da fühlte er der Gottheit holde Nähe,
Da trat Verklärung in ſein Angeſicht;
Die finſtern Geiſter zogen aus dem Herzen,
Und wie ermüdet, ſchliefen alle Schmerzen.

Digitized by Google

Und wie nach langer, langer Nacht der Blinde
Den Lenz verſchlingt mit erſtgebornem Blick,
So fiel ihm vom umflorten Aug' die Binde,
Die Welt mit ihren Wolken trat zurück;
Und vor ihm lag das Land der Ideale,
In der Begeiſtrung mildem Frühlingsſtrahle.

Mit friſcher Kraft durchbrach die Jugendquelle
In ſeiner Bruſt das aufgedrungne Eis,
Der Geiſt verließ der Schwermuth dunkle Zelle,
Und drängte licht ſich in den lichten Kreis;
Und was er hier gelebt im Reich des Schönen,
Das muß mit jedem Erdenleid verſöhnen.

O ſteigt auf euer Latmos, ihr Verkannten!
Die rauh und kalt das Leben von ſich ſtößt,
Die ſchönre Heimath blühet dem Verbannten,
Der aus gemeinen Banden ſich erlöſt;
Ihr aber, unterjocht in Sinn und Handeln —
Ach weckt uns nicht, und laßt im Mond uns wandeln.

Unter den Ueberſetzungen, die bei Weitem den größten Theil dieſes Buches bilden, ſind, wie ſchon angedeutet, die aus Byron die bedeutendſten, vor Allem die des Manfred, — des gedankenvollſten und darum für den Ueberſetzer vielleicht ſchwierigſten Stückes dieſes Dichters. Daſſelbe iſt von Hilſcher mit einer durchgängigen Meiſterſchaft überſetzt, von welcher hier einige Verſe aus dem Fauſtiſchen Anfang des Stückes eine Probe geben mögen:

Digitized by Google

Manfred.

Die Lampe muß gefüllt ſein; doch auch dann
Brennt ſie ſo lang nicht, als ich wachen muß.
Mein Schlummer — wenn ich ſchlummre — iſt nicht Schlaf,
Iſt nur Verfolg des bleibenden Gedankens,
Dem ich nicht widerſtehn kann; hier im Herzen
Iſt wache Nacht; das Auge ſchließt ſich nur,
Um drin zu ſehn — — und dennoch lebe ich
Und trage Bild und Form der Athmenden,
Doch Kummer ſollte Lehrer ſein des Weiſen.
Der Gram iſt Kenntniß; wer am meiſten kennt,
Beklagt am tiefſten die unſel'ge Wahrheit,
Daß der Erkenntnißbaum nicht Lebensbaum iſt.
Philoſophie und Wiſſenſchaft, die Kräfte
Des Wunders, und die Weisheit dieſer Welt.
Hab' ich geprobt, und hier in meiner Seele
Iſt die Gewalt, die ſie mir dienſtbar macht —
Sie helfen nicht. Ich that den Menſchen Gutes,
Und Gutes auch erfuhr ich unter Menſchen —
Es half mir nicht. Gut oder bös, war Leben,
Kraft, Trieb und Alles ſonſt in andern Weſen
Für mich nur wie der Regen in den Sand,
Seit jener namenloſen Stunde; — furchtlos
Fühl' ich den Fluch, nicht Menſchenfurcht zu haben,
Noch Herzgeklopf durch Hoffnung oder Wunſch,
Noch Liebesdrang zu irgend was auf Erden. —
Doch nun an's Werk!

In der That, hier iſt Byron'ſcher Geiſt, hier die ſtraffe, ſchwere, in ihrer Schwere ſo bewegliche, ſo impoſante Byron'ſche Sprache: und ſcheint uns daher unter den vielen ſchönen und erfreulichen Ausſichten, welcher der Lite=

ratur durch Hilſchers allzufrühen Tod verloren gegangen ſind, auch dieſe Ausſicht auf einen von ihm überſetzten vollſtändigen Byron, zu welchem dieſe Sammlung zahlreiche Fragmente und Anfänge enthält, nicht die wenigſt zu beklagende.

Oder vielleicht will man auf Ausſichten überhaupt nichts geben? Vielleicht meint man, dieſe Proben von Hilſcher's poetiſchen Leiſtungen, wie anſprechend ſie im Einzelnen auch ſind, ſeien doch, ehrlich zu ſagen, nicht erheblich, nicht bedeutend, nicht neu genug, um eine ſo ausführliche Beſprechung ſeiner Leiſtungen, eine ſo feierliche Erneuerung ſeines Andenkens zu rechtfertigen?

Aber wir wollten ja auch kein Literatur=, wir wollten ein Lebensbild liefern, mehr als ſeine Leiſtungen intereſſirten uns ſeine Schickſale, es ſollte keine Kritik des Schriftſtellers, vielmehr eine Kritik ſollte es ſein, eine poſitive, thatſächliche, jener Zuſtände und Einrichtungen, jener Gewohnheiten und Geſetze, welche Schickſale, wie dieſes, möglich machen.

Das Elend der Geſellſchaft iſt ſo groß, der Kampf dagegen ſo heilig, ſo dringend, eine ſo allgemeine Aufgabe der Zeit, daß, wenn wir nicht irren, kaum ein Beitrag dazu zu klein, keine Hilfe zu unbedeutend iſt: dieſe Wunde klafft

Digitized by Google

immer und überall, immer und überall reckt dieſe Hydra ihre hundert Häupter in die Höhe: da braucht es manchen Hieb, manchen Brand, ehe das Ungethüm erlegt iſt — nehmt denn einſtweilen auch dieſen Beitrag hin!

Digitized by Google

Shelley und die Poeſie des Atheismus.

In der Literatur der modernen Nationen giebt es, beſonders in neueſter Zeit, eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Berühmtheiten, welche dieſe Verbreitung, deren ihr Name genießt, dieſen Ruf, der ſie ſchmückt, dieſes Intereſſe, das ſie begleitet, Alles weit weniger demjenigen verdanken, was (ſollte man meinen) gerade in der Literatur zunächſt, wenn nicht ſogar ausſchließlich, in Erwägung kommt, das heißt alſo literariſchen Leiſtungen, ſchriftſtelleriſchen Werken: als vielmehr gewiſſen perſönlichen Schickſalen, gewiſſen praktiſchen Erlebniſſen, welche, wenn auch nicht mit der ſittlichen Richtung, nicht mit dem ethiſchen Kern, doch mit der künſtleriſchen Begabung, dem äſthetiſchen Werth ihrer Productionen in der Regel nur in ſehr geringem — oder wohl auch in gar keinem

Digitized by Google

Zuſammenhange ſtehen. — Beſonders zahlreich, wie geſagt, iſt dieſe Gattung von Berühmtheiten in dieſen unſern neueſten Zeiten, ja ſie nimmt, vor unſern Augen, von Tag zu Tage zu, je mehr nämlich die Literatur, in ihrem Beſtreben, die Wirklichkeit zu durchdringen und ſie wiederzugebären aus der Idee, in Conflict geräth mit den beſtehenden Gewalten des Staates, der Kirche, der Geſellſchaft ꝛc. und je ſeltſamer, je abenteuerlicher in Folge deſſen, in zahlreichen Fällen, die Lebensſchickſale der einzelnen Schriftſteller ſich geſtalten. Keine andere, namentlich keine wiſſenſchaftliche, keine künſtleriſche Macht prägt heutigen Tages ſo raſch auf ſo viele Namen den Stempel der Berühmtheit, als die höchſt proſaiſche, höchſt unkünſtleriſche Macht der — Polizei; in keiner andern Atmoſphäre gedeiht die Blume der Popularität beſſer, als in der Stickluft des Kerkers, in dem Froſt der Verbannung, unter den Stürmen und Unbilden perſönlicher Verfolgungen.

Die Kritik zwar pflegt ſich gegen dergleichen Berühmtheiten doppelt ſpröde zu verhalten; gleichſam als wäre ſie, in dieſem allgemeinen Wettkampf um den Preis der Anerkennung, den Kranz des Nachruhms, verpflichtet, die Gleichheit der Waffen aufrecht zu erhalten und Sonne und Wind ſtets gleichmäßig zu theilen, ſucht ſie durch doppelte Strenge des Urtheils, nicht ſelten ſogar durch

Digitized by Google

offenkundiges, nur ſchlecht verhehltes Mißwollen, durch eine Art eiferſüchtigen Argwohns jene Gunſt des Zufalls, jenen Vortheil perſönlicher Erlebniſſe zu erſetzen oder vielmehr aufzuheben.

Und im Allgemeinen läßt ſich allerdings nicht leugnen, daß dieſes Mißwollen nur zu begründet, dieſer Argwohn nur zu gerecht iſt. Dieſe Münzen werden ſo raſch, mit ſo wilder Haſt, von ſo rohen, ſo unkundigen Händen geſchlagen, daß es faſt ein Wunder wäre, ſollten ſich nicht einige unächte darunter verlaufen haben; dieſer Weg zum Tempel des Ruhms mit Hilfe der Gensdarmen iſt, wenigſtens in künſtleriſchem Betrachte, ſo bequem, daß es ſehr natürlich iſt, wenn hie und da ein Bönhas, der eigenen Kraft mißtrauend, ſich auf dieſe Weiſe wohl gar abſichtlich in die Gunſt des Publikums, den Ruhm des Tages einſchmuggeln läßt. Möge alſo die Kritik immerhin Proteſt einlegen gegen die Berühmtheiten, die noch etwas Anderes ſind als die Söhne ihrer Thaten, das heißt in dieſem Zuſammenhange ihrer Bücher, ihrer literariſchen Talente! Es wird dies in den meiſten Fällen in der That nur eine billige Abrechnung ſein, mit der, als mit einer Wiederherſtellung des wahren und eigentlichen Sachverhältniſſes, ſowohl das Publikum wie die Autoren ſelbſt, ſo ſchwer es Anfangs Beiden auch fallen mag, doch

auf die Dauer ſich gleichfalls einverſtanden erklären werden.

In den meiſten, ſagen wir: aber darum noch keineswegs in allen Fällen noch unter allen Umſtänden. — Sei es, daß für die Mehrzahl unſrer heutigen Dichter dieſe (wie wir ſie im Gegenſatz zur eigentlichen, rechtmäßigen, der literariſchen nennen wollen) perſönliche Berühmtheit, die Berühmtheit der Anklagen, der Steckbriefe, der peinlichen Proceſſe allerdings ein Vortheil, eine Empfehlung, ein Succurs gleichſam ihrer ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit, ihres künſtleriſchen Vermögens iſt: ſo fehlt es doch auch nicht an entgegengeſetzten Beiſpielen, an Beiſpielen, meinen wir, wo die perſönliche Berühmtheit die literariſche, ſo zu ſagen, verſchlungen hat, wo die Leiſtungen in Vergeſſenheit gerathen ſind über den Schickſalen, wo in dem frivolen Intereſſe der Neugier, dem Intereſſe des Scandals, der augenblicklichen Leidenſchaft das höhere, wahrhafte, das künſtleriſche Intereſſe zu Grunde gegangen iſt. Das Publikum hat ſich mit dieſen Autoren gewiſſermaßen abgefunden; es hat zu viel über ſie geleſen, als daß es ſie ſelbſt noch leſen möchte; dieſe empiriſchen Perſönlichkeiten, mit ihren Abenteuern und Schickſalen, ihren Verfolgungen, Leiden und Kämpfen, ſind der Leſewelt bereits zu bekannt, ſie hat ſich, aus Zeitungen und Brochüren, Correſpondenzen und

Anekdoten, bereits ein zu beſtimmtes Bild von ihnen gemacht, um die Originale ſelbſt, in ihrer künſtleriſchen Perſönlichkeit, noch aufzuſuchen und ſich liebend, forſchend in ſie zu vertiefen.

Bei den Unbedeutenden nun, den Talentloſen, die wirklich keinen anderen Anſpruch auf die Beachtung des Publikums haben, als den Anſpruch der Neugier oder gar des Mitleids, mag man ſich dies gefallen laſſen; es iſt, in dieſen Fällen, eine nicht unverdiente Rache, welche, auch ohne Zuthun der Kritik, die Tagesberühmtheit, die Illuſion des künſtleriſchen Verdienſtes, ſich ſelbſt zerſtörend, gleichſam an ſich ſelber nimmt. Beklagenswerth dagegen und ein wahrhaft tragiſches Schickſal iſt es, wo dieſer uralte, dieſer im Princip ſo wohl berechtigte „Neid der Götter“ ſich auch an wahrhaft begabten, wahrhaft künſtleriſchen Naturen erfüllt: Naturen, welche, voll edler Aufopferung, gern jene Schickſale, die ſie ſo berühmt, jene Leiden, die ſie ſo bekannt gemacht, noch einmal durchmachen möchten, gelänge es ihnen nur, durch dieſes neue, unberühmte Leiden, dieſe neuen, ungekannten Verfolgungen ſich zurückzukaufen, was ſie, kraft ihrer künſtleriſchen Natur, am Höchſten ſchätzen von Allem und was ihnen nun doch auf lange, auf immer verloren iſt: ein unbefangenes, aber empfängliches, ein naives, aber theilnehmendes Publikum! ein Publikum, das nichts auf ihre

Digitized by Google

Namen giebt, aber das ſich auch nicht abgefunden zu haben glaubt mit ihren Werken, deshalb, weil es ihre Schickſale, ihre Abenteuer kennt! ein Publikum, mit Einem Worte, das noch etwas empfinden, etwas lernen will, nicht Alles ſchon zu beſitzen, Alles ſchon zu wiſſen glaubt, — das nicht über der Neugier die Theilnahme, über dem Intereſſe des Tages die Sympathie der Kunſt verloren hat! —

Dieſem Schickſale, mehr genannt als gekannt zu ſein — und wenn gekannt, ſo mehr durch ſeine Schickſale als durch ſeine Schriften, ſcheint uns, vor vielen Anderen, auch der Dichter verfallen zu ſein, deſſen Name die Ueberſchrift dieſes Aufſatzes nennt. Möglich, ja wir wollen wünſchen und hoffen, daß es in ſeinem Vaterlande, unter ſeinen Landsleuten, anders iſt, daß wenigſtens hier aus den Nebeln ſeines perſönlichen Schickſals der Stern ſeines eigentlichen poetiſchen Weſens ſich glanzvoll, in Anerkennung und Liebe, erhoben, daß wenigſtens hier, aus dem niedern Geſtrüpp der Zeitungsbekanntſchaft, der Klatſchereien und Gerüchte, die Palme ächten, wahren Ruhmes ſich dauernd erhoben hat. — Dagegen was ſeine Stellung zum deutſchen Publikum betrifft, ſo glauben wir, daß unſre obige Schilderung allerdings vollkommen auf ihn zutrifft. Wenige Schriftſteller, zumal fremde, zumal ſolche, die immer nur für eine kleine aus-

Digitized by Google

erwählte Gemeinde, für die eigentlichen Freunde der Dichtung und der Kunſt, niemals für die große Menge, für Leihbibliotheken und Leſezirkel geſchrieben haben — wenige Schriftſteller, ſage ich, werden in Deutſchland verhältnißmäßig genannter und doch ungekannter ſein, wenige werden für ihre Schickſale, ihre Leiden ſo viel ſympathetiſche Herzen, ſo viel Bewunderer und Freunde — und doch für ihre Schriften ſo wenig Leſer gefunden haben, als dies, zum Mindeſten bis vor ganz Kurzem, mit Shelley der Fall war.

Und allerdings, man muß es zugeſtehen: dieſe Schickſale ſind auch von ſo gewaltiger, ſo außerordentlicher Art, dieſes Leben ſelbſt gleicht ſo ſehr einer Dichtung, einer wilden, gigantiſchen, überſtrömenden, es ſchwebt über dieſen abenteuerlichen Lebenswegen ein ſo brennender, ſo feſſelnder Glanz: daß dieſe Hälfte der Erſcheinung wenigſtens gerechtfertigt, das Intereſſe, das man, auch ohne den Dichter zu kennen, geſchweige denn zu verſtehen, doch wenigſtens an dem Menſchen nimmt, in der That ein natürliches, ein unvermeidliches, ja ein gerechtes iſt.

Shelleys ganzes Leben, von ſeiner Kindheit an bis zu ſeinem frühen, allzufrühen Grabe, ſtellt ſich, in ſeiner inneren wie äußeren Zerrüttung, als ein trauriges Denkmal jener kirchlichen Gewaltherrſchaft, jener Inquiſitionen

und Verfolgungen dar, welche, mitten in dem glorreichen, freien, auf ſeine Freiheit, ſeine Glorie ſo ſtolzen England, von den Pfründenbeſitzern der Hochkirche nicht bloß ausübt werden — nein, auch geſetzlich ausgeübt werden dürfen, werden müſſen.

Durch eine ſogenannte „atheiſtiſche" Schrift (wir werden in der Folge noch darauf zurückkommen, was es mit dieſem engliſchen „Atheismus" ſo eigentlich auf ſich hat), die er noch als Student zu Oxford, als halber Knabe, herausgegeben, wurde Shelley zuerſt durch den Ausſpruch der akademiſchen Behörde einer förmlichen und öffentlichen Aechtung übergeben. Seine Aeltern enterbten, ſeine Familie, eine der edelſten und angeſehenſten des Landes, verſtieß ihn; Alles, was das Leben ſonſt werth und theuer macht, der Arm der Liebe, die Bruſt der Freundſchaft, der Schooß der Heimath, verſchloß ſich vor dem Namen des „Gotteslängners." Aus der Fülle des Reichthums, aus dem Glanz und dem Uebermuth ſeines ariſtokratiſchen Urſprungs mit einem Male hinausgeſchleudert, ward er im eigenen Vaterlande ein verlaſſener und verarmter Flüchtling. Sein erſter Verſuch, in einer allzuraſch geſchloſſenen Ehe ſich ein neues, heimathliches Leben, einen neuen Herd, eine neue Familie zu begründen, ſcheiterte an der Ruheloſigkeit ſeines verfinſterten und erbitterten Gemüthes. Die Ehe ward gelöſt, ein richterlicher Spruch beraubte ihn, den

Digitized by Google

Atheiſten, den Verderber, ſogar des väterlichen Rechtes und trennte ihn von ſeinen Kindern.

Da verließ er England auf immer. Nach Italien geflüchtet, in Byron's, des Seelenverwandten, Umgang, an der Seite einer zweiten Gattin, getragen und eingewiegt von dem köſtlichen Frieden der heſperiſchen Lüfte, hoffte er ſelbſt einen neuen geiſtigen Frieden zu gewinnen.

Und Friede ward ihm zu Theil, nur ein anderer freilich, als der dreißigjährige Mann erwartet hatte. In jenem prächtigen Meerbuſen von Genua, der Luſt und Augenweide des Geſunden, dem heilenden Bade des Kranken, ertrank Shelley — und wo unter unſeren Leſern wäre ein Einziger, dem nicht in erſchüttertem Gedächtniß jene märchenhaft wunderbare Scene geblieben wäre, wie Byron, in einſamer Nacht, am öden Strand des Meeres, die Leiche ſeines Freundes verbrennt, ein Achill des Titanenkampfes am Scheiterhaufen ſeines Patroklus, und wie endlich nun das Reſtchen Aſche in Rom an der Pyramide des Ceſtius eine letzte Stätte findet...

— — —

„Verflucht vom Vater und geliebt vom Weibe,
Zuletzt ein Stern im wilden Meer verſunken?!“

(Ged. e. Lebend. I, 141.)

Digitized by Google

Allein dies, wie geſagt, war auch, bis vor Kurzem wenigſtens, das Einzige, was das deutſche Publikum von dieſem Dichter wußte. Vergebens, daß einzelne Literaturfreunde auf einzelne ſeiner Dichtungen aufmerkſam machten, vergebens, daß man ſogar ſein Trauerſpiel die Cenci's, ein Stück von gigantiſcher Wildheit, unſchön und undichteriſch, dennoch merkwürdig als eine pſychologiſche Caricatur, voll Energie und Pathos, ins Deutſche übertrug: ſei es, daß die Probe nicht ganz glücklich gewählt war, ſei es, daß die perſönlichen Schickſale des Dichters eben hingereicht hatten, die Theilnahme des Publikums zu erſchöpfen, genug: es wollte, trotz aller Hinweiſungen, aller Empfehlungen, zu keiner rechten Bekanntſchaft, keinem rechten Verhältniß kommen; man hielt ſich (wie wir es oben ſchilderten) durch den Antheil, den man dem Menſchen geſchenkt, des Antheils am Dichter, am Kunſtwerk für überhoben; man las Capitain Marryat und Ainsworth, Alexander Dumas und Eugen Sue — und wo zufällig die Rede auf Shelley kam, da hieß es: Ei ja, war das nicht der —?! Ja freilich, der Unglückliche, der Arme... und damit ging man ſehr ſelbſtvergnügt und ſehr erfreut über ſeine äſthetiſche Bildung von dannen. —

Erſt in der neueſten Zeit, in dieſen letzten fünf oder ſechs Jahren, iſt durch wiederholte Uebertragungen ſämmtlicher Shelley'ſcher Schriften der Verſuch gemacht worden,

Digitized by Google

zu der Bekanntſchaft, deren ſeine Perſon, ſein äußerliches Schickſal bisher genoß, nun auch ſeine Dichtungen, ſein innerliches Leben in die Bekanntſchaft unſers Publikums einzuführen. — Wir laſſen dahin geſtellt ſein, von welcher Beſchaffenheit dieſe Verſuche ſelbſt und ob namentlich irgend ein wirkliches Bedürfniß, eine innere Nothwendigkeit — oder vielleicht nur äußere, buchhändleriſche Rückſichten, Rückſichten der Concurrenz und des gewerblichen Verkehrs, dabei zu Grunde gelegen. Immerhin, wenn das Publikum ſonſt Neigung verſpürt, ſo iſt jetzt doch wenigſtens die Möglichkeit geboten, die Gelegenheit erleichtert, die Bekanntſchaft des Dichters zu machen und den bisherigen hohlen Schattenriß durch lebendig wirkliche Geſtalten auszufüllen.

Hiemit aber, nach unſerer Auffaſſung der Literaturgeſchichte, tritt nun auch für dieſe die Verpflichtung ein, ſich mit Shelley aufs Neue zu beſchäftigen und, durch Darlegung ſeiner hiſtoriſchen Zuſammenhänge, ſeiner inneren geſchichtlichen Entwicklung, den Dichter mit dem Publikum zu vermitteln.

Es iſt nicht die Abſicht dieſes Aufſatzes, ſich dieſem Amt nach ſeinem ganzen Umfange zu unterziehen; wir überlaſſen dies Anderen oder wenigſtens anderen Gelegenheiten, wo, in einer Geſammtüberſicht der modernen poetiſchen Entwicklung, neben Byron,

Heinrich Heine, Georges Sand, auch für eine ausführlichere Betrachtung Shelley's der Platz ſein wird. Für den Augenblick iſt es uns nur um einen einzelnen Punkt zu thun: einen Punkt allerdings, der ſehr nahe liegt und in dem, wie es uns ſcheint, die Wirkſamkeit des Dichters, vorausgeſetzt daß ihm eine ſolche bei uns überhaupt zu Theil werden wird, ſich, zumal unter den gegenwärtigen Umſtänden, zunächſt concentriren muß. — Wir meinen ſeinen Atheismus.

Doch hiezu muß uns geſtattet ſein, von dem Dichter abſchweifend, einen Blick auf die kirchliche Entwicklung Englands und ſein religiöſes Leben im Allgemeinen zu werfen.

Man hat England öfters glücklich geprieſen und es Heinrich dem Achten als einen Handſtreich tiefſter Klugheit, wenn nicht gar Weisheit, nachgerühmt, daß durch die chevalereske Art, mit welcher er auf eigene königliche Fauſt die kirchliche Reformation Englands äußerlich vollendet hat, dem engliſchen Volke gleichſam Zeit und Mühe erſpart worden iſt, dieſen Proceß der Reinigung und Wiederbelebung auch innerlich durchzumachen.

Und freilich auf den erſten Anblick iſt der Contraſt zwiſchen den Unruhen und Zerſplitterungen Deutſchlands

Digitized by Google

und der raſchen und glanzvollen Blüthe, zu welcher gerade während dieſer Zeit England ſich entfaltete, ein für die deutſche Geſchichte ſehr ungünſtiger. Allein im lebendigen und kräftigen Organismus ſind auch die Krankheitserſcheinungen nur Kriſen und Epochen, deren die Geſundheit und das Leben ſelbſt, als nothwendigen Uebergangs, zu ihrem eigenen Heil bedürfen. Ein umſichtiger Arzt daher giebt dem krankhaften Stoffe Raum, ſich auszuleben und zu vollenden; gewaltſam dagegen in den Organismus zurückgetrieben, wird er zu einem ſchleichenden Gift, das bald die edelſten Bewegungen des Lebens hemmt.

Als ein ſolches ſchleichendes Uebel erbt in England die Kirche fort: ein katholiſcher Ueberreſt immitten eines geſunden, freien, proteſtantiſch tüchtigen Volksſtammes, wie ein Blutſchwamm genährt von dem edelſten Mark des Landes und mit allen einflußreichen Familien, ſelbſt mit den Talenten und Genien der Nation verwachſen und verflochten durch unlösbare Bande des Eigennutzes, der Habgier und der Sinecure.

Und wie der falſche Reformverſuch Heinrich's des Achten dem engliſchen Volke durch äußerliche Erhaltung dieſes Uebels verderblich geworden iſt, eben ſo viel und

Digitized by Google

noch mehr hat derſelbe ihm dadurch geſchadet, daß er ein innerliches Gut ihm geraubt und vorenthalten hat: die geiſtige Bewegung (meinen wir) der Reformation, die Befreiung von dem Wuſte mittelalterlicher Scholaſtik, die Anregung zu jener freien, ſelbſteigenen und unaufhaltſamen Entwicklung des Gedankens, welche bei uns in Deutſchland auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft ſchon lange die edelſten Früchte reiſt, und die nun auch unſerem übrigen geſammten Leben eine gleiche goldene Frucht mit göttlicher Sicherheit verheißt.

Ueberaus merkwürdig dagegen iſt es und kann alle diejenigen, welche, den unſichtbaren, geiſtigen Boden einer That geringſchätzend, nur an der unmittelbaren, derben Nutzbarkeit des Geſchehenden ſich halten, wohl zu einigem Nachdenken ermuntern, daß, ſo ſehr auch eben in England die praktiſchen Gebote des Chriſtenthums, Wohlthätigkeit, Pflege der Armen und Gefangenen und ähnliche Satzungen der Liebe durch einen großen und thätigen Theil der Nation zu muſterhafter Ausführung gelangen, dennoch die ideale, die ſpeculative Seite der Religion, die Theorie, das Bewußtſein von ihr, kaum irgendwo unfreier, unlebendiger und verdumpfter iſt, als hier: — ſo daß ſogar jene praktiſche Religioſität, ſtatt an der Theorie und der ſpeculativen Einſicht eine ſichere Lenkerin

zu finden, vielmehr von derjenigen Partei, deren Sache die Entwickelung und Ausbildung der Theorie ſein ſollte, von den Theologen alſo und der öffentlichen Geiſtlichkeit Altenglands, nur unwillig geduldet, nie anerkannt, ſogar als Sache der Quäker und Diſſenters in offene Oppoſition geſtoßen wird.

Am Deutlichſten zeigt dieſe Unmündigkeit und Unentwickeltheit, in welcher der engliſche Geiſt auf dem religiöſen Gebiet gehalten worden iſt, ſich da, wo er ſelbſt recht frei, recht tapfer auftreten will, in ſeinem eigenen Kampf gegen das Gebäude altengliſcher Kirchenverfaſſung und Orthodoxie. Es wird uns ſchwer, ja beinahe unmöglich, von unſerem Standpunkt aus dieſem Kampf noch einige Theilnahme zu ſchenken, da offenbar beide Kämpfer mit gleich unedlen Waffen fechten, und überhaupt noch gar nicht in derjenigen Sphäre ſich befinden, wo der Kampf eine Luſt wird und ein Ruhm.

Der engliſche Geiſt, bei allen Talenten und allen Vorzügen, ermangelt dennoch des eigentlichen, in ſich übereinſtimmenden Selbſtbewußtſeins, das heißt einer durchgebildeten, conſequenten und eigentlich wiſſenſchaftlichen Philoſophie. Es fehlt ihm daher auch die Macht, über die Trümmer jener Orthodoxie hinaus

Digitized by Google

ſich in freiem und friſchem Fluge zu erheben. Seine ganze Arbeit in dieſem Kampfe beſteht lediglich in einer einſeitigen Negation, welche, gleichwie die Orthodoxie auf eine brutale Autorität der Ueberlieferung und des Beſitzes zu bauen ſucht, ſo ihrerſeits dieſen Autoritäten gegenüber die ſchlackenvolle Subjectivität, den gemeinen Menſchenverſtand, den allerroheſten, allertrivialſten Rationalismus brutaliſirt.

Man erinnere ſich nur an die engliſchen Deiſten und Atheiſten zu Anfang des vorigen Jahrhunderts. Ueber dieſen Standpunkt einſeitig praktiſcher Bedenklichkeit, nüchternen Zweifels, ſpitzfindigen oder plumpen Hohnes ſind die Engländer, weil ſie die philoſophiſche Ausbildung vernachläſſigt haben, noch heut zu Tage, ſelbſt wo ſie als Freidenker dem Netz der Orthodoxie entſchlüpfen wollen, nur ſelten oder nie hinausgekommen. Zwar wie wär' es auch anders möglich, da ſie ja noch heut zu Tage feſt ſteht, die Mauer der Hochkirche, mit ihrer Cannelirung von Dogmen und Clauſeln und Ueberzeugungseiden, wohlgemerkt, auch mit den ſoliden Außenwerken ihrer Pfründen und Zehenten und Sinecuren?! — Und ſo müſſen auch noch heut zu Tage die wenigen Köpfe, die ſich in England überhaupt der geiſtigen, nicht bloß der kaufmänniſchen Speculation zuneigen, gleichſam

Digitized by Google

als Mauerbrecher gegen die Orthodoxie ſich abnutzen: — ein Bemühen, welches wir in Deutſchland zu weit hinter uns haben, als daß wir an dieſem Schauſpiel noch einen gemüthlichen Antheil nehmen könnten.

Mit Einem Worte alſo: ſo craß und plump, wie die engliſche Rechtgläubigkeit, ſo craß und plump iſt auch der „Atheismus,“ der ſich gegen ſie erhebt; ſelbſt jene Zuthat prickelnden Witzes, frivoler Eleganz, welche die engliſche Freigeiſterei der Shaftesburys und Bolingbrokes, wenn auch nicht geſchmackvoller, nicht nahrhafter, nicht lebensfähiger, doch wenigſtens pikanter, wenigſtens unterhaltender machte, iſt in dem materialiſtiſchen, praktiſchen England des neunzehnten Jahrhunderts verloren gegangen — und nichts übrig geblieben, als gegen einen unverſchämten Glauben ein unverſchämter Unglaube, auf ein freches Ja ein ebenſo freches Nein. — —

Bei dieſer Gelegenheit ſei es verſtattet, einer Anſicht zu gedenken, in welcher gegenwärtig, wie es ſcheint, nicht Wenige, und ſogar die Beſten, befangen ſind, und die vermuthlich auch gegen das von uns eben Ausgeſprochene wird eingewendet werden: einer Anſicht, die an ſich ſehr achtbar, ſehr ehrenwerth, dennoch irrthümlich iſt und ſomit, wie jeder Irrthum, widerlegt und berichtigt werden muß.

Digitized by Google

Nämlich wie wir hier mit flüchtiger Hand darauf hingedeutet haben, um wie Vieles der deutſche Geiſt in der Theorie, der geiſtigen Ausbildung und Freiheit dem engliſchen überlegen iſt, ſo haben auch Andere ſchon dieſe Lichtſeite der deutſchen Entwicklung, anderen Nationen gegenüber, hervorgehoben und auf ſie, als auf den verheißungsvollen Stern der Zukunft, hingewieſen.

Hiegegen nun iſt es Sitte geworden, wie gegen eine hohle und ſelbſttäuſchende Eitelkeit, ins Feld zu ziehen. Was wir denn beſitzen, fragt man, an dieſer gerühmten Freiheit der Theorie, da doch überall, Gott weiß es! wo wir in der Praxis einen freien Sprung thun wollen, uns eine Kette am Bein nachklirrt, die nicht einmal vergoldet, höchſtens — verroſtet iſt? Was haben ſie uns genützt, unſre Philoſophen und Poeten, unſre Künſtler und Gelehrten? Ja was hat ſie uns genützt, dieſe deutſche Innigkeit und Keuſchheit des Gemüthes, mit der wir über unſere frivolen Nachbarn jenſeit des Rheines uns erheben wollen? Sind wir glücklicher darum und freier und mächtiger, weil Luther ein Deutſcher war und Göthe und Hegel Deutſche und weil von jeher der erſte Anſtoß zu allen weltbewegenden Erfindungen von Deutſchland ausgegangen iſt? Man hat Kant's Kritik der Vernunft mit der franzöſiſchen Revolution paralleliſirt — ſehr wohl:

Digitized by Google

nur möchte ſchwerlich, ohne daß unſere praktiſchen Nachbarn die Guillotine ſo fleißig und das Bajonet ſo tapfer gehandhabt hätten, bei uns nur jemals ein Lüftchen ſich geregt, nur ein Hälmchen ſich entwickelt haben.

So auch, fährt man fort, iſt es wahr und richtig, daß der engliſche Geiſt den unſchätzbaren Proceß der deutſchen Reformation nicht durchgemacht hat, daß das religiöſe Leben, die kirchliche Verfaſſung in England an unglaublichen Gebrechen krankt, und daß die Prälaten der Hochkirche zumeiſt nichts Anderes ſind, als faule Bäuche, die das Volk mäſtet, um obenein von ihnen ſich knechten zu laſſen. Iſt jedoch bei dem Allen und trotz der ſchlechten Kirchenverfaſſung, trotz der verderblichen Macht der Biſchöfe die bürgerliche Freiheit in England nicht unendlich größer, vor Allem das politiſche Bewußtſein unendlich lebendiger, thätiger und verbreiteter, als bei uns? Ja wir, die wir nun ſo ſtolz ſind auf unſere Reformation, unſere freidenkenden Theologen, unſere gewaltigen Philoſophen, ſind wir in der That überall auch nur kirchlich freier, als die Engländer? Kennt man ſie bei uns ſo gar nicht, die gottſeligen Eiferer, die den Gedanken kreuzigen und, wenn ſie nur könnten, den Denkenden dazu? Ja noch mehr — können ſie es, thun ſie es nicht wirklich auch bei uns?! — —

Digitized by Google

Darum räth man uns, die Theorie hinwegzuwerfen, die uns weiſe mache, aber nicht klug, froh, aber nicht ſatt, und kopfüber uns hineinzuſtürzen in die Praxis — oder, Falls unſere Kraft dazu nicht ausreicht, uns demüthig unterzuordnen unter die Engländer, die Franzoſen oder, was das Nächſte ſein wird, die Ruſſen: — wir ſelbſt nur gleichſam der Chorus der großen Welttragödie, der mit Sentenzen und goldnen Worten dazwiſchen ſpricht, während die Helden des Dramas kämpfen, ſiegen und erobern —!

Ja von Männern der Wiſſenſchaft ſelbſt iſt es ausgeſprochen worden, ausgeſprochen freilich zu einer Zeit, wo Gewaltthat im Innern und drohende Gefahr von außen auch den beſonnenen Mann verwirren konnten, daß wir nun genug hätten der Wiſſenſchaft und genug der Kunſt: —

„Dichten? ich wär' ein Kitzlein lieber und ſchrie Miau,
Als einer von den Versballadenkrämern.
Lieben? iſt dies 'ne Welt
Zum Puppenſpielen und mit Lippen fechten?“

Dergleichen nun, ſo ehrenwerth und männlich es für den Charakter des Einzelnen auch iſt, haben dennoch, als Einwand und Widerlegung, ernſtlicher Weiſe nur diejenigen zu ſcheuen,

Digitized by Google

welche (und auch an ihnen fehlt es nicht) ſich ein für allemal mit unſerer theoretiſchen Rolle begnügen wollen und die Praxis verachten. Dieſe ſind allerdings in demſelben Unrecht, wie die Andern, die Verächter der Theorie. Die Löſung des Widerſpruchs aber und das wahrhafte richtige Verhältniß ſcheint uns erſt folgendes zu ſein.

Immer und überall iſt der Geiſt das Urſprüngliche und das Prius, die Theorie mithin, als die freie Selbſtbewegung des Geiſtes in ſich ſelbſt, das an ſich Berechtigte, Wahre und Höhere.

Weiter nun aber giebt es keinen Geiſt, der in abſtracter Einſamkeit ewig nur in ſich verharrt, und vor der Entwicklung, der Geneſis, dem erfüllten Sein, das ja vielmehr ſein Begriff und Weſen iſt, ſich zurückzieht. So auch giebt es keine Theorie, die ewig nur Theorie bliebe: ſondern gerade weil ſie Theorie iſt, muß ſie einmal Wirklichkeit, Thatſache, Praxis werden. Das Wort ward Fleiſch, die Wahrheit Wirklichkeit — und die Theorie wird Praxis.

Andererſeits giebt es auch keine Praxis ohne Theorie; jedem Dinge, das geſchieht, liegt, um an Plato zu erinnern, ſeine vorgebildete Idee, ſein göttlicher Abriß zu Grunde. Nur daß oftmals der in der Praxis Befangene von der eigenen Theorie nichts weiß; er hat kein Bewußtſein über ſich, er erkennt ſelbſt nicht die Wege, die er

Digitized by Google

geht, er ſteht außerhalb des Geiſtes, er verfällt, in gewiſſem Sinne, der knechtiſchen Dienſtbarkeit der Natur, die auch den Ruhm Gottes verkündigt und weiß es nicht.

Dies iſt die Stellung jener Völker, jener Individuen, welche es verſchmähen, an der großen und göttlichen Arbeit der Theorie ſich zu betheiligen und in der Praxis allein eine würdige Ausfüllung ihres Daſeins zu finden glauben: eine Stellung, welche, ſo viel Glänzendes und Vortheilhaftes ſie im Augenblick auch für ſich habe, doch auf die Dauer eine durchaus unhaltbare, unmögliche, weil unberechtigte, iſt.

Dagegen hat nun der Deutſche eben darin, daß er die Theorie als Eigenthum beſitzt, daß er ein Bewußtſein hat von ſeiner Entwickelung, und ſeit Jahrhunderten, ein unermüdeter Sieger, die Schlachten des Geiſtes kämpft — eben darin hat der Deutſche ein unerſchütterliches Unterpfand, daß auch ihm einſt die Zeit der Erfüllung kommt, wo das Wort Fleiſch wird. An dieſem Glauben, an dieſer Ueberzeugung ſollen wir feſthalten, wie grell auch mitunter die augenblicklichen Zuſtände ihm widerſprechen mögen; wir ſollen, wie wenig es uns auch vergönnt ſei, in der Gegenwart den Sieg des Geiſtes in ſeiner Wirklichkeit zu ſchauen, dennoch unſere Arbeit und unſern Lohn zugleich darin ſetzen, daß wir dieſen Glauben nicht fahren laſſen an die deutſche Zukunft.

Digitized by Google

Niemand gewiß wird uns beſchuldigen können, die Dinge abſichtlich ins Roſige zu malen und mit kindiſch ſchmeichleriſcher Hand Pflaſter legen zu wollen auf offene Wunden. Allein ſo erlaubt es iſt, ja ſo verpflichtet wir ſind, die Nation auf ihre Schäden und Gebrechen, ihre Irrthümer und Fehlgriffe aufmerkſam zu machen, ebenſo erlaubt, ebenſo pflichtmäßig iſt es auch, mit beſcheidenem Stolz den Deutſchen, der ja ſonſt um ſeiner Demuth willen übel berufen iſt, an das Erbtheil zu erinnern, auf das er Anſpruch hat, ſowie an die Eigenſchaften, durch welche er ſich dieſen Anſpruch erworben; es muß erlaubt ſein, mit Freude und Beruhigung auszuſprechen, unbeſchadet unſrer praktiſchen Mängel, die wir ja gar nicht in Abrede ſtellen, geſchweige denn einbalſamiren und für ewige Zeiten beibehalten wollen — im Gegentheil, wir brennen ja vor Begier, wir ſehnen uns ja danach, ſie abzuwaſchen in einem reinigenden, kräftigen Bade, und nur dies, daß man uns abhalten will von dieſem Bethesda der Völker, nur dies iſt ja unſer Gram — es muß, ſage ich, erlaubt ſein, auszuſprechen, daß unſere geiſtige Cultur eine höhere iſt, als die des engliſchen Volkes, und daß (um auf unſer urſprüngliches Thema zurückzukommen) auch Shelley's Atheismus bei uns nur als eine fremdländiſche Merkwürdigkeit gelten kann.

Digitized by Google

Denn ganz dieſen puerilen Atheismus, den wir oben bezeichnet haben, und der ein unendlich Großes, nämlich den Umſturz der geſammten chriſtlichen Bildung vollbracht zu haben glaubt, wenn er etwa an dem Wunder von den fünftauſend Hungrigen oder an noch unweſentlicheren Dingen zweifelt, begegnen wir nun auch in Shelley's Dichtungen; ganz dieſes unerhebliche und kindiſche Bemühen, immer und überall nur in die Ungereimtheiten der Ueberlieferung ſich feſt zu beißen, dieſer durchgängige Irrthum, die Tradition mit der Wahrheit, den ſchlechten Inhalt der Kirche mit dem Inhalt des Chriſtenthums ſelber zu verwechſeln und, abgeſehen von jedem hiſtoriſchen Proceß, dieſe für jene anzugreifen — dies Alles, in ſeiner barockſten Steigerung, iſt ſo recht eigentlich das Pathos und der Inhalt der Shelley'ſchen Muſe.

Uns Andere, die wir nicht den Druck der engliſchen Kirche und daher auch nicht die wunderlichen Verrenkungen kennen, mit denen man ſich dieſem Joch entziehen will, kann dabei nur ein unbehagliches Fröſteln überfallen, wie wenn wir die Rodomontaden und Renommiſtereien eines unbärtigen Helden mit anhören müſſen, der ſeine elenden Wirthshauszänkereien mit dem Anſpruch welthiſtoriſcher Begebenheiten vorträgt; wir können nur Mitleid, nur Bedauern empfinden mit dieſer Kurzſichtigkeit, die, als ob es überall keine anderen, edleren

Digitized by Google

Ziele gäbe, immer nur auf dieſen Einen Punkt los-ſchlägt — eine fortwährende, ſehr edel gemeinte, ſehr ſchön gedachte, aber doch nur eine Don Quixoterie, die, ſtatt mit Rieſen, immer nur mit Windmühlen ficht! —

Man leſe, um aus unzähligen Stellen nur eine her-vorzuheben, in den Anmerkungen zur „Königin Mab" die Raiſonnements über Bibel und Chriſtenthum nach (S. 36 — 39 der vortrefflichen Ueberſetzung von Jul. Seybt, Lpz. 1844), die in folgender charakteriſtiſcher Note gleichſam ihren Gipfel finden: „Seitdem ſind mir Gründe aufgeſtoßen, nach welchen ſich argwöhnen läßt, daß Jeſus ein ehrgeiziger Menſch geweſen, der nach dem Throne von Judäa trachtete."

Und etwas ſpäter, wo er die Wahrhaftigkeit und Göttlichkeit des Chriſtenthums artikelweiſe widerlegen will: „Selbſt vorausgeſetzt, daß ein Menſch einen todten Leichnam vor Euren Augen auferwecken ſollte, und darauf fußend ſollte er verlangen, als der Sohn Gottes ange-ſehen zu werden? — Die Humane Society ruft ertrun-kene Perſonen wieder ins Leben und da ſie keinen Hehl aus dem dabei angewandten Verfahren macht, werden ihre Mitglieder nicht fälſchlich für Söhne Gottes gehalten."

Allein es ermüdet uns, dergleichen Plattheiten noch wei-ter abzuſchreiben. Auch werden ſchon dieſe wenigen Stel-ten hinreichend ſein, dem Leſer einen Begriff zu ge-

Digitized by Google

ben, in welchen ausgefahrenen, niedrigen Gleiſen, um nicht zu ſagen, in welchem Staub und Schmutz Shelley's Aufklärungseifer ſich bewegt, und welche Pygmäen es im Grunde ſind, Beides, ſowohl die hier kämpfen als gegen die gekämpft wird. Der ſchlimmſte von allen Fehlern, die ein Poet, ein Künſtler begehen kann, iſt bekanntlich Geſchmackloſigkeit. Geſchmacklos aber iſt es — ja es iſt einſichtlos, es iſt kindiſch, an Dinge, welche ihre Wahrheit ganz wo anders haben, als in der unmittelbaren, empiriſchen Wirklichkeit, in der Nothwendigkeit nämlich des hiſtoriſchen Proceſſes, in der Wahrheit der geſchichtlichen Entwicklung, der ſie als Stufen und Uebergänge, als Bild und Zeichen dienen — es iſt, ſage ich, geſchmacklos und kindiſch zugleich, an dergleichen Dinge den Anſpruch poſitiver, hiſtoriſcher Thatſachen zu ſtellen und dann, weil ſie dieſen Anſpruch nicht erfüllen, eine rohe, brutale Polemik gegen ſie zu eröffnen. Ja und wenn die ganze übrige Welt angeſteckt wäre von dieſer kraſſen, materialiſtiſchen Verſtändigkeit, wenn es noch nirgend dämmerte, das höhere geſchichtliche Verſtändniß, das auch dieſe Anfänge und Uebergänge, dieſe — daß ich ſo ſage — Windeln der Menſchheit achtet, darum zwar, weil es ſie verſteht und in ihrer Nothwendigkeit begreift — wenn es noch nirgend anders aufgedämmert wäre, dies höhere geſchichtliche — und darum auch leidenſchaftloſe, darum

Digitized by Google

duldſame, darum verſöhnliche Bewußtſein: in dem Künſtler, dem Dichter dennoch ſollte es leben! es ſollte in ihm leben, nicht als erlernte Kenntniß, als ausgebildetes philoſophiſches Syſtem: nein, wie es in jenen Traditionen ſelbſt lebt, als Ahnung, als Inſtinkt, als unmittelbares, unwillkürliches Leben! Alle Religion iſt anthropomorphiſtiſch und alle Poeſie iſt es auch; es wird eine Zeit kommen, ſogar zum Theil ſie iſt bereits erſchienen, wo es keine andern Prieſter mehr geben wird, als die Dichter, die Künſtler, wo wir keine andern Bekenntnißſchriften mehr haben werden, als unſre Dichtungen, unſre Kunſtwerke.

Alſo ſollen die Poeten wohl gar Pietiſten ſein? Alſo was den friſchen Hauch der Gegenwart nicht mehr vertragen kann, todte Ueberreſte vergangener Epochen, geſprengte Hülſen früherer Entwicklungen, der Poet ſoll es einbalſamiren in Vers und Reim und ihm ein unnatürliches, unwahres Daſein, kein künſtleriſches, nur noch ein künſtliches, erheucheln?!

Nein: aber den Keim des Wahren, den Kern des Menſchlichen, der auch in dieſen Verhüllungen noch lebt, ſoll er, der Dichter, als berufener Prieſter der Wahrheit, der Menſchlichkeit, mit liebender Hand hervorziehen und pflegen! er ſoll, wo die religiöſen Traditionen ihre unmittelbare, reale Exiſtenz verloren haben, ſie zurückführen auf ihre allgemeine menſchliche Grundlage und ihnen ſolcher-

Digitized by Google

geſtalt ein neues Daſein bereiten in der Welt der Kunſt! er ſoll, wenn das Gewand des Mythus zerriſſen iſt, der Idee, die ſich in ihm verhüllte, einen neuen Leib, eine neue Geſtalt, eine plaſtiſch lebendige, eine Geſtalt der Schönheit und der Kunſt gewinnen!

Oder wo er das nicht vermag, wo die Ohnmacht ſeines Talentes (und allerdings iſt die Aufgabe eine der gewaltigſten und ſelbſt ſolche Werke, wie z. B. Sallet's Laienevangelium, ein ſo werthes, ſo heiliges Vermächtniß, das Vermächtniß eines durchaus edlen, reinen, dem Höchſten mit Innigkeit zugekehrten Geiſtes uns daſſelbe auch iſt, zeigen doch mehr erſt die Spur, als daß ſie den Weg zum Ziele wirklich ſchon betreten hätten) oder auch die Stimmung ſeiner Zeit ihn hindern: wohlan, ſo fordern wir wenigſtens dies vom Dichter, daß er ſich nicht feindlich, nicht polemiſch dagegen verhalte! ſo mag er ſie liegen laſſen, eine fremde, bedeutungsloſe Welt! ſo mag er vorübergehen an dieſer Aſche, aus der erſt ein ſpäterer Genius ein neues, wahrhaft menſchliches, wahrhaft künſtleriſches Gebilde erwecken wird! — Aber nur nicht ſie mit Füßen treten! nur nicht ſie mit Hohnlachen in die Luft ſtreuen, gleich der Aſche eines Verbrechers!

Und ſelbſt das Hohnlachen, ſelbſt der Spott, die Frivolität, die muthwillig, unbekümmert, den Kern mit der Schale zerſtört, bloß um des komiſchen

Effectes willen — warum ſollten wir nicht eingeſtehen, daß ſelbſt er, künſtleriſch genommen, uns noch immer erträglicher dünkt und man ſich ihn (wenn es einmal ſein muß) noch ehe gefallen laſſen kann, als das beſchränkte Pathos, den komiſchen Ernſt, die himmelſtürmeriſche Wuth, wie ſie z. B. Shelley entwickelt? Was Shelley trifft, wogegen er eifert, iſt überall nicht der Kern, nicht das Weſen: überall bloß die Schale, nur die zufällige Außenſeite, der leere Schatten. Gegen Schatten aber ſoll man nicht mit Kartätſchen fechten; wer gewiſſe Dinge noch ernſthaft widerlegen kann, der gilt uns nur um wenig beſſer, als wer ſie ernſthaft glaubt. — Selbſt die Macht des Shelley'ſchen Talentes, die Pracht ſeiner Bilder, der Schwung ſeiner Beredſamkeit, die gedrungene, nervigte Kraft ſeiner Rede — es kann uns Alles nicht hinweghelfen über ein gewiſſes Gefühl des Mangels, eine gewiſſe Empfindung der Leere, eine Art unbehaglichen Bedauerns, daß ſo ſchöne, ſo edle Kräfte ſich aufreiben in einem ſo thörichten, ſo unnöthigen, — in einem Kampfe, der ſo eigentlich gar kein Kampf mehr iſt. —

Kein Kampf?! Aber war es nicht dieſelbe Orthodoxie, gegen die Shelley die Waffe ſeiner Dichtung ſchwingt, welche, Kraft der Gewalt, die ihr im engliſchen Staatsleben eingeräumt iſt, das perſönliche Daſein des Dichters unheilbar zerrüttete? Dieſe Bollwerke der Ueber-

Digitized by Google

lieferung, dieſe Pfeiler der Gläubigkeit, gegen die er die Bomben ſeines Zornes, die glühenden Kugeln ſeines Haſſes ſchleudert — ſind es nicht dieſelben, auf welche eben jene Prälaten, jene Geiſtlichen, ja auf die jene ganze engliſche Hochkirche ſich ſtützt, von der Shelley, ein Märtyrer, ein Glaubensmärtyrer des neunzehnten Jahrhunderts! ſo ſchmachvoll behandelt, mit ſo überlegter Grauſamkeit in ſeinen Untergang gewiſſermaßen hineingetrieben ward?!

Ganz gewiß: allein ſo wär' es doch viel näher, viel wirkſamer geweſen, ſtatt einer blaſſen, abſtracten Grundlage, ſtatt eines zweifelhaften, unklaren Syſtems vielmehr die Perſonen anzugreifen, die es nicht nur vertreten, nein, die es ſogar abſichtlich mißbrauchen im Dienſt der Selbſtſucht und des gemeinen, eigennützigen Intereſſes! Dieſen Leuten ſelbſt kommt es ja auf ihre Orthodoxie gar nicht an, nur auf den Nutzen, den ſie davon haben; was Katechismus und Symbolum, wenn ſie nur ihrer Bisthümer und Renten ſicher ſind? was alleinherrſchende Kirche, wenn nur ihnen ſelbſt, die ſie die Kirche bilden oder doch zu bilden vorgeben, die Alleinherrſchaft in Händen bleibt?! — Hier war der Punkt, auf den Shelley ſeinen Angriff hätte richten ſollen; hier iſt die Stelle, wohin der Angriff, unter ähnlichen Umſtänden, immer wieder gerichtet werden muß. Statt ſich in die grauen Höhlen der Theologie zu ver-

Digitized by Google

lieren, ſtatt ſeine Kraft abzunutzen in einem thörichten Kampfe gegen Wunder, die doch Niemand mehr glaubt, oder wer ſie noch glaubt, ſehr wohl: ſo werden Shelley's Gegenbeweiſe ihn auch nicht bekehren, ſo iſt das eine Privatſache, die man Jedem überlaſſen kann, ſo lange und ſo weit ſie eben Privatſache iſt, das heißt, ſo lange ſie nicht übergeht in das öffentliche Verhalten, das politiſche Gebahren — ſtatt dieſer „atheiſtiſchen" Don Quixotorien, ſage ich, wie anders würde die Theilnahme, wie anders der Erfolg, der poetiſche ſowohl als der praktiſche, ja wie anders, in lebendiger, plaſtiſcher Darſtellung, würde der Kampf ſelbſt geweſen ſein, hätte Shelley, ſtatt der Syſteme, vielmehr die Perſonen bekämpft, die ſo brutal waren, dieſen Syſtemen praktiſche Geltung zu geben! hätte er, ſtatt gegen die Orthodoxie, vielmehr das Schwert gezogen gegen die Orthodoxen ſelbſt, gegen ihre Herrſchſucht, ihre Geldgier, ihre ſittliche wie bürgerliche Verworfenheit! hätte er, ſtatt ſich die edle Stirn einzurennen an dieſer Mauer der Hochkirche, ſich vielmehr unmittelbar in das Leben geſtürzt und die Verkehrtheit des Staates, der dieſen Blutſchwamm von Kirche in ſich duldet, die Krankheit der Geſellſchaft, welche dieſe feiſten Würdenträger in ſich erzeugt, zum Gegenſtand ſeines Zornes gemacht!

Digitized by Google

Shelley ſelbſt hat es verſucht; er hat ſich nicht geſcheut, auch die politiſchen Conſequenzen ſeiner religiöſen Denkweiſe zu ziehen und denſelben Radicalismus, den er theologiſch bethätigt, auch in der Beurtheilung politiſcher Zuſtände an den Tag zu legen.

Doch Radicalismus iſt nicht das rechte Wort: wir müſſen ſagen Fanatismus. Nichts bekanntlich trocknet den Menſchen mehr aus, nichts macht ihn einſeitiger, verblendeter, unzugänglicher, nichts raubt ihm mehr die natürliche, ſchöne Freiheit des Urtheils, ja nur der Anſchauung, als theologiſche Streitigkeiten. Auch Shelley ſcheint durch die wunderliche Heftigkeit, mit welcher er ſein Auge immer und immer nur auf gewiſſe theologiſche Fragen gerichtet hielt, den freien, lebendigen Blick für die Angelegenheiten des Staates und der Geſellſchaft verloren zu haben. Er iſt auch als Politiker viel zu ſehr Theolog, das heißt viel zu ſehr Fanatiker; denſelben blinden Eifer, denſelben einſeitigen Rigorismus, dieſelbe (das Wort muß heraus, ſo ſchlimm es klingt) bornirte Wuth, mit der er ſich gegen die Ueberlieferungen des Glaubens erhebt, kehrt er auch gegen die Zuſtände des Staats und der Geſellſchaft.

In einigen ſolcher Partieen, wo er ſich an concrete Erſcheinungen hält und wirkliche Verkehrtheiten der Menſchen weniger züchtigt als abmalt, erreicht er, vermöge

Digitized by Google

ſeiner mächtigen Rhetorik und dieſer ernſten Gluth der Leidenſchaft, die ihn überall beſeelt und ihn, ſelbſt in ſeinen Irrthümern, ſeinen Fehlern, noch immer achtbar, immer liebenswürdig erſcheinen läßt, einen großartigen Effect; er nähert ſich hier dem Beſten, was wir von der Satire des hohen Stiles kennen (vergl. z. B. S. 15 der obengenannten Ueberſ.). Zumeiſt jedoch ſchwächt auch hier das Uebertriebene, Unwahre, Einſichtsloſe die Wirkung und verſtimmt, ſtatt zu erſchüttern. Wie alle Geiſtlichen ohne Ausnahme Gaukler, alle Religion Betrug und Zwang, ſo ſind ihm auch alle Könige ohne Ausnahme Mörder und Tyrannen, alle Miniſter Schufte, alle bürgerliche Ordnung eine Laſt:

„Woraus denkſt du, daß Fürſten und Schmarotzer
Entſproſſen und die unnatürliche
Schaar Drohnen, welche Müh' und unbeſiegbar
Elend auf jene häufen, welche bauen
Ihrer Paläſte Glanz und für ſie ernten
Ihr täglich Brot? Sie ſproßten aus dem Laſter,
Dem ſchwarzen, ſcheußlichen, aus Raub und Wahnſinn,
Verrath und Trug, aus Allem, was inmitten
Der Menſchen Elend zeugt, und was die Erde
Zu dieſer dornenvollen Wüſte ſchafft,
Aus böſen Lüſten, Rach' und Mord."

(S. 9.)

Shelley ſtellt ſich in dieſer Richtung auf einen Standpunkt der Abſtraction und der gefliſſentlichen Ueber=

Digitized by Google

treibung, den man kaum noch als eine Verirrung bedauern, den man, als eine Unwahrheit, nur noch ablehnen und bekämpfen, am Wenigſten aber theilen kann. Der ganze alte Sturm und Drang unſrer ſentimentalen Periode, die ganze überſchwängliche Subjectivität unſrer Romantiker kehrt bei ihm, mit dem Anſpruch eines Neuen und Unerhörten, wieder: — wie uns denn auch dies beachtenswerth und ein nicht unerheblicher Beitrag zur Charakteriſtik unſers Dichters ſcheint, daß er Schubarts, unſers deutſchen Schubarts verrufenen, ſchwülſtigen, geſchmackloſen Ahasver, der ihm in London, ich weiß nicht durch welchen Zufall, in die Hände gerathen war, gleichſam als ein Muſterſtück deutſcher Poeſie, ein Document geiſtiger Uebereinſtimmung, in den Noten zur Fee Mab (S. 36.) weitläuftig abdrucken läßt. Man vergleiche, was er ebendaſelbſt S. 30. 31. über die Ehe ſagt — oder, richtiger, gegen ſie (. . . „Selbſt die Verbindung der Geſchlechter iſt nicht von dem Despotismus poſitiver Geſetze befreit. Das Geſetz maßt ſich ſogar an, die unbezwingbaren Triebe der Leidenſchaft zu beherrſchen ..... Liebe welkt unter dem Zwang; ihr eigenthümliches Element iſt Freiheit; ſie iſt weder mit Gehorſam, Furcht, noch Eiferſucht verträglich“ ꝛc.) ſowie über den geſammten geſellſchaftlichen Zuſtand, in dem wir leben, als ein „Gemiſch feudaler Wildheit und

Digitized by Google

unvollkommener Civiliſation". Dieſe letztere Bezeichnung könnte man, als der Wahrheit ziemlich nahe, zur Noth ſchon billigen. Wenn er jedoch ferner die Rückkehr zum Naturſtand, als dem einzig glückſeligen und wahren, ſo weit treibt, daß er das Unziemliche der Fleiſchnahrung für den Menſchen ſowie den verderblichen Einfluß, welchen dieſelbe auf unſre ſittlichen Zuſtände ausübt, mit langen phyſiologiſchen und hiſtoriſchen Deductionen erweiſen will: ſo kann man in der That nicht umhin, ſich des alten Spruches vom Erhabenen und Lächerlichen zu erinnern. —

Aber werden nicht die Freunde der Shelley'ſchen Muſe uns beſchuldigen, mit Vorliebe nur die Mängel des Dichters hervorgekehrt, ſeine glänzenden Eigenſchaften dagegen, ſeine Begeiſterung für alles Wahre, Freie, Schöne, ſeine männliche Kühnheit, ſeine Unerſchütterlichkeit in dem, was er für recht und gut hält, die Treue ſeiner Liebe, die Wahrheit ſeines Haſſes, endlich die bewältigende Macht ſeiner Sprache verſchwiegen oder doch nicht mit demjenigen Nachdruck hervorgehoben zu haben, welche dieſen glänzenden Eigenſchaften gebührt? Wird man uns nicht beſchuldigen, bei dieſen Reflexionen über die „Poeſie des Atheismus" alles Gewicht nur auf den „Atheismus" gelegt, die Poeſie jedoch überſehen zu haben?!

Digitized by Google

Hätten wir eine vollſtändige Charakteriſtik des Dichters geben wollen, ſo wäre dieſer Vorwurf begründet. In der That jedoch und wie wir auch ausdrücklich bevorwortet, ging unſere Abſicht nur dahin, die Bekanntſchaft des Dichters mit dem größeren Publikum vorzubereiten. Und da ſchien es uns denn vor Allem nöthig, gleich Anfangs diejenige Richtung zu bezeichnen, unter deren Zwang Shelley ſich und ſein Talent geſtellt hat — oder auch, wir geben es zu, unter die er (denn in letzter Inſtanz iſt England, ſein Vaterland, und die Unvollkommenheit ſeiner politiſchen Zuſtände auch hier der wahrhaft Schuldige) geſtellt worden iſt. Wir haben dieſe Richtung nicht einſeitig verdammt, wir haben ſie zu erklären und aus den gegebenen Zuſtänden der engliſchen Geſchichte abzuleiten geſucht. Es erſchien uns dies als die nothwendige Vorausſetzung, die vorgängige Bedingung jedes wahren Genuſſes, weil jedes wahren Verſtändniſſes. Nicht daher von dem Dichter abſchrecken, im Gegentheil, den Weg zu ihm bahnen wollen dieſe Zeilen; Shelley iſt, in ſeiner Sphäre, und ſobald jene Vorausſetzung einmal zugeſtanden, reich genug, um auch unter der Einſchränkung, welche dieſer Aufſatz ausſpricht, noch immer ein Künſtler, ein Dichter zu bleiben, deſſen Bekanntſchaft nicht bloß belehrend, ſondern auch erfreuend, auch erhebend wirkt — und den man daher auch allen

Digitized by Google

Freunden der Dichtung, in weiteſten Kreiſen, mit gutem Gewiſſen empfehlen darf.

Und wenn endlich nebenher aus dieſen Betrachtungen auch noch dies hervorgehen ſollte, daß auch über dem Kampf, dem beſtgemeinten, der Freiheit, des Lichts, der Aufklärung eine heilige, keuſche Nemeſis, eine Göttin der Zucht und des Maßes wacht, und daß auch der Dichter, der an keinem anderen Altar mehr dient, keine andere Gottheit mehr verehrt — aber am Altar der Grazien muß er dennoch knieen! der Göttin der Schönheit ſoll er dennoch opfern —! ſo iſt auch dies ein Reſultat, das wir keineswegs ablehnen, im Gegentheil unſern Zeitgenoſſen, wie uns ſelbſt, immer und immer wieder ins Gedächtniß zurückrufen wollen.

Digitized by Google

Digitized by Google

III.

Der Heizer vom Aetna.

Digitized by Google

Der Heizer vom Aetna.

Erzählung.

Was die Schweiz wäre ohne ihre Berge? Närriſche Frage, nicht wahr? — Aber auch was wäre ſie ohne ihre Seen? Ohne dieſe köſtlichen kryſtallenen Spiegel, die alle Wunder der Erde verſchönernd wiedermalen, ja die dem Himmel über ihnen einen zweiten, tieferen entgegenwölben!? — Was das Auge im Antlitz des Menſchen, das iſt das Waſſer in der Landſchaft: die Pforte der Seele, der ewig bewegliche, ewig zuckende Nerv, der Quell und Brunnen alles Lebens. Wie der Geiſt des Menſchen uns anſpricht aus dieſem feuchten Blau des Auges, aus dieſem ſchwimmenden Glanz der Blicke, ſo auch aus der feuchten Bläue des Waſſers, aus dem flüſſigen Kryſtall

Digitized by Google

der Wogen richtet der Geiſt der Natur, der Genius der Landſchaft gleichſam ſein Auge auf uns und ſpricht uns an mit verſtändigen, beſeelten Blicken. Da iſt kein Antlitz ſo ſchön, keine Form ſo edel, keine Farbe ſo lieblich — nimm ihm das Auge: und es iſt todt, leblos, ohne Reiz, gebrochen die magiſch feſſelnde Gewalt, welche Seele zu Seele, Herz zum Herzen zieht, ein bloßes Bruchſtück, bloße Trümmer der Schönheit! — Und ebenſo die reichſte Landſchaft, mit den kühnſten Umriſſen des Gebirgs, mit der feierlichſten Pracht der Wälder, dem üppigſten Segen der Flur — aber ohne Waſſer, ohne den fernen Saum des Meeres, ohne den Silberfaden eines Stromes, ja ohne ein Wäſſerchen — es iſt ſo klein, ſo unſcheinbar, du ſiehſt es gar nicht, du hörſt es nur, wie es leiſe hervorſickert unter dem Stein, tropfenweis, einförmig murmelnd, und die Binſen am Ufer neigen ſich, leiſe, unmerkbar, wie die kleine Welle an ihnen vorüberſchleicht . . . die reichſte Landſchaft, ſag' ich, ohne dieſen Zauber des Waſſers, was wäre ſie?! — Das eben macht die Landſchaften der Schweiz ſo ſchön, das verhütet, daß ſie jemals einförmig oder ermüdend werden, daß überall hier, zwiſchen Fels und Flur und Wieſe, zwiſchen Stadt und Dorf, zwiſchen Berg und Thal, bis mitten hinein in die majeſtätiſchen Schauer der Alpenwelt, das Waſſer, das heilige, ſeine leuchtend lebendigen Arme dazwiſchen rankt,

Digitized by Google

daß überall das Auge der Natur uns offen anlacht — vom glitzernden Bächlein, das heimlich, flüchtig hervorgeſchoſſen kommt aus Eis und Schnee, bis zu der erhabenen Pracht des Waſſerfalls — vom ſtillen, felsumſchloſſenen Alpenſee, in deſſen eisklaren Fluthen die Gletſcher ihre ewigen Häupter baden, bis zur lachenden Anmuth des Bodenſees oder der erhabenen, ernſten Schönheit des Genfer oder bis hinüber auf die andere Seite, zu den heſperiſchen Inſeln, den Orangenhainen und ſchwimmenden Paläſten des Lago Maggiore! —

An einem dieſer Seen, gleichviel an welchem, der Name thut nichts zur Sache; auch entſinne ich mich nicht mehr, in welchem Jahr: nur daß es um die Zeit war, als die erſten Dampfſchiffe die Seen der Schweiz befuhren . . . .

An einem dieſer Seen, im Sommer des Jahres 18**, jeden Morgen und jeden Abend, ſo oft eine gewiſſe Glocke über das Waſſer klang, konnte man an den Ufern des Sees eine ſeltſame Lebendigkeit gewahr werden. Ich rede nicht von den eleganten Kaleſchen, den ſchwerbepackten Reiſewagen, welche, ſobald die Glocke hörbar ward, mit verdoppelter Eile thalabwärts, dem See entgegenraſſelten: das iſt ein Anblick, wie er auf jeder etwas lebhaften Heerſtraße alle Tage zu ſehen iſt, geſchweige

denn in der Schweiz, dieſer allgemeinen Heerſtraße aller Nationen.

Nein: aber auch aus Flecken und Weilern, aus Häuſern und Hütten kam eine neugierige Menge gelaufen, barfuß, in Lumpen, und ſtarrten alle mit offnen Augen hinunter auf den See. — Wo zwei Leute im Felde arbeiteten und hörten die Glocke ſich dem Ufer nähern, da riefen ſie ſich an und ruhten einen Augenblick aus, auf den Spaten geſtützt. — Oder wo ſie zu weit von einander waren, um ſich mit der Stimme zu erreichen, da winkten ſie einander und deuteten mit Geberden, Geberden der Neugier, des Staunens, der Angſt! hinabwärts, von wannen die Glocke klang. Ja ſchon lange, wenn ſie verſtummt war, ſchauten ſie noch immer nach dem See und machten einander Zeichen in der Luft, und dann gingen ſie brummend, kopfſchüttelnd, an die verlaſſene Arbeit zurück. —

Nämlich daß ich Eure Neugier nicht unnöthig in Spannung ſetze: es war eine ganz gemeine, ganz alltägliche Glocke, eine Glocke, wie Ihr ſie ohne Zweifel unzählige Male vernommen habt und habt nichts dabei gedacht und nichts empfunden, es ſei denn im Allgemeinen eine inſtinctmäßige Reflexion, wie herrlich weit der Menſch es doch gebracht und wie das Reiſen doch alle Tage ſo viel bequemer und billiger werde — mit Einem Worte: die

Digitized by Google

Glocke des Dampfſchiffs, welches ſeit einigen Tagen dieſen See befuhr — zum großen Ergötzen der Fremden und Vornehmen, die nicht Rühmens genug machen konnten, wie vortrefflich dieſe neue Erfindung ſei und wie bequem jetzt, aus der Kajüte des Dampfſchiffes, zu einem Glaſe Portwein oder einem gebratenen Huhn, die maleriſche Schönheit dieſer Ufer ſich betrachten laſſe.

Für dieſe alſo zum größten Ergötzen; dagegen für die Anderen, für das „gemeine Volk," die „Leute vom Lande," zu noch viel größerem Entſetzen! Ein Schiff ohne Ruder und Segel, ein Schiff auf Rädern, das vorwärts und rückwärts fuhr und rechts und links, wie ein Pfeil, getrieben von unſichtbarer Gewalt, und einen Schornſtein hatte es, ordentlich wie ein Haus, der ſpie Rauch und Flammen —

Aber das konnte ja unmöglich mit rechten Dingen zugehen! ſo etwas war ja gar nicht denkbar ohne Hexerei und Teufelswerk!

Aetna hieß das Schiff: ein guter Name! ein paſſender Name! Denn war es nicht ſelbſt gleich einem ſchwimmenden Vulkan? Und wenn die Räder ſich bewegten und um ſich griffen, gleich rieſenhaften Händen — und der Schlot ſtöhnte und ächzte und ſtieß den Athem von ſich in ungeheuren Rauchſäulen — und aus dem Innern des Schiffs, da klang ein Knarren und Dröhnen,

Digitized by Google

ein Ringen und Kämpfen, ein Schlagen und Stoßen — und das Waſſer ſchäumte und die eiſernen Rippen des Schiffes zitterten, und mitunter — o es war entſetzlich anzuhören! klang ein Schrei, ein gellender, kreiſchender, aus dem Bauch des Ungethüms und gleich darauf wallte der Dampf dicker, ſchwärzlicher, in wälzenden Maſſen, gleich ſchwarzen Strömen Blutes — wer, in der That, der dies Alles zum erſten Male ſah, konnte ſich des Gedankens erwehren, als ob hier ein Rieſe gefeſſelt läge, ein neuer Enceladus, vergebens in ſeine Ketten knirſchend? —

Und das war auch ſo etwa die Anſicht des „gemeinen Mannes," nur daß er ſie nicht ſo hübſch mythologiſch ausdrücken konnte. Auch war ein Meinungsſtreit darüber, ob es der Teufel ſchlechthin oder irgend ein beſonderer Dämon, ein verwunſchener Geiſt oder dergleichen wäre, was in dem Fahrzeug ſteckte. Der Herr Pfarrer ſchien ſich der letztern Anſicht zuzuneigen; er ſprach hin und wieder und ſogar eines Sonntags predigte er von der Kanzel, das ſei derſelbe Geiſt, der in dem Dampfſchiff ſtecke, der auch übrigens als Geiſt der Neuerung und der Aufklärung die Welt durchziehe und ſelbſt die friedlichen Thäler der Schweiz laſſe er nicht mehr unbeſucht, ein verruchter, ein hölliſcher Geiſt, ein Geiſt des Verderbens und des Untergangs, vor dem jeder brave

Chriſt, und jeder „frumme Schwitzer" zumal, ſich mehr fürchten müſſe, als vor dem Leibhaftigen in Perſon. Die armen Leute verſtanden das zwar nicht ganz; der Schulmeiſter indeſſen erklärte es ihnen: Geiſt oder nicht, es ſei allemal daſſelbe, nämlich der Teufel, der ihre Seelen haben wolle, — und kurz und gut, wer mit dem Satansding, dem Dampfſchiff, fahre, der fahre ohne Rettung geradwegs in die Hölle.

Doch war dies Alles nicht hinreichend, die Neugier an dem räthſelhaften Schiff zu ſchwächen, im Gegentheil, es vermehrte ſie nur noch: und daher überall, ſobald das Dampfſchiff ſich näherte, auf Wegen und Stegen, drängte ſich das Volk zuſammen und machte lange Hälſe und ſah dem Mirakel mit neugierig bangen Blicken verwundert nach.

Am Lebhafteſten war dies Treiben Abends, in dem Flecken, wo das Schiff anlegte, um in nächſter Frühe ſeine Fahrten aufs Neue zu beginnen. Sowie die Glocke ſich hören ließ (und unter uns geſagt, trotz aller Angſt und Furcht, wurde auf keine Kirchglocke nur halb ſo erwartungsvoll gelauſcht) —: das Dampfſchiff kommt! das Dampfſchiff kommt! ging es wie ein Lauffeuer durch die Gaſſen und Groß und Klein und Alt und Jung drängte ſich, in der ſchönen Feierabendkühle, neugierig am Ufer zuſammen. — Das Städtchen hatte bis dahin

Digitized by Google

ſo ziemlich, wie man zu ſagen pflegt, außerhalb der Welt gelegen. Die große Straße ging jenſeit des Sees, ohne es zu berühren; jene Fluth von Reiſenden, die ſich alljährlich über die Schweiz ergießt, ihr zum Dank ihr Gold, aber auch ihre Bedürfniſſe, ihre Verweichlichung, ihre Laſter zurücklaſſend, war bisher unbemerkt an ihm vorübergerauſcht: es war ſo arm wie unbekannt geblieben. — Jetzt wurde das anders. Allabendlich, wie das Dampfſchiff landete — alletauſend, da gab es ein Gedränge! Da wurden Pferde aus- und eingeſchifft, Wagen ans Land geſchoben, Koffer und Kaſten getragen; es war ein Schreien, Drängen, Stoßen; hier rief Einer — und dort — und dort, Jeder in einer andern Sprache; Schleier wehten, Mäntel flatterten, köſtliche Stoffe glänzten — und mitten aus dieſem Gewirre die ſchwarze Rauchſäule, ausathmend, ziſchend, gen Himmel fahrend — und die Räder, noch triefend von Schaum, gleich als wär' es Schweiß, den ſie vergoſſen — und über Alles hingelagert dieſe eigenthümliche Atmoſphäre von Steinkohlen und Fett und Dampf und der Geruch des Tauwerks und des Harzes —

Ach! da fühlte Mancher von denen, die hier umherſtanden, armes Geſindel, in Lumpen und Fetzen, das Herz raſcher klopfen — weshalb? Sie wußten es ſelbſt nicht recht: vor Erwartung, vor Furcht, vor Neugier, vor dieſen ſtolzen, herriſchen Geſichtern, die dem Schiff

entſtiegen, vor dem Rauſchen dieſer ſeidenen Gewänder, vor dem Wehen dieſer Schleier, dem Stampfen dieſer Roſſe, dem Rollen dieſer Wagen — und wie das Alles, wenige Minuten ſpäter, verflogen war, gleich einem bunten Traume, und ſie ſtanden wieder in der öden Nacht, Bettler bei Bettlern, und das Schiff vor ihnen, ganz ſtumm, ganz athemlos, lag ſtill auf dem Waſſer und nur der Nachtwind ſpielte mit den loſen Tauen. — Und dann ſchlichen ſie in ihre Hütten, ſo leis, ſo heimlich, als hätten ſie etwas Böſes gethan, und erzählten einander, mit gedämpfter Stimme, vor dem Einſchlafen, auf der Strohſchütte, von den Herrlichkeiten, die ſie geſehen, und von dem ſpukhaften Schiff, das die Fremden über den See bringe, ganz von ſelbſt, aus allen Ecken der Welt, ſelbſt von daher, wo es (aber das war nun gewiß gelogen) gar keine Berge geben ſollte, ſondern das Land wäre platt wie ein Kirmesfladen und auch ſo fett. Von dem fetten Kirmesfladen kamen ſie dann regelmäßig auf den Franzoſen, der das neue große Schloß (es war indeß nur ein Gaſthof) am Ufer gebaut, wo alle die fremden Herrſchaften Einkehr nahmen; da hatte Einer ins Fenſter geguckt, beim Vorübergehen, der erzählte, wie das innen glitzere und glänze, und ein Anderer konnte nicht Wunder genug beſchreiben von dem Herrn mit dem rothen Rock und den goldnen Epauletten, der Abends an der

Thüre ſtände (er meinte den Portier) und der gewiß nichts Geringeres ſei als ein fremdländiſcher Prinz. Und darüber wurden ſie noch einmal ganz munter und ſetzten ſich aufrecht und fochten eifrig mit den Händen: es ſei doch ein rechter Jammer, daß ſie ſo arme Teufel wären, wenn ſie nur Geld hätten, ſie wollten es den Leuten wohl zeigen und friſches Fleiſch wollten ſie eſſen, alle Woche zweimal. Und unter ſolchen Bildern ſchliefen ſie denn endlich ein und träumten von Kirmesfladen und rothen Röcken und wühlten in Gold, ganzen Haufen Gold —! bis der Morgen kam und der erſte Hahnenſchrei ſie wieder hinaustrieb in den Stall, aufs Feld, zum Taglohn — Und Einige hatten auch gar nichts zu thun, die hätten können liegen bleiben und ſchlafen, ſie hätten nichts verſäumt, — nicht einmal das Frühſtück.

Zwei aber ſchliefen nicht: die wandelten noch lange, wenn ſchon alle Uebrigen ſich verlaufen hatten, das Ufer entlang, Arm in Arm, und hörten die Wellen plätſchern und ſahen die Sterne funkeln, zweifach, über und unter ſich, und wenn ſie einander ins Auge ſchauten, da war es, als ob ſie die Sterne gar zum drittenmal ſähen, ſich ſpiegelnd, einer im andern, in unendlicher Wiederholung — der Seppi mit dem Mareieli.

Wer der Seppi war? Je nun, weil da eben die Rede geweſen von Wellen und Sternen und von einem

Digitized by Google

Liebespaar, das Nachts am Ufer wandelt, da ſollt' ich es Euch wohl lieber nicht ſagen oder wenigſtens nicht ſo grad heraus. Denn Ihr werdet mich auslachen: ein bloßer Knecht, ein Taglöhner, und ein armes Diandl, das um Lohn dient auf dem Hof und in der Küche — es iſt unanſtändig und ein unziemlicher Uebergriff in die Vorrechte der höheren Klaſſen, wenn die im Mondſchein gehen wollen, nicht wahr? Und arme Leute, wenn ſie des Tags gearbeitet haben, ſollen ſie Nachts ſchlafen, ſonſt ſind ſie morgen faul und verſäumen unſre Arbeit? Und wer ſich nicht gutwillig fügen will, dem ſoll die Polizei es verbieten, ja?

Wenn eine ordentliche Polizei im Ort geweſen wäre, ganz gewiß. Allein ich ſagte Euch ſchon: es war noch ein völlig obſcurer, uncultivirter Flecken; es gab da noch keine Taſchendiebe (ausgenommen, wenn welche durchreiſten: und die fuhren alle gleich mit Extrapoſt weiter) und keine Spione; man konnte da noch ſpaziren gehn, allein und zu Zwein, bei Tag und bei Nacht, am Ufer und auf den Bergen, es kümmerte ſich kein Menſch darum.

Auch um den Seppi und das Mareieli kümmerte ſich Niemand. Aber hätte nur! Es wäre ihnen wohl lieber geweſen; ja ſie hätten gewiß nicht böſe geſehen, wär' Einer gekommen und hätte geſagt: „was wollt Ihr da ſpazirenlaufen des Nachts am See? Ihr müßt ja

Digitized by Google

müde ſein alle Beide! Du, Mareieli, haſt am Waſchtrog geſtanden, von Sonnenaufgang bis in die dunkle Nacht, und der Seppi hat Steine gefahren aus dem Bruch, den geſchlagenen Tag über: kommt herein, ruht Euch aus! hier iſt ein Häuschen, eine Kammer, ein Bett — genirt Euch nicht! tretet ein! es iſt Euer!"

Allein da lag es: der Seppi war arm wie eine Kirchenmaus und das Mareieli noch ein klein bischen ärmer. Sie hatten beide nicht, wo ſie bleiben konnten; von all der ſchönen Gottes-Erde war auch nicht das allerkleinſte Fleckchen, das ihnen war; ſelbſt der Stall, wo ſie ſchliefen, ſelbſt die Decke, in die ſie ſich wickelten, gehörte ihren Brodherrn. — Seppi war Knecht beim Großbauern, draußen am See, ein Viertel Wegs vom Flecken. Das Mareieli aber diente in der Stadt bei der Schulzenswittib. Das war eine gar reiche Frau, und nicht bloß eine reiche, ſondern auch eine gar fromme: die hielt ihren Hof, wie ein Kloſter, und wenn ein Mädel 'nen Liebſten hatte, und wenn es ihr Verlobter war und in acht Tagen ſollte die Heirath ſein, auf den Hof durft' er doch nicht kommen. Denn warum? ſagte die Schulzenswittib: das gemeine Volk iſt ſo ſehr zu Liederlichkeiten geneigt, das muß man kurz halten. Was ich nicht weiß, das macht mich nicht heiß; aber auf meinen Hof, da ſoll mir Keiner kommen, da bin ich verantwortlich. Lieber

Digitized by Google

mögen die Mädel des Nachts auslaufen; wenn ſie die Kerle ins Haus ziehen, das giebt nur Dieberei, und wer es nicht gefällt, die kann ja wegziehen.“ —

Und ſo kamen ſie einander entgegen, des Abends, wo das Dampfſchiff landete; die Glocke, die über den See klang, die Nähe des Schiffes zu verkünden, für ſie war ſie zugleich eine Feierglocke, die ſie einlud zum Gottesdienſt der Herzen: wenn die Nacht dämmerte, begann ihr Tag.

Da ſtanden ſie dann, mitten im Gewühl; ſie hatten einander bei der Hand gefaßt, wie die Kinder: und Kinderaugen, große, neugierige, verwunderte Augen, waren es auch, mit denen ſie das Geräuſch und den Lärm und die fremden Geſtalten um ſich her betrachteten. — Seltſam! Sie waren fromm, alle beide, und jedes Wort, das der Herr Pfarrer ſagte, daran glaubten ſie. Aber nur daß das Dampfſchiff ein Werk des Teufels ſei und wer damit fahre, das ſeien Alles Teufelskinder und müßten in der Hölle brennen ewiglich — das glaubten ſie doch nicht: darum, weil ſie ſo viel fröhliche Menſchen aus dem Schiffe ſteigen ſahen, junge Damen und Herren, die führten einander beim Arm und liebäugelten —

Ei ja! das mußte wohl eine Luſt ſein, ſo Arm in Arm mit der Liebſten durch die Welt zu fahren, über die Seen und über die Berge, zu Schiff und zu Roß,

Digitized by Google

immer fort, immer weiter, und keine Sorgen und nichts zu ſchaffen, als bloß immer vergnügt zu ſein und die liebe Gotteswelt in ſich aufzunehmen mit offnen Augen und friſchen Herzen . . Um dieſen Preis, meinte das Mareieli, wolle ſie es ſchon wagen mit dem Dampfſchiff, es werde nicht gleich ans Leben gehen; was Liebesleute mitſammen thäten, das könne nichts Böſes ſein, und wenn halt nur ihr Seppi dabei wäre — allen Reſpect vor dem Herrn Pfarrer: aber mit dem Seppi wolle ſie fahren, wie weit es ſei, bis an der Welt Ende — und ſogar auch mit dem Dampfſchiff.

Und da wandelten ſie noch lange auf und ab, in der linden Nacht, wenn die Andern alle ſchon längſt zur Ruhe waren, und bauten Luftſchlöſſer und ſchöne, goldne Träume, bis daß die Mitternacht kam und ſie von einander ſcheuchte. Denn ſie mußten wach ſein, alle Tage, früh mit der Sonne, und wohl auch noch ehe.

Aber der Seppi hatte ſo ſein Plänchen.

Und eines Tags, ſiehe da, kommt er auf den Hof marſchirt, wo das Mareieli dient, ganz ſtrack, als müſſe es ſo ſein. Die Wittib zog ein böſes Geſicht und wollte belfern: indeß wie ſie ihn genauer anſah, da mußte ſie lachen. Und darüber vergaß ſie ihren Aerger und rief ſelbſt das Mareieli: es ſei wohl ihr Schatz da, ſie möchte

ihn ſich einmal anſehn, unter dem Thorweg, für diesmal. Und damit ging ſie hinein.

Aber wie das Mareieli kam und ſah den Seppi, da lachte ſie nicht; ſie wurde ganz blaß und faßte ihn bei der Hand, ob er es auch wäre. Wiewohl im Grunde, ſo ſah er wohl zum Lachen aus. Er hatte ein ganz ſchwarzes Geſicht und rußige Hände, wie ein Mohr oder wenigſtens wie ein Kohlenbrenner.

Und ſo etwas der Art war es denn auch. Es ſei ihm lang durch den Kopf gegangen, ſagte er, wie daß ſie beide ſo arm ſeien und hätten gar Niemand auf der weiten Welt —

Ei doch, meinte das Mareieli, ſeine Mutter. — Er hatte nämlich noch eine alte ſiebzigjährige Mutter am Leben; die war halb blind, und das bischen Garn, das ſie ſpann mit ihren alten, ſteifen Händen, das hätte nicht ausgereicht, ihr das Leben zu friſten von einem Tag zum andern. Und da hatte der Seppi ſie zu einem Häusler gethan, dem gab er von ſeinem kargen Lohn, daß ſie mit dem Häusler in der Stube wohnen durfte und wurde gepflegt, ſo gut arme Leute einander pflegen können. — Und an die erinnerte ihn das Mareieli.

„Ah wohl“, ſagte der Seppi: „ein Gotts liebes Mutterle!“ Und dabei lacht' er übers ganze Geſicht. Denn er hatte die alte Mutter ſehr lieb und es war ihm

Digitized by Google

noch nie in den Sinn gekommen, wie viel Laſt er weniger habe, wenn ſie todt wäre. Die alte Mutter dachte es oft; allein ſie wagte nicht, es laut werden zu laſſen, weil ſie wußte, daß es den Seppi kränke.

Und darum freut' er ſich nun auch ſo ſehr und lachte übers ganze Geſicht, da das Mareieli ſo gut von ſeiner Mutter ſprach. Allein das ſei nun doch nicht ſo, fuhr er dann fort: er habe gemeint, wie ſie gar ſo arm ſeien und Niemand hätten, der ſich ihrer annähme und ihnen ein bischen zur Hilfe wäre. Und der Lohn als Knecht ſei auch ſchmal und wer ſich von dem erſparen ſolle, der müſſe früh anfangen und ſich gut dazu halten; und wenn er zehn Jahre geſpart hätte, dann wär' es auch noch nichts. Das könne nicht ſo fort gehen; ſie würden alt und grau darüber, alle beide, und kämen nie zu etwas Eignem. Darum habe er ſich kurz entſchloſſen und ſie möchte ihn nur mal genau anſehn, da würde ſie es ſchon merken: bei dem Knechtsleben käme nun einmal nichts heraus; wer etwas gewinnen wolle, der müſſe auch etwas wagen — und alſo, mit Einem Wort: er ſei in Dienſt getreten auf dem Dampfſchiff.

Auf dem Dampfſchiff! — Das Mädchen war, wie unſre Leſer bereits wiſſen, nicht eben die Furchtſamſte; ſogar ſie hatte ſich ſelbſt manch liebes Mal geſehnt, den Bord des geheimnißvollen, zauberhaften Fahrzeugs zu

betreten. Dennoch jetzt, indem ſie hörte, daß ihr Liebſter ſich in den Dienſt dieſes Schiffes verdingt, konnte ſie ſich eines heimlichen Schreckens nicht erwehren; ſie hörte das Raſſeln der Räder, das Aechzen der Maſchine, ſie ſah das Schiff um ſich greifen mit geſpenſtigen, rieſenhaften Armen — —

Inzwiſchen der Seppi ließ ſie gar nicht zu Worte kommen, ſo voll Freude war er. Ein wahres Herrenleben ſei es auf dem Schiff; er wünſche keinem Menſchen was Böſes, und Gott behüte, daß er ſich über eines Andern Unglück freuen ſolle. Aber daß den alten Heizer der Schlag gerührt, von wegen dem vielen Branntwein, den er getrunken, und daß der Schiffsherr ſich verſchworen, er wolle ganz gewiß keinen Alten wieder nehmen, die würden bloß duſelig von der Hitze und da, um ſich wieder munter zu machen, tränken ſie Schnaps, wie nichts Gutes, ſondern einen friſchen jungen Kerl, der Knochen zuzuſetzen hätte — und daß auf die Art, durch Laufen und Betteln, und weil er es einen Batzen billiger thäte als die Andern, der ſchöne Poſten an ihn gekommen ſei — das könne er nun nicht läugnen, das freue ihn doch, und nun würd' es gewiß noch gut werden mit ihm und dem Mareieli. Das ſei was Anders als immer draußen liegen beim Vieh, Tag und Nacht, und ſich herumſtoßen laſſen als Knecht, von einem Taglohn zum

andern, Zeit ſeines Lebens, und niemals etwas Geſcheidtes werden. Hier habe er nichts zu thun den ganzen Tag, als bloß vor dem Ofen ſitzen und ein bischen Acht geben aufs Feuer. Kohlen tragen müſſe er auch, das mache ein bischen ſchwarz', es ſei richtig; aber du mein Himmel, für was müſſe doch auch was ſein — „Und denke nur, Mareieli, ich kriege drei Mal ſo viel wie als Knecht und Trinkgelder, ſagt der Maſchinenmeiſter, giebts auch, bei jeder Fahrt — das heißt jetzt noch nicht: aber doch in Zukunft, wenn ich auch einmal erſt Maſchinen-meiſter bin . . .“ Und ſo ſchwatzte er fort in der Freude ſeines Herzens und berechnete auf Batzen und Heller, was er die Woche über verdiene — und ſo viel für ſein Mutterle und ſo viel für das Mareieli — und das Viertelche Wein im Wirthshaus und den Kreuzer für die Muſik des Sonntags, beim Tanz, den ſpare er jetzt auch — warum? Weil er nicht vom Schiff dürfe, keinen Tag der Woche, und da wär' es mit dem Tanzen halt nichts mehr.

Mit dieſem Letzteren war nun zwar das Mareieli durchaus nicht einverſtanden; wenn ſie Sonntags nicht mehr tanzen könne, ſo wolle ſie nur auch gar nicht mehr leben. — Das iſt ſo der allgemeine Grundſatz der armen Leute, ein ſehr verderblicher Grundſatz, meint Ihr? und nun ſei es Euch auch ganz begreiflich, woher die viele

Armuth komme und das ſei bloß von der vielen Liederlichkeit, weiter nichts? Nun, wir wollen nicht darüber ſtreiten, wir wollen es machen, wie der Seppi. Der ließ auch die Frage in der Schwebe; Tanzen des Sonntags, ei ja, das ſei was Schönes und wie das Mareieli tanze, da ſchwämm' es ihm allemal vor den Augen, ſchon vom bloßen Zuſehn. Und wenn ſie ſich nur erſt was Feines geſpart hätten, und hätten das Aufgebot bezahlt beim Herrn Pfarrer, da wollten ſie auch tanzen, auf ihrer Hochzeit, gelt? — Wie jedoch das Mareieli ſich noch immer nicht geben wollte und klagt' und weinte, was das für ein häßliches Leben und wenn er ſo ſchwarz ausſähe, da könne ſie ihn nur gar nicht leiden — topp, da ſetzte der Seppi auch ſeinen Kopf auf und ward unwirſch und ſchwur, das hätte er ſich wohl gedacht und das Mareieli habe im Grunde ganz Recht, aber es wär' nur nicht hübſch, daß ſie es ihm ſo ſagte. Was denn ſolch ein armer Bue anfangen ſolle, wie er? Er müſſe ja froh ſein, nur noch eine ſichre Arbeit zu haben. Wer auf dem Lande nichts hätte, der müſſe aufs Waſſer gehen, das ſei ja ganz natürlich; es hätte ihm ſchon geträumt, er ſtänd' am Waſſer und holte einen Todtenkopf heraus, das bedeute Geld.

Und da hatte dem Mareieli gleichfalls etwas geträumt, das mußte ſie ihm auch erzählen. Und ſo, wie

ein Wort das andre gab und ein Kuß den andern, wurden ſie wieder gut zuſammen. Und das Mareieli lobte ihn und ſagt', er wäre ein braver Kerl, das hätte kein Andrer für ſie gethan! Und ſie wollte auch fleißig nach ſeinem Mutterle ſehen, daß es ihm gut ginge, und Abends, wenn das Dampfſchiff käme mit dem Seppi, da wolle ſie gewiß nie fehlen und ihm zunicken, wenn's weiter nichts wäre.

Und das war nun gut.

Der Seppi aber ging aufs Dampfſchiff und wurde Heizer. Es war ganz ſo, wie er geſagt hatte: den ganzen Tag vor dem Ofen ſitzen und Acht geben aufs Feuer, weiter nichts — eine Kinderarbeit, nicht wahr? und es iſt wahrhaft Sünd' und Schande, daß ein erwachſener Mann ſich dafür noch erſt bezahlen läßt?

Allein ich bitte, wenn Ihr das nächſte Mal den Rhein hinunter dampft oder Ihr ſchwimmt auf der Elbe dem fröhlichen Hamburg zu und ſchnalzt unterwegs ſchon mit den Lippen im Vorgenuß der Auſtern und der Seefiſche und des Portweins, die Euch in Lorenz' Keller erwarten: bitt' Euch, die Fahrt iſt ja ohnedies nur langweilig: geht einen Augenblick hinunter, bloß zum Zeitvertreib, in die Heizkammer — Oder Falls Euch der Weg zu mühſam iſt (und läugnen läßt es ſich nicht, die Leiter ſteht lothrecht, die ſchmalen, eiſenbeſchlagenen Sproſ-

ſen ſind ſpiegelglatt, es iſt eine Kunſt da hinabzuklettern, und wer nicht gut Acht giebt dabei, der kann ein Bein brechen — oder auch den Hals, wie es kommt) . . . wohlan: tretet nur an die Luke, beugt den Kopf nur über das Gitter, in dieſen ewig qualmenden, ewig glühenden Schlund, athmet nur zwei Minuten lang dieſe brennende, ſengende Atmoſphäre, zieht ihn in Euch, dieſen erſtickenden, dörrenden Luftſtrom, vermiſcht mit dem Dunſt der Kohlen und dem ſchmierigen Fettgeruch der Räder —

Nun? Ihr zieht den Kopf ſchon wieder zurück? Ihr huſtet und wehrt ab und trinkt einen Schluck Rheinwein, einen herzhaften: und dann noch immer nach Luft ſchnappend, verſichert Ihr, das ſei ja eine teufliſche Hitze da unten, es ſei Euch unbegreiflich, wie ein Menſch darin aushalten könne; indeſſen da ſähe man wieder, was die Gewohnheit thue . . . .

Ei freilich, die Gewohnheit! Es giebt Menſchen, die glühende Kohlen eſſen, ſogenannte Feuerkönige, welche die hellen rothen Flammen hinunterſchlingen, als ob es geſottene Krebſe wären — warum nicht auch Menſchen, welche Feuer athmen? warum nicht auch Lungen, welche eine Hitze von vierzig Grad ſo ſanft fächelt, als wie ein Mailüftchen?! Es kommt ja Alles nur auf die Gewöhnung an. —

Digitized by Google

Zwar dem Seppi wurde ſie ſchwer, ſchwerer, als er gedacht, ſchwerer ſogar, als er ſich ſelbſt geſtehen mochte. Denkt Euch einen Burſchen von vierundzwanzig Jahren, der von Kindesbeinen an beinahe ununterbrochen in Gottes freier Luft gelebt — in Froſt und Hitze, in Regen und Schnee, was thuts? Es war doch immer Gottes freie Luft: und wenn ihm in der Sommermittagshitze, beim Heuen, der Schweiß stromweis von der Stirne floß: es war doch immer Gottes Sonne, die ihn brannte, er wußte doch immer, daß ſchon ein kleines mildes Abendlüftchen bereit war, ſeine glühende Stirn zu kühlen, er hatte doch immer Gefährten um ſich, Burſche und Mägde, die den Erntetag mit ihm überſtanden und ſich durch Lieder und Scherze, Einer dem Andern, die Arbeit erleichterten.

Und nun denkt ihn Euch eingepfercht in den Bauch eines Schiffes, in einem Kämmerchen, ſo eng, er konnte ſich kaum darin umdrehen, von früh bis ſpät gekauert vor den rothglühenden, entſetzlichen Ofen — Wenn er einmal hinaufſtieg auf das Deck, weil die Hitze zu unerträglich wurde und das Blut ihm ſchier in das Gehirn ſchoß: wie ſo ganz eigen umflort ſah ſich Alles an! welch ein ſeltſamer gelblicher Ton lag auf Himmel und See, auf Schiff und Küſte! Die Augen waren ihm ganz ſtumpf geworden von dem ewigen ins Feuer Sehen;

ſelbſt Nachts, wenn die Maſchine ſtill ſtand und er lag in der Ecke, beim Kohlenmagazin, und dachte an das Mareieli und überrechnete, wie viel Batzen er noch ſparen müſſe bis dahin, daß ſie ſich heirathen könnten, hört' er vor den Ohren ein Knittern und Knaſtern, ein Sauſen und Brauſen, ein Aechzen und Stöhnen, das ihn nicht ſchlafen ließ. —

Seppi war ſonſt ein Eſſer geweſen — nun, es läßt ſich denken! Solch ein Burſch, wenn er ſeine acht, neun Stunden geackert hat oder Steine gekarrt oder Holz gefällt im Walde und kommt dann nach Hauſe zu Eſſenszeit und der Hirſebrei dampft in der Schüſſel — Es iſt nur ein ganz ſchlechter Brei und Ihr würdet vermuthlich Bedenken tragen, ihn nur Eurem Haushund zu geben, das arme Thier könnte ja Magendrücken kriegen . . . Allein was Eſſen heißt, wißt Ihr doch nicht, trotz Faſanen und ragouts aux truffes, als bis Ihr einmal einen Solchen habt einhauen ſehen! Und der Seppi war nicht der Schlechteſte; ſeine Mutter, da er noch ein Knabe war, ſchalt ihn aus: er ſei ja ein Nimmerſatt und es ſei doch ein wahres Unglück für die armen Leute, wenn ſie ſolche Kinder hätten, mit einem leibhaften Wehrwolf im Bauch — Und während ſie ſo mit ihm ſchalt, lachte ihr das ganze Geſicht vor Freude; und ſie aß das Ihre nur halb und ſchob es ihm zu: ſie ſei heute nicht bei

Digitized by Google

Appetit, er möge ſich nur dazuhalten, weil es da ſei. Der Seppi wußte es auch, wie das Schelten gemeint war; er aß tapfer zu und ließ es ſich ſchmecken. Und der ſchlechte Brei gedieh ihm, daß er ein tüchtiger Kerl wurde, groß und ſtark und mit Mark in den Knochen, weit größer und ſtärker, als die Kinder der Reichen, die Confect eſſen und Hühnerbrühe trinken zum Frühſtück.

Nun, jetzt hätte ſein Mutterle ihn nicht mehr ſchelten brauchen; er wußte ſelbſt nicht, woran es lag: aber kein Eſſen wollte ihm mehr ſchmecken, er war immer hungrig und doch immer ſatt. Der Maſchinenmeiſter erklärte es ihm freilich: das käme vom Kohlenſtaub, ſagt' er, und von den ſchlechten Dünſten, die man einſchlucken müſſe bei dem Geſchäft; dagegen helfe nichts, als ein guter ſtarker Branntwein, je öfter je beſſer — und der Seppi ſolle es nur einmal verſuchen, auf ſein Wort.

Allein der Seppi war ein närriſcher Kerl, er verſuchte es doch nicht — weshalb nicht? Ei ja, der Narr: weil er ſeinem Mutterle verſprochen hatte, keinen Branntwein zu trinken, niemals, damit es ihm nicht gehe, wie ſeinem armen Vater, der am Branntwein geſtorben war, wie die armen Leute meiſtens. Das war nun lange her und die Mutter hätte auch gar nichts davon erfahren. Allein er that es doch nicht.

Digitized by Google

Und das hätte noch Alles ſo ſein mögen: Eins jedoch kränkte ihn und that ihm weh, vielleicht darum, weil es ihm ſo neu war. Er war von jeher ein armer Lump geweſen, in Noth und Elend, ſo lang er denken konnte. Inzwiſchen hatte ihn das nicht gehindert, doch heitern Muthes zu ſein und das bischen Leben zu genießen, ſo gut er konnte; ſogar ein blitzhübſches Madeli hatte ihn zum Schatz genommen, trotz daß er ein armer Lump war. Das machte, er hatte immer unter armen Leuten gelebt: oder wenn auch hie und da Einer war, der ein bischen minder arm, ſo war es doch nicht viel und glich ſich aus. Die wirklich reichen und vornehmen Leute dagegen hatte er immer in einem Abſtand von ſich geſehen — es war nur ein dummer Tropf, der Seppi, und darum müßt Ihr es ihm ſchon verzeihen: aber es war ihm in Wahrheit nie anders in den Sinn gekommen, als daß arme und reiche Leute wohl ganz verſchiedene Weſen; es war ihm nie in den Sinn gekommen, die reichen Leute zu beneiden: ſie mußten ja auch da ſein, ſo gut wie die Armen und ein Jeder, was er war, war er ja doch ohne ſein Zuthun.

Aber ebenſo wenig war ihm jemals in den Sinn gekommen, daß die reichen Leute die armen verachten könnten; er hatte nie eine Ahnung davon gehabt, daß an der Armuth eine Schande hafte, daß ein zerriſſenes

Kleid den Menſchen ächte, eine ſchmutzige Verrichtung auch ſittlichen Ekel erwecke.

Auf dem Dampfſchiff merkte er's. Es war eben in der ſchönſten Jahreszeit und das Schiff wimmelte von Fremden aller Nationen, Damen und Herren, die nach Italien gingen oder heimwärts nach Deutſchland, lauter vornehme Herrſchaften. Die ſaßen und ſtanden auf dem Schiff umher, in zierlichen Kleidern, und beſahen die Gegend durch goldgefaßte Gläſer. Und unter einem luftigen kühlen Zelt ſtand eine Tafel gedeckt, daran ſpeiſten ſie, und Krumen — Krumen, ſo weiß wie Schnee, der Seppi hatte nie für möglich gehalten, daß eine Brodkrume ſo weiß ſein könne — die warfen ſie ins Waſſer, wenn ſie ſatt waren, für die Fiſche.

Wenn der Seppi nun hervorgekrochen kam aus ſeinem feurigen Ofen, in ſeinem ſchwarzen Kittel, mit rußigem Antlitz — er wollte gar nichts weiter, als nur einen Augenblick Athem ſchöpfen in der freien Luft und die geborſtenen Lippen mit einem Trunk Waſſer netzen — er lehnte ſich an die Brüſtung und vielleicht war da eine ſchöne Miß mit blonden Haaren — der ſah er ins Antlitz, ganz zufällig, ganz gedankenlos — nämlich er dachte weiter nichts, als wie hübſch es wohl dem Mareieli ſtehen müſſe, wenn es auch einmal ſo geputzt daher käme, wie die blonde Miß . . . .

Digitized by Google

O pfui Teufel, wie die vornehmen Herrſchaften ſich umſahen nach ihm! Solch ein ſchwarzer Hund! Es verdürbe Einem die ganze Gegend, den Kerl zu ſehen in ſeiner ſchmierigen, ſtinkigen Jacke, und wie ihm der Schweiß über das dicke ſchwarze Geſicht gelaufen wäre, wie Theer . . . Die gnädige Frau verſicherte, ihr ſei aller Appetit vergangen über dieſen garſtigen Kobold und es ſei auch recht rückſichtlos gegen die Paſſagiere, daß ſolche ekelhafte Menſchen aufs Verdeck kommen dürften, ſie ſollten bleiben, wohin ſie gehörten, bei der Arbeit; ob man dazu nach der Schweiz reiſe für ſchweres Geld, um ſich einen Schrecken einjagen zu laſſen von ſolchen ſchwarzen Teufeln. Die Kinder aber, bleichwangige, ſcrophulöſe Engländer, ſechsjährige Lordsſöhne, die eben auf ihrer zweiten Reiſe nach Rom (den letzten Winter hatten ſie in Paris verlebt) begriffen waren — kleine mißfarbige Pariſerinnen, mit kohlſchwarzen Augen und ſchnippiſchen Näschen — Himmel, was ſchrieen ſie auf, wenn the dark devil, das ſchwarze Ungeheuer, ſich ſehen ließ! Die Einen weinten und ſchrieen, die Andern ſchnellten Weinpfropfen und allerliebſte abgenagte Hühnerknöchlein gegen ihn: — bis der Schiffsführer kam und die Geſellſchaft um Entſchuldigung bat, daß „Einer von den Leuten" die Frechheit gehabt, ſich „unter die Herrſchaften" zu ſetzen. Und damit wirbelte ihm ein Ende Tau über

Digitized by Google

den Rücken, und er fuhr hinunter in ſeinen finſtern Schlot, ſo ſchnell, ſo gradewegs — er wußte nicht, worauf er zuerſt merken ſollte, ob auf das Gelächter, das ihm die Geſellſchaft nachſandte, oder auf die blutigen Flecke, die er ſich an der Leiter ſtieß. —

Im Ganzen alſo war es nur ein elendes Leben, und Niemand hätt' es ihm verargen können, hätt' er abgedankt und wäre zurückgekehrt zu ſeinen Ochſen und Kühen, ſeinem Holz und Steinen, ſeinem Miſt und Stroh.

Aber das iſt das Wunderbare, wenn Einer ſo eine ächte, rechte Liebe im Herzen trägt: es giebt Einem einen Muth, der läßt ſich mit nichts vergleichen auf der Welt; da iſt nichts ſo ſchwer, nichts ſo ſchlimm, die Liebe überwindet es Alles.

Und das kam nun auch dem Seppi zu Statten. Wenn er ſo vor ſeinem Ofen ſaß und ſtieß die Kohlen in die Gluth, daß die Lohe herausſchlug: hui, dacht' er, gegen mein Herz iſt es doch noch nichts, das brennt doch noch halt zehnmal mehr, und braucht Keinen, der es mit Kohlen futtert, es brennt von ſelbſt, bei Tag und bei Nacht. Und dabei ward er ganz froh zu Sinn und nickt' in die Flammen, als ſäh' er ſeines Mädchens Augen glänzen. — „Und das iſt ja ganz natürlich,“ dacht' er, „daß es hier heiß iſt, das iſt bloß meine Schuld, von wegen meiner ſehr großen Liebe, hier in meinem Herzen.

Und wenn ich nur erſt Maſchinenmeiſter bin und das Mareieli iſt meine Frau Meiſterin, da wird ſich die Hitze ja wohl geben.“ Und ſo macht' er ſeine Späße — einfältige, kindiſche Späße, die kein Menſch hörte; nur daß ſie ihm die Zeit kürzten und wenn ihm das Herz ſchwer war, ſo half er ſich damit, daß es ihm leicht ward.

Und gar nun des Abends, wenn das Schiff anlegte und die Feuer gingen aus und es blieb Niemand an Bord, als bloß er und ein großer ſchwarzer Pudel, der war bei ihm zur Wache — da ging ſeine Luſt erſt an. Wie er da ſaß, in der ſtillen Nacht, auf dem Verdeck, und ſchlürfte die ſchöne kühle Luft ein, die Luft, die ihm Tages verboten war! Es gab da noch Manches zu thun für ihn, er mußte ſcheuern und putzen und mußte Kohlen ſchleppen und Waſſer pumpen. Aber dafür auch, wenn er fertig war mit Allem — horch! da kam es gegangen durch die Stille, da raſchelte der Sand am Ufer und der Pudel ſchlug an — ganz leiſe nur: denn er war ſchon bekannt mit dieſem Tritt. — In der That, wer da zufällig des Wegs gegangen kam, er ſtand wohl einen Augenblick ſtill und ſah ſich das ſeltſame Gemälde an: die ſchwarze, rußige Geſtalt des Heizers, ſo ſchwarz, ſo rußig, wie die Nacht ſelber, gelehnt über den Bord des Schiffes — zu ſeinen

Füßen der Hund — vor ihm, auf dem Bollwerk ſtehend, das Mädchen — ihre weiße Haut, ihr blondes Haar, ihre funkelnden Augen, doppelt leuchtend auf dieſem finſtern Hindergrund . . .

Sie erzählten ſich, dies und das, wovon Liebesleute zu ſprechen pflegen. Am Liebſten jedoch hörte das Mareieli von den fremden Herren und den geputzten Damen, die mit dem Schiffe gingen und kamen. Der arme Seppi wußte wenig davon zu ſagen, aus guten Gründen. Allein das Mareieli zankte mit ihm: das ſei nur, weil er ſolch ein armer dummer Klotz, und die vornehmen Leute thäten ganz wohl, daß ſie ſich entſetzten vor ihm; es ſei auch eine Schande, wie er ausſehe, und ſie ſei doch in Wahrheit das dummſte Madeli zwiſchen hier und Welſchland, daß ſie ſich an ſolchen garſtigen ſchwarzen Kerl gehangen, einen Kerl, vor dem die Leute aufſchrieen und die kleinen Kinder ſich verſteckten, wie vor dem Wutzelmann. Und mit ſeinem Ofenhocken und ſeinen paar Batzen, da werde das nie etwas werden: da müſſe anders zugefaßt werden, und habe er ſein Plänchen gehabt, ſo habe ſie nun auch das ihre, er ſolle nur Acht geben.

Und dann lachte ſie wieder ſo ſüß und ließ die Augen rollen — dem Seppi war es, als ſtänd' er ſo recht vor dem Ofen und der Maſchinenmeiſter hätte doppelte Feuerung kommandirt.

Digitized by Google

Wiewohl die Sache hatte ihre Richtigkeit, das Mädchen hatte ſeinen Plan.

Eines ſchönen Morgens, das Schiff war eben in der beſten Fahrt und die Hitze am Ofen machte ſich ſchon recht niedlich — ſteckt der Seppi den Kopf ſo ein bischen zur Luke heraus, um Luft zu ſchnappen. Denn das war ihm erlaubt; nur eigentlich auf das Verdeck kommen, wenn vornehme Herrſchaften fuhren, in ſeinem ſchwarzen Kittel, das ſollte er nicht.

Wie er da nun ſo eben den Kopf herausſteckt —

Aber das gab ihm einen Schlag, beinah' wär' er von der Leiter gepurzelt! Er rieb ſich die Augen und zog ſich an den Haaren —

Doch es blieb! es war kein Traum! Sein Mareieli, in einem bunten Röckchen, ſo friſch, ſo zierlich, da ſtand es auf dem Verdeck und reichte einem jungen Herrn den Kafe! Es war ein Ruſſe, glaub' ich, er hatte einen entſetzlichen Knebelbart, den drückt' er im Sprechen ganz geſchwinde auf Mareieli's weiße Schulter —

Nämlich wenn es keine Erſcheinung war und der Seppi war nicht krank geworden von der Hitze und es war etwa ein Fieber, das ihm dieſe Erſcheinungen vorgaukelte.

Nein, es war ganz gewiß kein Fieber! Sah er nicht ganz deutlich jetzt, wie das Mareieli roth ward wie Blut? und warf einen ſchnellen, ängſtlichen Blick hinüber zu

Digitized by Google

ihm — nicht bloß ängſtlich: es war noch etwas Anderes in dem Blick, ſo etwas wie Muthwille, wie Schadenfreude, und dann wieder wie Liebe, wie Stolz — daß den armen Seppi ganz ſchwindlig ward. —

Und da pfiff der Maſchinenmeiſter und der Kapitain kam gelaufen und ſchimpfte, was das für ein fauler Heizer wäre, das Schiff ginge ja wie eine Schnecke. Und der Seppi rutſchte hinunter und warf Kohlen in den Ofen — ſo raſch, ſo jäh! Am Liebſten hätte er ſich ſelber hineingeworfen.

Im Lauf des Tages klärte ſich die Sache freilich auf; es war die einfachſte und natürlichſte von der Welt. Eine Geſellſchaft junger Herren (wiewohl, unter uns geſagt, auch einige alte darunter waren), reiche Patrizierſöhne, fremde Edelleute, franzöſiſche Spieler und was ſich ſonſt der Art in den benachbarten Bädern zuſammenfand, hatten das Dampfſchiff, als etwas Neues in der Gegend, zum Mittelpunkt ihrer geſelligen Zuſammenkünfte gemacht; ſie fuhren, ein, zwei Mal die Woche, auch wohl noch öfter, je nachdem ſie Langeweile hatten, den See entlang. Dabei ging es allemal hoch her; ſie hatten Muſik am Bord, hielten ein köſtliches Eſſen, und hinterdrein ſetzten ſie ſich gewöhnlich unten im Pavillon zuſammen, bei verſchloſſenen Thüren, und machten ein Spielchen. Die machten den Schiffseigner aufmerkſam,

Digitized by Google

wie viel beſſer Keller und Küche ihnen munden und wie viel öfter noch ſie des Weges fahren würden, wenn, ſtatt eines alten grämlichen Tafeldeckers, ein junges hübſches Mädchen ſie bediene — oder, wie ſie es nannten, die Honneurs vom Schiffe mache. Was für Honneurs ſie eigentlich damit meinten, weiß ich nicht; aber ſie lachten entſetzlich dabei und klopften mit den Reitgerten an die Sporen, daß es klirrte. Gleich darauf indeß wurden ſie wieder ganz ernſthaft und ſetzten dem Schiffseigner weitläufig auseinander, wie das jetzt die allerneueſte Mode ſei, in allen feinen Kafes in Paris und Wien und London, und was ein feines Dampfſchiff ſein und vornehme Gäſte haben wolle, da müſſe es ebenſo ſein; ſie wären ja lauter noble Cavaliers und würden ihm zu nichts Schlechtem rathen. Nur (ſetzten ſie hinzu) etwas Friſches müſſe es ſein, und doch wieder nicht zu ſpröd; auf dem und dem Dampfboot, auf dem und dem See, da hätten ſie vorigen Sommer ein Mädchen gekannt — deliciös! ſüperb!! Wenn ſo eins auf den Aetna käme, da wäre das Glück des Schiffes gemacht.

Und da ſchmunzelten ſie wieder und fuhren mit der Hand durch die Haare, beſonders die Alten; aber die fuhren bloß durch die Perücke.

Der Schiffseigner — je nun, das war ein Mann, der wollte ſein Geld gut verzinſt haben, weiter nichts.

So hätte er ja müſſen ein wahrer Eſel ſein, hätt' er wollen den Rath dieſer modernen, reichen, liebenswürdigen Herren (und die obenein ſeine beſten Paſſagiere waren) unbefolgt laſſen. Er ließ daher ſeine Augen umhergehn, hier und dort — Und da war es denn wiederum ganz einfach und natürlich, daß ſie an dem Mareieli hängen blieben. Denn es war wirklich das hübſcheſte Mädchen weit und breit.

Der Schiffseigner war ein Schlaukopf, wie geſagt. Er übereilte die Sache nicht, er ſchickte erſt ein paar alte Weiber, dann ließ er das Mareieli ſelber zu ſich kommen, in den ſchönen franzöſiſchen Gaſthof — —

Und kurz und gut, nun ſtand ſie hier auf dem Aetna, in einem ſeidnen Röckchen und einem Mieder, das konnte nicht ſchöner ſein, ſie ſah es ſelber ordentlich mit Ehrfurcht an — und reichte den jungen Herren den Thee und den Kafe und den Wein.

Weiß auch der Himmel, wie es zuging: die jungen Herren hatten ſich noch nie ſo viel reichen laſſen, und kaum daß ſie beim Frühſtück ſaßen, da wurde der Champagner kommandirt. Der Erſte aber, den ſie leben ließen, das war der Schiffseigner; er ſei ein ganz verfluchter alter Fuchs, ein ausgelernter Fuchs, ein Hauptfuchs, meinten ſie — Und dann riefen ſie das Mareieli: ſie

möchte den Wein mal koſten, es wäre ihnen, als ob er wonach ſchmecke . . .

Da war es denn kein Wunder, daß dem Mareieli die Wangen brannten, purpurroth, wie die Flammen in Seppi's Ofen, als ſie dem Heizer im Lauf des Tages ihre Geſchichte erzählte. Sie erzählte natürlich nur, was ſie wußte: und daß ſie nicht Alles wußte, das verſteht ſich. Wunderlich genug indeſſen: dem Seppi wollte ſchon dies Wenige nicht gefallen; es ſei wiß und wahrhaftig nicht gut für ein junges Madeli, auf dem Schiff zu fahren, und ob ſie nicht wiſſe, daß doch eigentlich der Teufel darin ſtecke.

Am Wenigſten aber wollt' es ihm zu Kopf, weshalb das Mareieli ſo heimlich damit gethan und warum es ihn gar nicht um Rath gefragt vorher. Das ſei nicht halb Recht, ſchwur er, und wenn ihm Einer das von dem Mareieli vorhergeſagt, er hätte ihn gegen die Ohren geſchlagen, als einen Lügner, das hätte er.

So? ſagte dagegen das Mareieli: ob er es denn auch vorher um Erlaubniß gefragt, als er Heizer geworden? Ein ſchmuckes Kellnermädchen, in einem ſeidnen Rock, mit einem ganzen halben Gulden Lohn die Woche, ohne das Eſſen und Trinken, das ſei wohl mehr als ſolch ein alter ſchwarzer, ſtinkiger Heizer. Und ob ſie ihm denn gar kein' Freud' machen dürfe und gar kein' ange-

Digitized by Google

nehme Ueberraſchung? Es habe ihm auch mal eine Ueberraſchung machen wollen, das ſei es: und nu wär' er a garſtiger Kerl und putzte ſie 'runter für ihre gute Meinung. Ob er es denn nicht erſt ſelber geſagt, daß das ſo nichts werden könne und wer auf dem Lande nichts hätte, natürlich, der müſſe ja aufs Waſſer? Sie hätte zu Haus auch kein Grundſtück und Kapitalien nun gar nicht, was ſie nicht verdiene, das ſei auch nicht ihr. Und wenn er ſo viel Geld erübrigt habe bei ſeinem ſchwarzen Ofen, nun gut, ſo mög' er ſie nur immer ins Fräuleinſtift kaufen, ſie habe nichts dagegen, ſie wolle gern die Hände in den Schooß legen. So lange das aber nicht der Fall, ſo lange ſolle er auch Gott danken, daß er ihm ſolch guten fleißigen Schatz gegeben habe, und der um ſich wiſſe und mit den Leuten reden könne und nicht ſo tölpiſch ſei, wie er (nämlich der Seppi).

Gegen dieſe Gründe ließ ſich natürlich nichts einwenden. Auch hätte der Seppi gar keine Zeit dazu gehabt; ſie mußten heimlich mit einander ſprechen, daß ſie Niemand ſah, während die Herren bei der Karte ſaßen. Und da kam eben Einer herauf und rief nach ihr und huſch, war ſie weg, in die Kajüte.

Der Seppi aber kroch hinunter in ſeine heiße Hölle. So heiß war ſie ihm noch nie geweſen; er vergaß beinah das Heizen und der Maſchinenmeiſter mußte mit dem

Digitized by Google

Tauende drohen, ſo wurmte es ihn im Kopfe. Er wußte eigentlich nicht was. Daß das Mareieli bei ihm auf dem Schiffe wäre? Wie oft hatt' er ſich danach geſehnt! wie oft, wenn er vor ſeinem Ofen hockte, hatt er geträumt, dieſe feurigen Kohlen, als das wären lauter rothe Roſen und da käme das Mareieli heraus und kühlte ihm die Stirn mit ſüßem Athem —!

Nun war es beinahe wirklich ſo! Nun, ſo oft er mit dem Kopf aus der Luke fuhr, konnt' er ſein Mareieli ſehen, konnt' ihr zunicken, ganz heimlich . . .

So war er doch ſicher ein rechter tölpiſcher Menſch und das Mareieli hatte ganz Recht, daß ſie bös war auf ihn! Und von Stund' an nahm er ſich vor ein vergnügter Kerl zu ſein. Zumal, was das Mareieli verdiente, kam ja ihnen Beiden zu gut, ſie konnten deſto ehe Hochzeit halten.

Allein, allein, wie es geht; wenn Einer auch allemal wirklich vergnügt würde, davon, daß er ſich vornimmt es zu ſein, es gäb' halt kein' traurige Leut' mehr in der Welt. — Anfangs war es dem Mareieli bang genug ums Herz. Wenn die vornehme Welt ſo um ſie ſchwirrte — und hier rief Einer nach Champagner — und da ein alter, hagrer Engländer, der rief nach Grog, und während ſie ihn brachte, betrachtete er ſie durch ein großes Opernglas, unverwandt, bis unter das Buſentuch — und hier ein Anderer hielt ihr unverſehens die Au-

gen zu und fluchte, er laſſe ſie nicht los, auf Ehre, es ſei denn, ſie ließe ſich küſſen von ihm — und ein Vierter flüſterte ihr in die Ohren, ſie verſtand nicht was, es war franzöſiſch, aber ſie erröthete unwillkürlich . . .

In Wahrheit, ſie mußte ſtill ſtehn mitunter und mußte die Hand vor die Augen preſſen und mußte ſich fragen bei ſich ſelbſt, ob ſie das nur wirklich wäre, in dieſer Geſellſchaft, auf dem verwunſchenen Schiff, davor ſie oft des Abends geſtanden mit dem Seppi, das Mareieli von der Schulzenwittib ihrem Hof, wo keine Mannsperſon hinkommen durfte!

Das war die Zeit, wo ſie noch mitunter beim Seppi ſtand, wenn er heraufgekrochen kam aufs Verdeck, ganz heimlich, um Luft zu ſchöpfen. Sie ſtand ein wenig entfernt von ihm, man hätte kaum denken ſollen, daß ſie zuſammengehörten — Nun, das war ja wieder ganz natürlich, er war ja ein ſchwarzer, ſchmutziger Heizer, das Mareieli hätte ſich ja den ſchönen ſeidenen Rock können ſchmutzig machen an ihm. Es war ja ſchon immer genug, daß er ſitzen durfte, drei Schritte von ihr und durfte ſeine armen müden, entzündeten Augen ausruhen auf ihrem ſüßen Antlitz und durfte leiſe flüſtern, wenn er wieder hinunterkroch: Adjes, Mareieli.

Die ſchönen Abende freilich am Ufer, die hatten ein Ende. Das Mareieli ſchlief in der Stadt, in dem prächtigen

Digitized by Google

Gaſthof. Da half ſie die Fremden bedienen, es wurde oft ſpät, nach Mitternacht; ſie war noch müde, wenn ſie Morgens wieder auf das Schiff kam, es war ihr anzuſehen: nicht einmal den Seppi grüßte ſie.

„Ueberhaupt," ſagte ſie zu ihm, „Du mußt Dich beſcheiden halten und darfſt bei Leibe Niemand merken laſſen, daß wir zwei uns kennen. Du biſt ein ganz guter Kerl und ſollſt auch mein Seppi bleiben. Aber wenn die gnädigen Herrſchaften das wüßten, daß ich den Ofenheizer zum Liebſten habe — Jeſſes, ich wär' a verlorenes Madeli, die Herren Barons ſähen mich im ganzen Leben nicht mehr an." Und wenn Seppi noch etwas einwenden wollte: „Es iſt wie mit dem Tanzen," ſetzte ſie hinzu, „ich ſollte auch nicht mehr tanzen des Sonntags, wie Du aufs Schiff kamſt, Seppi; da ſagteſt Du mir auch, wir armen Leute müßten uns fügen, wie Einem gepfiffen würde, ſo müßte man tanzen — und ſiehſt Du, nun wird uns ſo gepfiffen." —

Und das war dem Seppi ſein größter Schmerz. Alles mocht' er ertragen, ſogar auch das Bruſtſtechen, das ihn jetzt immer des Nachts befiel und von dem der Maſchinenmeiſter ſagte, das wäre ein gefährliches Stechen; er hätte Einen gekannt, der hätte das Stechen gekriegt von dem ewigen Bücken am Ofen in der Hitze, mit dem wär' es zu Ende geweſen — ei, das hätte keine ſechs

Digitized by Google

Monate gedauert, da wär' es zu Ende geweſen mit ihm. — So oft der Seppi das hörte, ſo lächelte er, ganz eigen, ganz ſeltſam; dann aber fiel ihm ſein altes Mutterle ein und er holte tief Athem und meinte, es ginge ſchon beſſer mit dem Stechen, er habe ſich wohl nur verkühlt, und ſechs Monate, das wäre doch auch gar zu kurz.

Aber daß das Mareieli ſich ſeiner ſchämte, das konnte er nicht verſchmerzen. Sie hatte ganz Recht, er ſah es ein: das ſchöne, friſche, blühende Mädchen, das Mädchen, dem die Herren Barone nachliefen, und ſelbſt die langen blaſſen Engländerinnen mit den Schmachtlocken hinter den Ohren und den grünen Schleiern über den Augen ſtanden ſtill und beſahen ſie durchs Glas und ſagten: very pretty — und ein Heizer?! Es wäre zum Todtlachen geweſen, rein zum Todtlachen!

Und ſo ſaß er nun vor ſeinem Ofen und ſchürte die Gluth und hörte über ſich Muſik und Lachen und Gläſerklirren. Er meinte ordentlich, als könne er dem Mareieli ſein Lachen unterſcheiden. Allein das war doch gewiß nur eine Täuſchung, die Maſchine raſſelte viel zu ſehr und das Feuer brauſte — es war gewiß nur eine Täuſchung! —

Ein paar Monate ſpäter, es ging zum Herbſt, die Fremden verloren ſich und der Schiffseigner ſprach davon, wie daß ſie die Fahrten nun auch nächſtens ein-

Digitized by Google

ſtellen wollten, es verlohne nicht mehr in der ſchlechten Jahreszeit: da war es dem Seppi ſelber klar, daß er dem Mareieli ſein Lachen ganz gewiß nicht hörte.

Das machte, weil ſie gar nicht mehr auf dem Schiffe war. Es war auch gar nicht mehr ſein Mareieli, ſie hatte es ihm Alles ehrlich geſagt, den Abend vorher; er konnte ſich über nichts beklagen. Nämlich daß es ſo nicht gehe mit ihnen; zwei arme Leute zuſammen, das tauge nichts, es ſtände nur immer Einer des Andern Glück im Wege. Und ſie wünſche ihm recht viel Gutes und wenn er Maſchinenmeiſter geworden, möchte er es ihr nur ſchreiben, der Herr da aus Frankfurt (und dabei zeigte ſie auf einen alten dicken beſternten Herrn, mit weißem Kopf, und einem ſehr ſanften, gutmüthigen Geſichte), der habe ihre Adreſſe: das ſei ein ſehr guter alter Herr, er hätte Talente an ihr entdeckt, ſie könne ſelbſt nicht behalten, wie viele, und nun ginge ſie mit ihm nach Frankfurt — je nun, der Menſch müſſe ſein Glück verſuchen und es ſei Manchem nicht an der Wiege geſungen, was nachher aus ihm geworden. —

Und damit ging ſie. Und wie ſie ſchon halb über die Brücke war, kehrte ſie noch einmal wieder um und rief ihm zu, er ſolle doch auch ſein Mutterle grüßen; es ſei eine alte Frau, ſie werde wohl den Kopf ſchütteln über ſie — was mehr? Die Jugend wolle auch leben:

Digitized by Google

und wenn es dem Seppi recht wohl ginge, ſo ſoll's ſie freuen. — — —

Sein Mutterle! — Ja wohl ging er hin zu ihm; wohin hätt' er auch gehen ſollen? Das Schiff hatte ſeine Fahrten zum Winter eingeſtellt, der Lohn war ausgezahlt, Niemand kümmerte ſich um ihn.

Er hätte wohl wieder als Knecht in Dienſt treten können bei einem Bauern. Allein der Dienſt im Schiff hatte ſeine Kraft gebrochen, es war, als ob ihm die Knochen ausgedörrt wären in der Hitze; er war ein Kind gegen das, was er ſonſt geweſen. Auch hatte ſein Bruſtſtechen ſich wieder eingeſtellt.

Zum Glück war ſein Mutterle blind und merkte nicht, wie ſchlimm er ausſah. Er blieb den Winter bei ihr und half ſpinnen und Garn winden. Am Liebſten jedoch ſaß er vor dem Ofen und ſtarrte in die Gluth und hörte die Kohlen kniſtern . . .

Von dem Mareieli ſprachen ſie nicht. Die Mutter hatte ihn gefragt: es ſei todt, ſagte er. Seitdem fragte ſie ihn nicht wieder.

Als nun aber der Frühling kam — dummer Seppi! Er hatte ſich ganz feſt vorgenommen, zum Sommer wieder in Dienſt zu gehen bei den Bauern; ſeine Bruſt war wieder geſund und auch ſeine Farbe hatte ſich gebeſſert; mit der Zeit, meinte er, würde er wohl wieder

Digitized by Google

zu Kräften kommen, wenn er nur recht viel freie Luft hätte.

Und dennoch wie der Frühling kam und das Eis ging auf und die Glocke tönte zum erſten Mal wieder über den See — es ließ ihn nicht daheim! er mußte aufs Schiff und mußte ſeine alte Stelle wieder einnehmen!

Seiner Mutter ſagte er, das ſei wegen dem beſſern Lohn und ſie müßten etwas zurücklegen, für den Fall, wenn ſein Stechen in der Bruſt wieder käme . . .

Dagegen ließ ſich nichts einwenden.

Auch hatte er noch andere Gründe, nur daß er ſie Niemand ſagte, kaum ſich ſelbſt. Erſt dachte er, es ſei doch immer noch möglich, er könne noch einmal Maſchinenmeiſter werden, und wenn er dann dem Mareieli ſchriebe, in die große Stadt Frankfurt, ob ſie dann nicht wohl wieder kommen ſollte? — Oder ein ander Mal dacht' er, ſie könne wieder kommen, o ja: aber arm und im Elend — und von Stund' an brach er es ſich am Munde ab und ſparte und ſchaffte, bloß damit er hätte, was er dem Mareieli geben könnte, wenn ſie wieder käme, arm und im Elend.

Und wozu überhaupt noch Gründe? Er ging aufs Schiff und trat ſeinen Dienſt als Heizer von Neuem an, weil er ſo mußte, weil ſein Herz ihn dahin zog — —

Digitized by Google

Erlaubt einem armen Teufel doch auch, ſeine Sympathieen und Ahnungen, ſeine Träume und Einfälle zu haben! Es war dies nun eben der Ort, wo ihn Alles an das Mareieli erinnerte. Vor dieſem Ofen hatt' er geſeſſen, damals, als er noch meinte, es wäre dem Mareieli ſeine feurigen Augen, was ihm entgegenſprühte aus der Gluth, und wenn die Kohlen kniſterten, es wäre dem Mareieli ſein ſchadenfrohes Stimmchen, die neckte ihn; an dieſen Bord hatte er gelehnt mit ihr, damals, als ſie noch gegangen kam durch die ſtille Nacht und wie er ordentlich bei ſich erſchrak, er, der ſchwarze, garſtige Mann, vor dieſem weißen, blendenden Glanze ihrer Schönheit; das war noch derſelbe Hund, ſo ſchwarz, ſo zottig, ſo in den Winkeln umhergeſtoßen, wie er ſelbſt, der damals zu ihren Füßen lag, zwiſchen ihnen, ein treuer, ſtummer Wächter; und hier — hier war ja noch die Stelle, wo ſie ihm den Rücken gewandt hatte und hatte geſagt: „Seppi, es geht halt nicht, wenn ein Menſch das ſähe, daß Du mein Schatz wärſt, ich möcht' ja halt in den See ſinken vor großer Scham!" — —

Alſo ging er wieder aufs Schiff — und ſo oft der Sommer kam, immer wieder — und blieb auch immer Heizer. Es wäre Schad' um ihn, ſagte der Maſchinenmeiſter, wenn er noch etwas Anderes werden ſollte; ſeine Lunge wäre nun gerad ausgedorrt genug,

Digitized by Google

das hielte ſelten Einer ſo lange aus; auch wäre ſein Rücken ſchon ordentlich ganz krumm, er brauche ſich kaum mehr zu bücken nach den Kohlen; er hätte ſelten einen Kerl geſehen, der ſich ſo gut zum Heizer qualificirte.

Und ſo war der neunte oder zehnte Sommer gekommen, Seppi wußte es nicht genau, die Tage waren ihm all eins. Der Aetna war aber immer noch sehr in Mode, obſchon er keine ſo ſchöne Kellnerin mehr hatte, als damals, und obſchon ſeitdem noch zwei oder drei andere Schiffe den See befuhren, ſo wimmelte es doch noch immer von Reiſenden auf dem Schiffe: und auch an vornehmen Herren, jungen und alten, die Champagner tranken und Karte ſpielten und die Kellnerin auf die Schulter küßten, fehlte es nicht.

Eines Tages jedoch ging es noch viel lauter zu und das Schiff war noch weit ſchöner ausgeſchmückt als jemals. Blühende Orangenbäume ſtanden auf dem Verdeck und ſeidene Divans dazwiſchen und in der Mitte eine Tafel mit Gold- und Silbergeſchirr und funkelnden Kryſtallen — es ließ ſich wohl ſehen, aber nicht beſchreiben.

Indeſſen allerdings, es war auch die Veranlaſſung danach. Marianne, die ſchöne Marianne, die berühmteſte Schauſpielerin aus * * *, das Entzücken des Par-

terre, die Wonne der Logen, das Wunder von ganz Deutſchland, geruhte bei ihrer Erholungsreiſe durch die Schweiz dieſes Feſt anzunehmen von ihren zahlloſen Verehrern.

Denn in der That, es war etwas Merkwürdiges in dieſem Mädchen; man brauchte nicht eben enthuſiaſtiſch zu ſein und doch mußte man eingeſtehen, nie etwas Aehnliches geſehn, nie etwas Gleiches gehört zu haben. Es war nicht ihre Schönheit allein, wiewohl dieſe Schönheit entzückend war, auch darum, weil ſie unvergänglich, unzerſtörbar ſchien. Aber dieſer Geiſt, der aus dem Mädchen ſprudelte — dieſe unverſiegbare Laune, dieſer kecke Muthwille, dieſe graziöſe Verwegenheit, die jedes ihrer Worte, jeden ihrer Blicke beſeelte — dieſe ſinnverwirrende, herzbethörende, freche, keuſche, unſagbare Anmuth, dieſe Schalkheit, dieſe Lüſternheit, und dann wieder dieſe Unſchuld, dieſe kindliche Frömmigkeit! — Sie war die Königin des Vaudevilles; Niemand wußte jene angenehmen Zweideutigkeiten, mit denen die deutſche Bühne ſich dermalen aus Frankreich verſorgt, ſo zierlich, ſo treffend, ſo pikant an den Mann zu bringen, Niemand verſtand es ſo gut, wie ſie, auch noch dem Frivolſten einen Beigeſchmack, einen wahrhaft prickelnden, wahrhaft betäubenden, von Unſchuld, dem Unſchuldigſten von Frivolität zu geben.

Digitized by Google

Und was ſie auf den Brettern ſchien — ah meine Herren von der Diplomatie und von der Börſe, Ihr hattet Euch nicht umſonſt ſo viel Mühe gegeben um ihre Ausbildung: das war ſie im Leben! Keine verſtand den Becher der Freude ſo ſüß zu würzen, wie ſie, aus keinem andern Auge ſchoſſen dieſe verzehrenden Flammen ſo heiß, von keiner andern Lippe duftete der Hauch der Wolluſt ſo betäubend . . .

„Ein verdammtes Weib, auf Ehre!“ ſagte der blaſſe Prinz von * zu ſeinem Nachbar: „Und wiſſen Sie, was ſie ſo entzückend macht? Daß ſie bei alledem ſo natürlich, ſo urſprünglich iſt; es iſt wirkliche, bacchantiſche Luſt in ihr, die Andern heucheln ſie nur“ —

„Das macht das geſunde Blut, aus dem ſie ſtammt,“ antwortete der Nachbar (es war derſelbe dicke Herr aus Frankfurt, mit den vielen Orden, von ehemals: nur ſein Bauch war noch etwas dicker und ſein Haar noch etwas weißer geworden als vor zehn Jahren): „Solch ein Schweizer Bauermädel — ich muß das ja wiſſen, Durchlaucht: es ſteckt ein Leben in den Dingern, es iſt wie mit den arabiſchen Pferden, ſie ſind gar nicht todt zu kriegen“ —

Er konnte nicht weiter ſprechen, weil in dieſem Augenblick die berühmte Künſtlerin das Schiff betrat: die

Digitized by Google

Muſik wirbelte, die Herren drängten ſich um ſie, die Räder ſchlugen in die Fluth . . .

Die Schauſpielerin war außerordentlich bei Laune, es gefiel ihr Alles ganz ausnehmend wohl. „Ich bin Ihnen doppelt verbunden für dieſe Luſtfahrt,“ ſagte ſie zu dem Prinzen: „Sie wiſſen gar nicht, welche Freude Sie mir damit bereiten: das kleine Neſt da drüben, auf der andern Seite des Sees — was wetten Sie, Durchlaucht? es iſt — mein Geburtsort.“

Ihr Geburtsort! der Geburtsort der berühmten Marianne! Man ließ den dicken Mann mit den Orden, der die Mittheilung der Schauſpielerin bekräftigen wollte, gar nicht zu Worte kommen, die Böller wurden gelöſt, der Champagner ſchäumte . .

Wie geſagt, die berühmte Frau war mit dem Feſt außerordentlich zufrieden; ſie konnte nicht genug verſichern, welchen komiſchen Eindruck es auf ſie mache, dieſe Ufer wiederzuſehen, ſie überbot ſich ſelbſt in glänzenden Einfällen, die Witze praſſelten . . .

Zwar auf Augenblicke war es, als flöge ein Schatten über dieſes brennende Auge, als zucke ein Schmerz um dieſen üppigen Mund — Der kleine Dicke rief nach Champagner, man ſtieß an, man lachte . . . Schatten auf dieſem Auge, das den Prinzen eben ſo glühend fixirte? Schmerz um dieſen Mund, der den perlenden, ſchäumen-

Digitized by Google

den Wein ſo durſtig nippte? . . Pah, keine Spur davon!

Sie fragte nach dem Namen des Schiffs, es ſei ihr eine ſo vortreffliche Erinnerung —

„Der Aetna.“

Aetna? Sie wechſelte ein paar raſche, ſchelmiſche Blicke mit dem Dicken — er nickte ihr, er wußte, wenn ihn ſolche Blicke trafen, allemal vor Seligkeit gar nicht, was er that —

Nun alſo warum es verheimlichen? Sie ſei ja unter lauter guten Freunden, auch ſei ja das eben die wahre Poeſie des Lebens, dieſes Taumeln zwiſchen Höhe und Tiefe, heut noch ein Bettler, morgen ein König —

Und alſo mit tauſend Scherzen und Necken und dann wieder ſo weich, ſo rührend, die Hörer hätten mögen aus der Haut fahren vor Entzücken! erzählte ſie, wie ſie ehedem ein armes Mareieli geweſen und habe als Kellnerin gedient auf eben dieſem Schiff . . .

„Und ich war ihr Amant,“ ſchrie der Dicke mit Stentorſtimme und drehte ſich auf dem Abſatz; er hatte nämlich etwas viel Champagner getrunken.

Und Marianne auch; ſie liebte den Champagner, wie alle Frauen. Und obenein war ſie eine geiſtreiche, eine geniale Frau; ſie liebe nicht eigentlich den Cham-

Digitized by Google

pagner, ſagte ſie, aber die kleinen allerliebſten Teufel, die darin wohnten, die liebe ſie . . .

„Pah, Du mein Amant,“ rief Marianne und ſchnellte ihm den Schaum von ihrem Glaſe ins Geſicht: „einen Amant hatt' ich, lange vor Dir, und der war ſchöner als Du —“

Wer? Wo?

„Ein ſchwarzer Teufel, ein Mohr, ein Ofenheizer hier auf dem Schiff“ . . . Die Geſchichte kam ihr ſelbſt in dieſem Augenblick ſo lächerlich vor: ſie, die Königin der Bretter, die Geliebte des Prinzen, die Braut eines Heizers vom Aetna!

Von dieſem ſelben Aetna? „Beneidenswerther Heizer!“ — „Glückſeliger Sklav!“ — „Ich nehme ihn als Mohr in meine Dienſte!“ ſchrie ein Börſenagent aus Wien, der, weil er „a Wiener“ war, ſich verpflichtet hielt, den Witzbold zu machen.

„Ich nicht,“ ſagte der Prinz und fixirte die Schauſpielerin. — „Böſewicht!“ ſagte ſie leis und ſchlug ihn auf den Arm.

Aber man wollte mehr von dieſem Abenteuer wiſſen; der Wein hatte die Geiſter entzündet: wo der ſchwarze Glückliche ſtecke? ob es derſelbe Heizer ſei, wie jetzt? „Man müſſe ihm den Vorſitz an dieſer Tafel einräumen,“ bemerkte der Prinz . . .

Digitized by Google

Wo Seppi war? Nun allerdings auf dem Schiff, wohin er gehörte, in der Heizkammer beim Ofen. Der Schiffsherr in Perſon war eiligſt an die Luke gelaufen: er ſolle ſchnell einmal heraufkommen, die gnädigen Herrſchaften wollten ihn ſehen —

Ihn? den ſchwarzen Hund, den Kohlenſeppi, der in den Winkel kriechen mußte, ſowie ein Fremder auf dem Schiffe war? Nimmermehr!

Ei ja doch, er ſolle nur machen, es ſei keine Zeit zum Fragen . . .

Er kroch herauf, es tauchte in die Höhe, ſein gutmüthiges ſchwarzes Geſicht, mit den ſtruppigen Haaren, den kranken rothen Augen — —

Nein, es war richtig, er ſah abſcheulich aus, wie er geſchlurft kam, mit krummem Rücken, ſchwarz, zerlumpt — und ihm gegenüber, in der ſtrahlenden Pracht der Schönheit, in junoniſcher Fülle, Marianne, die Schauſpielerin...

Allein ſo hätte die Geſellſchaft doch nicht lachen ſollen! Sie wieherten förmlich vor Vergnügen, es ſei ein Gegenſatz, ſo etwas wäre noch nie dageweſen.

Der arme Seppi ſtand und wußte nicht, wie ihm geſchehen; er heftete die Augen an den Boden, es war doch recht grauſam, den gnädigen Herren ſo zum Spotte ſein zu müſſen.

Digitized by Google

Da traf eine Stimme ſein Ohr — ſo weich, ſo ſüß — ob er ſie kennte?! Er ſah in die Höhe — —

O du mein grundgütiger Gott, es war ja das leibhaftige Mareieli, das da vor ihm ſtand!!

Die Herren redeten auf ihn ein, Alle mit einander, er ging aus einer Hand in die andere, wie ein Wunderthier, man drängte ihm Wein auf und rief ihm Späße zu, die er nicht verſtand. Ueberhaupt das Ganze war ihm ein Traum; er hörte Stimmen — nein, nur Eine! er ſah Geſichter — nein, nur Eines . . .

Und daß das Mareieli die Augen voll Thränen hatte vor Lachen, das ſah er auch und das that ihm ſo weh — ſo weh —!

„Aber ſo darf der Scherz nicht zu Ende gehen," ſagte die Schauſpielerin endlich: „Bekennen Sie, meine Herren, dieſer Heizer hat Ihnen eine Scene geſpielt, beſſer als unſer erſter Komiker. Auch iſt es nichts Kleines, hoffe ich, auf eine Dame, wie mich, zu verzichten, Sie werden ihn zu entſchädigen wiſſen" . . .

Und damit ſchleuderte ſie ein prächtiges Armband in den Hut, den Seppi verlegen vor ſich hin hielt; in einem Nu waren alle Börſen geleert, Alle bemühten ſich, das Beiſpiel, welches Marianne gegeben hatte, wo möglich noch zu übertreffen.

Digitized by Google

„Dein Glück iſt gemacht, Du kannſt gehen, Seppi," ſagte Marianne und ihre Stimme zitterte, ganz leiſe, ganz unhörbar: aber Seppi hörte es doch.

Er wurde roth vor Zorn, ſo roth, daß man es deutlich durch ſeine berußte Haut hindurchſehen konnte. Er hob den Hut und wollte ihn dem Mareieli vor die zierlich beatlaßeten Füße ſchleudern . . .

„Für Dein Mutterle," ſagte die Schauſpielerin leiſe.

Für ſein Mutterle! Das entwaffnete ihn; woher auch ſollte ſie wiſſen, daß ſein Mutterle todt war ſeit 'nem Jahre? Es war doch immer ſehr hübſch von ihr, an ſein Mutterle zu denken . . .

Er warf den Hut nicht fort, er ſetzte ihn ganz leis in die Ecke und ſchlich fort, ſo ſtill, ſo demüthig . . . Wie er an die Treppe kam, ſchwindelt' es ihn; er mußte einen Augenblick zurücktreten und ſich auf den Bord ſtützen, bis es ihm beſſer würde.

Mit einem Mal hört' er ein Geräuſch neben ſich, er ſah auf: es war das Mareieli. Die Geſellſchaft, an der Tafel, tobte und ſchrie, die Muſik ſpielte, man ſtritt über ein neues Ballet, daß von Paris erwartet wurde — ſie waren allein, für zwei Secunden.

Mareieli ſtand neben ihm; ſie war ſchön, wie immer, aber leichenblaß; ihre Augen waren feſt auf den Seppi geheftet.

Digitized by Google

Seppi ſah in die Höhe — Aug' in Auge! eine Minute lang —!

Sie ſprachen Beide kein Wort. Endlich hob Seppi an: „Biſt Du glücklich?“ fragte er.

Mareieli ſtand noch immer und ſah ihn an, mit ſtarrem, feſtem Blick. — „Nein,“ ſagte ſie.

In dieſem Augenblick näherte ſich der Prinz — „Schnell, mein Prinz, der neueſte Calembourg!“ rief ſie ihm von Weitem entgegen und hüpfte über das Verdeck, ſo leicht, ſo zierlich —

„Es iſt doch ein glückliches Weſen,“ ſagte der dicke Herr, indem er Zucker in den Kafe warf: „Und Gottlob, ich darf mich rühmen, daß ich ihr Glück begründet.“

Seppi biß die Zähne zuſammen und ballte die Hände; ſeine Augen waren blutroth, wie Kohlen, er ſah entſetzlich aus.

Der Maſchinenmeiſter rief nach ihm: „Mach zu, Seppi,“ ſagte er, „ſteig' hinunter, ſpar' die Kohlen nicht. Wir haben den Wind entgegen, laß den Keſſel pfeifen, es kann nicht ſchaden, wenn Du ein Teufelsfeuer machſt.“ — Die fremden Herren waren nicht geizig geweſen mit ihrem Wein; die Schiffsleute waren alle ein wenig ſchief unterm Wind, wie der Seemann ſagt.

Seppi ſtieg hinunter. — Die Räder ſauſten, das Schiff flog wie ein Pfeil; die Geſellſchaft rühmte die

Digitized by Google

herrliche Fahrt, es ſei ein excellentes Schiff, der Aetna, ſo ſchnell ſeien ſie noch nie gefahren.

Und man ließ noch einen Walzer ſpielen, zum Schluß.

Kommt auf einmal der *Maſchinenmeiſter gelaufen*, ganz kreideweiß, zitternd: es gäbe ganz gewiß ein Unglück, der Heizer ſei betrunken oder raſend geworden, er habe den Keſſel geheizt, über Maß, Kohlen auf Kohlen, wie ein Wahnwitziger, und die Sicherheitsröhren habe er verſtopft: der Keſſel könne das nicht aushalten, es ſei nicht möglich, ſie müßten Alle in die Luft fliegen, ohne Rettung, wenn man dem Wüthenden nicht Einhalt thäte.

Es war wunderbar, wie raſch die Geſellſchaft nüchtern ward. Sie wurden einen Augenblick ganz ſtumm, dann ſchrie Alles durch einander, der kleine Dicke wollte ſich am Tau herablaſſen in das Boot, der Prinz rief nach dem Kapitain, Marianne ſtand regungslos, keine Miene zuckte, ihr Auge war feſt auf das Schiff gerichtet —

Indem vernahm man einen dumpfen Knall, ein kurzes ziſchendes Knattern aus dem Innern des Schiffes, Dampf quoll auf, Flammen ſchlugen in die Höhe, die Räder ſtanden ſtill, das Schiff neigte ſich auf die Seite —

Zum Glück war man ziemlich nah beim Ufer; die Boote wurden ausgeſetzt und Alle glücklich ans Land gebracht. Bloß der das Unglück angerichtet, der Heizer war umgekommen; eine Platte des Keſſels hatte ſich gelöſt, der ſiedende Dampf war in ſein Kämmerchen ge-

Digitized by Google

drungen, man fand ihn auf der Erde, jämmerlich erſtickt, verbrannt, zerſchlagen . . . .

Marianne iſt noch immer eine gefeierte Künſtlerin; ſeit einigen Jahren ſpricht man davon, der Prinz von * werde ſie ſich antrauen laſſen. Vorigen Herbſt traf ich mit ihr zuſammen auf dem Dampfſchiff von Oſtende nach London. Es war ein angenehmer Zirkel, wir plauderten von Dieſem und Jenem. Auch von den Gefahren wurde geſprochen, die man auf Dampfſchiffen zu beſtehen habe. Marianne lächelte: ſie glaube nicht daran, man mache die Sache viel ſchlimmer, als ſie ſei. Sie ſelbſt ſei einmal in Gefahr geweſen, mit einem Dampfſchiff in die Luft zu fliegen, auf einem Schweizer See. Doch ſeien Alle mit dem Schrecken davon gekommen, nur ein einziger Heizer ſei verbrannt . . . .

Druckfehler.

Im erſten Band:

Seite 68.	Z. 6.	v. u.	lies:	aber, ein beſchwingter Vogel, hat ſie ihn.
= 104.	= 8.	=	=	=	Du deprecirſt.
= 333.	= 2.	= o.	=	Albigenſer.

Im zweiten Band:

Seite 50.	Z. 2.	v. u.	lies:	ſchließet zu.
= 66.	= 4.	= =	=	aufkeimende.
= 73.	= 8.	= o.	=	Aeſon.
= 87.	= 9.	= u.	=	richesse.
= 158.	= 3.	= o.	=	bleibt er jedoch.
= 252.	= 12.	= u.	=	unſere.
= 260.	= 9.	= =	=	Rhythmen.

Halle, Druck von Fr. W. v. Colbatzky.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google